Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

. Jahrg. – Nr. 49 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 4. Dezember 1938

Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

Der Sonntag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Nacht über Gruben und Zechen

Was wißt ihr von unseren Ruhrnächten? Ihr habt gehört, wie man das Lied sang den Nächten am Bosporus, den Nächten auf Capri, den Nächten auf Bali, den Nächten auf Spitzbergen. Aber höret ihr das Lied der Ruhrnacht? Wenn ihr träumtet, dann träumtet ihr von der Bläue des Meeres bei Sorrent, von der süßen, düftegeschwängerten Luft an luganesischen Ufern, von der kristallenen Silbernacht am Hardanger Fjord, von der schwülen Melancholie bolivianischer Wälder, von den zärtlichen Grashängen über alpinen Seen. Aber ihr träumtet gewiß nicht von der funkendurchstobenen Stahlnacht an der Ruhr?

Dann träumt ihr falsch, es trog euch euer Unterbewußtsein; euer Nichtwissen von der scharfen, beizenden Würze, von der gefährlichen einsamen Pracht der Ruhrnächte betrog euch um die schöneren Träume. Denn diese Ruhrnächte stehen höher denn alle Vernunft über allen Schönheiten der Erde. Das reißt kein anderes Erlebnis je wieder aus dem Herzen heraus: wenn der Abend sich niedersenkt mit den breiten, bleichen Laken des Nebels, der sich schnell und weich mit dem Dunst der tausend Essen vermählt, bis in die gasigen Schwaden, vom letzten Glanz der sinkenden Sonne widerstrahlt, Haus und Baum und Mensch sich auflösen. Der Lärm des Metalls in den Eisenwerken wird gedämpfter, das Rasseln der rasenden Ruhrschnellzüge verebbt in wohligem Gepolter, die rauhen Erzlager vor den Hochöfen rieseln und klingen mit zartem, wie sommerlichem Getön, und in der dusigen, rosigen Ferne stoßen die Schlote mit schwarzen Gebärden gegen den letzten Schimmer des Tages vor.

Dann beginnt die Ruhrnacht. Je schwächer das Licht wird, desto gieriger und beherrschender lecken die züngelnden Feuer der Martinöfen und Konverter in die tiefer werdende Schwärze des Himmels empor, ungebärdig wild, mit einem sprühenden Funkenschweif. Es zuckt und züngelt ringsum die Welt wie aus hundert Lagerfeuern. Eine ganze Armee scheint hier zu kampieren an dem Fluß, der Ruhr heißt, und an den krausen, blinkenden, klirrenden Pfaden der Züge.

Und jetzt blendet ein heller Schein das Auge: in einem breiten Goldstrom ergießt sich weißes, loderndes, brüllendes Eisen aus dem Abstich in die Sandbahn, gurgelnd und fressend, ein gefährliches Tier mit einem Maul voller Gift und Galle. Und an seiner heißen, rasenden Bahn stehen sie, die Männer der Ruhrnacht, die breite Krempe des zerfledderten Hutes über die Augen gerissen, die Eisenstangen in den lappengepolsterten Händen, vorgebeugt wie zur Abwehr, kampfbereit auf Tod und Leben, und werfen riesige Schatten zur unendlichen Düsternis des Himmels hinauf, in der der blutigrote Tanz des flammenden Stahls beginnt.

Die Erde schläft hier nicht. Unmerklich vibriert sie tagaus, tagein, jahraus, jahrein. Der Mensch auf ihr und in ihr unter den dumpfen Schleiern und Dürsten, höhlt sie aus, schlägt sie von oben, bedrängt sie im Innern, lockert sie mit Gewalt, fügt sie mit Gewalt doppelt fest wieder zusammen, pumpt ihre Adern leer und läßt sie hungern und dürsten, saufen oder fressen, ganz wie er will; denn er ist der Herr der Erde.

„Großstadtnacht" / Zeichnung von Ernst H. Grunwald (Bavaria-Verlag, Gauting vor München)

Unsagbar hoch und fern, verloren und einsam, leuchten schwach die Sterne wie von jenseits des Bewußtseins in diese gurgelnde, leuchende Welt. Der Atem jener geläuterten Höhen, kühl und gläsern, zephirn und unwirklich, streift wie fremd über uns dahin. Unsere Lunge atmet ihn nicht ein, er erreicht uns nicht. Weit draußen hinter der glühenden Hast und Unrast der Ruhrnacht erst senkt er sich auf die Felder und Wälder, Halm und Zweige feuchtend. Unser ist einzig der Ruch der murrenden, dampfenden Zechen, der beizend brenzlichen Kokereien.

Und da niemand schläft, ist auch niemand allein. Rechts von ihm, links ihm zur Seite, über und unter ihm sind Menschen, Menschen. Schweiß rinnt von ihren Stirnen, Kohlenstaub umflattert ihre wirbelnden Preßlufthämmer. Unheimlich greifen die Fangarme der Kräne hart an ihnen vorbei, und die feurigen Schlangen der Walzwerke umzingeln sie, und es braust sie glühender Wind an. Nein, es ist in der Ruhrnacht niemand allein. Die Ruhrnacht ist eine Nacht der Gemeinsamkeit.

Riesigen Christbäumen gleich, angeleuchtet von der laterna magica des schmelzenden Erzes, ragen die lichterbesteckten Eisengerüste der Oefen empor: die brummenden Kohlenwäschereien, aus tausend Fenstern blinkend, singen ihr feierliches Lied dazu. Und inmitten der flackernden, lärmenden, stampfenden Energien, die den Mensch sich mit stolzer Faust bezwang, mitten in der übertrumpften und ihres Wesens beraubten Nacht träumt ein Baum vor sich hin und träumt in seinen Zweigen ein Vogel, leicht schwankend, den Kopf versteckt im gebarschten Gefieder. Der Schein der Feuer zuckt über Schläfer und Träumer dahin. Ein Ewiges ruht hier im Arm des Vergänglichen.

Henry Bleckmann

Beinah brannte der Hof

Eine sudetendeutsche Geschichte von Rudolf Witzany

Mit einem queren, vertrutzten Blick sah der Wachlinger, der Knecht, dem Haimerbauern nach, der mit großen, schweren Schritten aus der Stube ging und die Tür hart hinter sich zuschlug. Das war jetzt hart auf hart gegangen und der Knecht stützte das Kinn in beide Fäuste und in ihm loderte ein wilder, brennender Zorn. Der Bauer tat ja, als wenn er, der Knecht gar nichts mehr zu reden hätte. Hatte er sich dafür geschunden, daß nun der Andere über seine Worte wegfuhr, wie über ein leeres, nutzloses Ding? Und überhaupt: Der Bauer! Allweil nur der Bauer! Und er war der Niemand. Der Knecht. Sollte er sich allweil für den andern rackern und plagen? Nein, er gehörte wohl doch nicht zum Hof, der Knecht. Er würde gehen. Was ging ihn der Bauer und sein Hof an.

Langsam schob sich der Wachlinger hinter der Ecke beim Ofen vor, rückte den Tisch ein Stück fein heiseite und trat aus der Stube. Draußen im Hof prüfte er das Wetter und sah mißmutig nach den Bergen, die weiße Nebelbänder übergezogen hatten. Ein Wind war aufgekommen, pfiff und säuselte, der zerrte an seinen Hemdärmeln, daß die schweren Arme bloß wurden. Waren harte, kantige Arme, die nichts von Weichheit wissen mochten.

Drüben im Stall wieherte ein Roß. Brummig stand der Knecht eine Weile, aber als sich das Wiehern wiederholte, stieß er doch zögernd den Riegel der Stalltür auf, um nach dem Pferd zu sehen. Da kam ihm der Bauer entgegen und er wandte sich hastig auf der Schwelle. Er wollte ihm jetzt nicht begegnen.

Dann sank die Nacht ein. Der Knecht hockte in seiner Kammer. Trotzig und allein. Warum konnte nicht er Bauer sein? Wenn hatte der Haimer den Hof und nicht er, der Wachlinger? Ach, zum Teufel die trüben Gedanken! Davon wurde es nicht anders. Oder meinte er am Ende gar, seinem Bauern das Bauernsein? Pfui Teufel! Nein, das tust du nicht, Wachlinger, gelt nein!

Er wollte schlafen. Aber es ließ ihm keine Ruhe und als es der Wind am Fenster gar zu arg trieb — drüben kreischte die offen gelassene Bodentür ächzend in ihrer Angel, — stand der Knecht noch einmal auf und trat wieder in den Hof. Fluchend, angesichts vor die Bodentür offen! Natürlich, der Bauer! Der hatte wohl vergessen, den Riegel vorzustoßen. Mißbilligend vor sich hinbrummend stapfte der Knecht in seinen Holzschuhen zur Türe, da merkte er, daß oben am Boden ein flackernder Lichtschein war. Licht? Wie kam jetzt Licht auf den Boden, wo das Getreide lag. Das Heu.

Auf einmal dachte er nimmer an den Bauern und war mit ein paar wilden Sätzen oben. Hinter ihm knarrte das Holz der schmalen Stiege.

Himmel! Der Knecht fuhr zurück. Da stand einer, ein Fremder, den er nicht kannte, und hielt einen glimmenden Span in der Faust.

„Höh!" Wie ein Bär schlug der Wachlinger seine Riesenfäuste dem andern in den Nacken, aber der Span fallen gelassen und das Flämmchen fand am Boden, wo die ersten Strohhalme lagen, neue Nahrung. Wild fuhr der andere herum, riß und zerrte, um aus dem eisernen Griff des Knechtes loszukommen. Der stand wie in einem irren Traum. Nun loderte das Flämmchen zu seinen Füßen auf, noch ein kleines Stücklein, dann war es drüben beim Stroh und dann. Dann — Dort hinten war das Korn und der Hafer. Und da drüben das Heu.

Keuchend packte er den andern und ein Ringen hub an, die Dielen krachten. Verzweifelt wehrte sich der Fremde. Da hob ihn der Knecht mit beiden Armen hoch und drückte ihn dann sich in die aufzuckende Flamme, die nur mehr durch ein kleines Stücklein Weg vom ersten Strohbündel getrennt war. Nun wälzten sich die beiden Männer am Boden. Ringten wieder und drückte der Knecht den Fremden in die Flamme und abermals der sich leuchtend und verbissen wehrte, mochte er doch nicht wider die Kraft des andern an.

Da war auf einmal das Feuer erstickt. Nur ein Stück Holz glostte noch schwelend. Der Knecht zerstampfte es mit dem Fuß, und richtete sich schweratmend auf. Um und um war stockfinstere Nacht. Er zerrte den andern, der nun schlaff geworden war, vom Boden hoch. Der Rauch kratzte ihn im Hals. Heiser fragte der Knecht:

„Wer bist? Hast wohl Feuer legen wollen?"

Der andere schwieg eine Weile, dann stieß er trotzig durch die Kehle: „Was geht's dich an? Aber wenn du es wissen willst: Bin einer von den Fahrenden, die drüben im Dorf rasten. Und der Bauer von dem Hof da, wollt' uns die Bleibe verwehren. Ueberall stoßen sie uns weg . . . Da — da — nun brach der Haß lodernd auf — „da hab ich ihm den roten Hahn aufs Dach setzen wollen." Dem Fremden schlugen die Zähne wie im Fieber aufeinander.

Der Knecht stand stumm und regtlos und ihm war, als hätte er ein großes, heimliches Wunder erlebt, davon er keinem erzählen durfte. Das nur ihm allein gehörte. Gedankenlos wischte er die Hände in sein weißes Hemd. Die Handflächen schmerzten vom Feuer. Er mußte sich an der kleinen Flamme doch verbrannt haben.

„Ihr Fahrenden und wir Bauern gehören nie zusammen", sagte er langsam. Da sagte der Mond helle Balken durch die Dachluke, daß gerade das Gesicht des Fremden davon angeglänzt wurde. Es war ein hartes, strenges Gesicht mit fremden, verbissenen Zügen.

„Ihr Bauern?", tat sich da der Mund vor dem Knecht höhnend auf. „Meinst, ich kenn dich nicht? Bist ja nur der Knecht? Bist dumm! Heut bist der Stärkere gewesen, wider mich. Gott hob du das Maul gehalten hättst. Wenn der Hof hingewesen wäre, brauchtest nimmer dem Bauer zu frenen . . ."

Der Knecht lachte auf einmal. Aber weil sein Gesicht im Dunkel war, konnte es der Fremde nicht sehen. Nur an der Stimme hörte er den eigenen, hellen Klang und sah verwundert auf.

„Nein, nein", sagte der Knecht still. „Der Bauer und ich sind nämlich eins." Und als der andere fragend den Mund auftat, zuckte der Knecht die Achseln. „Kann's nit so recht sagen, wie es auf einmal in mir da drin ist. Tut ja auch nichts. Verstehst mich ja doch nicht."

„Nein, das versteh' ich wirklich nicht", schüttelte der Fahrende den Kopf.

„Ja, grübelte der Knecht, muß wohl so sein. Zwischen dir und mir gibt es keine Brücke. Er raffte sich auf, stand mit einemmal lerzengerade und seine Stimme war hart und entschlossen:

„Jetzt kommst mit!" Und dann noch einmal leise, indes sich seine schmerzenden Fäuste fahen wieder fest um den Arm des anderen legten: „Und der Hof ist doch mein."

Er führte den anderen die Stiege hinunter und bei jedem Schritt knarrte das Holz, als wäre das ganze Haus lebendig geworden.

Wer weiß, wo Mabel steckt

Von Hans J. Toll

„Na, damals", sagte Fred, „damals bekam ich 500 Pfund für eine verschwundene Dame." Er lächelte verklärt, zauberte sich eine Zigarre aus dem Ohr und zog ein brennendes Streichholz aus der Westentasche, als wenn es gar nichts wäre. Denn Fred war in seiner besten Zeit einer der hervorragendsten Illusionisten sämtlicher Erdteile, ein Zauberkünstler, der vor höchsten und allerhöchsten Herrschaften seine Künste zeigte.

„500 Pfund", sagte Nelly, „das sind ja — laß mich mal rechnen!"

Fred zauberte ihre Handtasche vom Tisch, holte sie dem Kellner, der eben die achte Mocca Mosikto, eine von Fred eigenhändig erfundene Mischung, brachte, aus dem rechten Aermel und sagte: „Na, es war ein anständiges Stück Geld." Und dann erzählte er, was es damit auf sich hatte.

„Es war bei meinem ersten Auftreten in London. Da bringt der Portier eine Besuchskarte. Lord Newseager wolle mich sprechen. „Der war noch bei jedem Zauberkünstler", sagt der Portier und grinst, „immer läßt er sich ihre Tricks erklären."

„Soll reinkommen", sage ich.

Er kommt herein, sieht aus wie ein älteres Kaninchen und legt ohne langes Palaver los. Wie ich das mache, will er wissen, auf offener Bühne in einem Kasten eine Dame verschwinden lassen. Ich sage ihm, das sei mein Geheimnis, nur Mana Astri bringe außer mir dieses Stückchen noch fertig, und wir hätten uns eine Handvoll Versprechungen gegeben, nicht ein Sterbenswörtlein darüber zu sagen.

„Sehr gut", meint das alte Kaninchen, und dann bietet mir der Mann sage und schreibe einhundert Pfund für das Geheimnis. „Nein, Sir", sage ich. „200 Pfund", sagt er. „Nein, Sir", sage ich. Und so geht es weiter bis 500 Pfund, es war keine Unterhaltung, es war eine Art Versteigerung. „500 Pfund", sagt er. „Nein, Sir", sage ich. Da kommt er mir mit Winkelzügen. Ich dürfe also nichts sagen, wie? Gut, ich brauche es auch nicht. 500 Pfund für eine Privatvorstellung mit seiner Tochter in der Rolle der Assistentin, als das Fräulein, das in meinem Kasten verschwindet.

Das hatte er sich fein ausgedacht. Natürlich sollte ihm das Mädchen später alles erzählen. Nun sind 500 Pfund 500 Pfund, dagegen ist nichts zu sagen, und wenn ich sie mit Mano Astri teile, so bleib es immer noch ein hübsches Geld. Mano würde mir nicht böse sein, und bei dem Versprechen blieb es auch — ich brauchte nichts zu sagen, kein Sterbenswörtlein. „Alle abgemacht, eine Sondervorstellung und Mabel Newseager als Partnerin — eure Hand, Mylord!

Ich fahre an dem aus allen guten Geschichten bekannten schönen Tag zu den Newseagers und stelle meinen Kasten auf. Das Fräulein Mabel ist da, das schönste Mädchen, das mir in England vor Augen kam. Selbst Mabgy, die damals — aber das gehört nicht hierher. Das alte Kaninchen ist auch da, begutachtet sich den Kasten von allen Seiten und läßt mich anfangen. Bitte sehr — Fräulein Mabel tritt in meinen Kasten, „zwei, drei" sage ich und sonst noch ein bißchen Abrakadabra, und die Dame ist verschwunden. Eine Glanznummer!

„Ausgezeichnet", sagt Newseager, und er betastet den Kasten, beklopft, beborcht, beschnüffelt, beschnuppert ihn und kann nichts finden. Ich rauche meine zwei Zigarren und lasse ihn suchen — der findet nichts! „Wirklich ausgezeichnet", sagt er nach einer guten Zeit, und nun möchte ich, bitte schön, die Güte haben, Fräulein Mabel wieder erscheinen zu lassen.

Bitte sehr — „zwei, drei" rufe ich, und wer nicht wieder zum Vorschein kommt, ist mein Fräulein Mabel. Ich sage dreimal, viermal mein Sprüchlein her, der Apparat funktioniert wie noch nie, aber keine Mabel ist darin, und der Alte grinst. „Na", höhnt er, „es klappt wohl nicht?" Den Teufel auch, es klappt ganz und gar nicht. Ich probiere eine gute Viertelstunde, der Alte grinst nicht mehr, er sieht aus, als sei er einem apoplektischen Anfall nahe, und mir ist sehr übel. Ist aber alles umsonst, Mabel ist rettungslos verschwunden. Das Experiment ist so gut gelungen wie noch nie. „Machen Sie keine Sachen", schreit das Kaninchen, „geben Sie augenblicklich meine Tochter heraus!" Mein Gott, wie soll ich das? Sie ist weg, einfach weg, ich weiß selbst nicht wohin. Der Alte wirft mir Dutzende von schönen Beleidigungen an den Kopf, und ich stehe da wie verdaddert.

Nach 24 Stunden müssen sie mich freilassen — ja, sie hatten mich eingesperrt, als Mädchenhändler oder so etwas. Nach 24 Stunden war nämlich ein Telegramm gekommen, aus Gretna Green oder aus sonst einem Ort, wo Ehen im Handumdrehen geschlossen werden, ein Telegramm an Lord Newseager. „Erbitten telegraphisches Segen zur Vermählung, Mabel und Derrick" — stand darin. Da hatte doch das Mädchen einen Jungen, den sie liebte und den sie nicht heiraten sollte. Das alte Kaninchen hatte sie auf Schritt und Tritt bewacht, bis sie aus meinem Kasten entwischen konnte, mit Hilfe dieses Derricks. Und dann hatten sie nichts Eiligeres zu tun, als zu heiraten.

Der Alte tobte, er verfluchte mich und meine Künste, und von den 500 Pfund war nicht mehr die Rede. Aber Mabel und Derrick schrieben mir einen netten Brief. Vielen Dank und anbei ein Scheck über 500 Pfund. Ein prächtiges Paar, das muß man sagen."

Und Fred lächelte verklärt vor sich hin.

„Dinge, Djunge", sagte Nelly, „bertell, bertell, du riechst so schön nach Köhm." Denn Nelly ist aus der Gegend bei Hamburg.

Da zog ihr Fred ein Sträußchen duftender Veilchen aus der Nase, und wir tranken die nächste Runde Moskito.

Es geschah Schlimmes / *Von A. Baresel*

Damals, als wir unser Abiturium machten, trug man noch keine weichen Sportshemden, sondern steife Chemisetts und Manschetten. Es waren bewegliche Teilstücke eines gestärkten und gebügelten Oberhemdes, und sie sollten, am Westenausschnitt und an den Aermeln das vom Vater geliehenen Gehrocks hervorschauend, eine vollständige Wäschausrüstung vortäuschen. Das Bügelgeld für deren unsichtbare Teile wäre unserer Mutter als unnütze Ausgabe erschienen, wir selbst aber wollten als feine Herren ins Examen steigen.

Es war aber noch eine andere Unaufrichtigkeit bei dieser Angelegenheit. Die steif gestärkten weißen Manschetten dienten uns nämlich dazu, am Vorabend des Examens die gesamte Altertumsgeschichte in Grundzügen mit Bleistift darauf niederzulegen. Denn man verlangte dermaßen viel Geschichtszahlen von uns, nicht etwa aus der deutschen Geschichte, sondern vor allem aus der Zeit der alten Griechen, daß wir von vornherein daran verzweifelten, die Daten ordnungsgemäß dem Gedächtnis einzuprägen. Vielmehr, da die Manschetten, wie bereits gesagt, bewegliche Teile unserer Wäschausrüstung waren, konnte man sie nach Belieben im Aermel vor- und zurückrutschen lassen und in Examensnöten schnell mal einen Blick auf die gleitenden Geschichtstabellen werfen.

Es war mir gelungen, auf der linken Manschette die römische und auf der rechten die griechische Geschichte in ihren Hauptdaten in Kritzelschrift unterzubringen. Was konnte nun noch Schlimmes geschehen?

Aber es geschah Schlimmes. Als ich am andern Morgen die so wichtigen Röllchen vom Schreibtisch aufnehmen und anlegen wollte, waren sie verschwunden. „Lieber Alfred", sagte meine Mutter, „du wolltest doch nicht etwa mit diesen schmutzigen Manschetten ins Examen steigen? Es ist eine feierliche Angelegenheit. Hier sind ein paar frische."

„Und — wo — sind die alten?"

„Bereits im Waschfaß. Minna wäscht heute."

Ich legte die schneeweißen Röllchen an, ohne mit der Wimper zu zucken — auf keinen Fall hätte ich mein schimpfliches Geheimnis preisgeben mögen."

Aber es schien gar kein zu sein. Unserem Geschichtslehrer war der Trick offenbar längst bekannt. Denn als er nun im feierlichen Bratenrock das Katheder betrat, zog er freundlich lächelnd seine Manschetten aus den Aermeln und stellte sie neben sich: „So, meine Herren. Wir wollen uns die Sache angenehm machen. Wir wollen das schwierige Examen gleichsam in Hemdärmeln abfolvieren. Wollen Sie, bitte, meinem Beispiel folgen und alle miteinander die so lästigen Röllchen ablegen. Ich bewahre sie einstweilen hier vorn auf dem Katheder auf."

Unser Geschichtslehrer überfah die Angelegenheit großzügig, sah scheinbar gar nicht hin auf die beschriebenen Manschetten. Mir aber ward er einen Blick unverhohlener Anerkennung zu. Ich bekam die leichteste Frage, nämlich nach der Schlacht bei Issus, als Alexander der Große den Perserkönig besiegte. 888 vor Christus. Ich hatte nichts anderes zu tun, als den von unserem gütigen Geschichtslehrer gepräpten und oftmals vorgetragenen Satz nachzusprechen:

Drei — drei — drei
bei Issus Keilerei.

Es war so ziemlich die einzige Geschichtszahl, die ich fest im Gedächtnis hatte. Deshalb weiß ich sie heute noch. Alle anderen Zahlen sind in Minnas Waschfaß untergegangen.

Dies nebenbei

Daß die Söhne ihren Vätern „über den Kopf wachsen", kommt häufiger vor und ist in dem Sinne gemeint, daß die Jungen schnell der väterlichen Führung entwachsen. Aber Herr Prof. Woodruffe vom Institut für Anthropologie in London meint diesen Ausdruck in seinem Forschungsbericht nicht sinnbildlich, sondern wörtlich. Er hat nämlich bei der Untersuchung von mehreren tausend Familien in den letzten Jahren die Feststellung gemacht, daß in 90 Prozent aller Fälle die Söhne an Körpermaß größer sind als die Väter. Daraus kann man schließen, daß die Menschheit in einer Wachstumszunahme begriffen ist. Einige Anthropologen haben an dieses Ergebnis bereits ihre Betrachtungen geknüpft und meinen, daß sich aus diesem Zustand, falls er anhält, ein „Zeitalter der Giganten" entwickeln würde, das freilich, da die Entwicklung ja sehr langsam vonstatten geht, noch in weiter Ferne liegen wird. Immerhin steht Prof. Woodruffe nicht an zu erklären: „Wenn diese Wachstumszunahme anhält, wird in fünftausend Jahren eine Rasse von Riesen die Erde bevölkern, für die das Durchschnittsmaß mehr als 2½ Meter beträgt." Wie weit eine solche Vermutung berechtigt ist, kann nur die Zukunft lehren, die allerdings weder Prof. Woodruffe noch wir erleben werden . . .

*

Als wir Kinder waren, hat uns das Märchen von den Siebenmeilenstiefeln immer besonders gut gefallen. Nachher haben wir erfahren, daß sich in diesem Märchen der uralte Sehnsuchtstraum der Menschheit verbirgt, sich schneller fortzubewegen, und wir haben es erlebt, daß dieser Traum im modernen Auto und Flugzeug seine Erfüllung gefunden hat. Jetzt meldet sich aber noch ein ungarischer Schuhmachermeister namens Ilja Kanterdzijevic aus Lovisad mit einer Erfindung von Geschwindigkeitsstiefeln, in denen man dreimal so schnell vom Fleck kommen soll als auf gewöhnlichen Schustersrappen. Nach der Beschreibung haben diese Stiefel eine besondere Art von Sohlen, deren zwei Gummiflichen einen mit Luft gefüllten Raum umschließen. Mit Hilfe von Aluminiumplättchen hält man in diesen federnden Schuhen das Gleichgewicht. In diesen Schuhen soll man nun in der Stunde 15 km bequem und ohne Ermüdung zurücklegen. Zunächst sucht nun aber der Erfinder jemand, der Kapital in seine Stiefel steckt, um das „Millionengeschäft" zu machen, das sich der Erfinder davon verspricht. Hoffentlich geht es nun dem Geld, das man in diese Stiefel steckt, nicht so wie dem Geld, das andere Leute in den Strumpf stecken statt auf die Sparkasse zu bringen: Es bringt nämlich keinen Gewinn.

*

Frauen, die viel Geld haben und schöne Pelze lieben, träumen von einem echten Chinchilla-Pelz. Die Chinchilla ist eine Hasenmausart, die es bisher nur in Südamerika gab und von der ein einziges Paar dort nicht weniger als viertausend Dollar kostet. Es ist also nicht zuviel gesagt, wenn man den Wert dieses kostbaren Pelztieres höher als sein eigenes Gewicht in Gold ansetzt. Die rücksichtslose Jagd auf die Chinchilla hat dahin geführt, daß es heute kaum noch 200 Exemplare dieser Tiere gibt. Inzwischen steht die Chinchilla natürlich unter Naturschutz und man versucht, sie in Farmen zu züchten. Bisher war man der Ansicht, daß eine Züchtung auf europäischem Boden nicht möglich sei; nun ist es aber doch einer Farm in England gelungen, gute Erfolge zu erzielen. Trotzdem wird sich die Damenwelt vorerst mit Pelzen des Chinchillahasen oder Chinchillakanin begnügen müssen. Denn ein Pelz von der echten Chinchillamaus dürfte auch für die Besitzenden im Allgemeinen unerschwinglich sein.

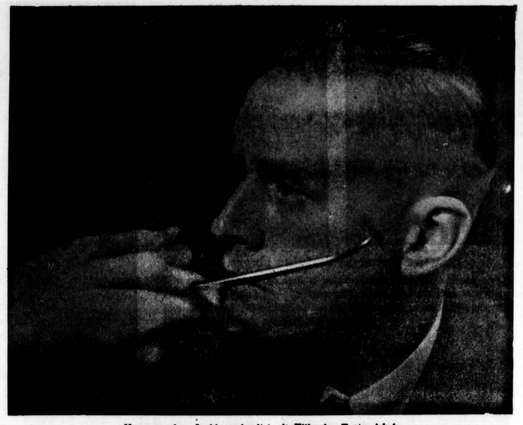
*

Wo haben die Menschen den besten Appetit? In Australien, sagt die Forscherin Inez Dadswell von der Universität Melbourne. Für diese Behauptung liefert die Forscherin auch Beweise, die von einer erstaunlichen Magenleistung der australischen Eingeborenen Zeugnis geben. So berichtet sie von einem eigenen Erlebnis, das zwei Eingeborene von morgens bis zur Abenddämmerung einen Känguruhbraten von über einem halben Zentner Schwere bis auf die Knochen verzehrten. Ein anderer australischer „Feinschmecker" verspeiste einen ganzen Emu innerhalb von drei zeitlich dicht beieinanderliegenden Mahlzeiten. Ein dritter verzehrte innerhalb eines einzigen Jagdtages zwei Gänse, zwei Truthähne und als besondere Delikatesse eine Eidechse von über einem halben Meter Länge. Einmal sah die Forscherin fünf farbige Australier nicht weniger als 150 Schwaneneier vertilgen. Im übrigen muß der Magen des australischen Eingeborenen auch sehr häufig lange Hungerperioden durchmachen, die er aber eben schnell durch

Rassenkunde

das geht jeden an!

Immer wieder lesen wir in den Zeitungen, daß wissenschaftliche Institute durch ihre Gelehrten ganze Dörfer in rassenkundlicher Hinsicht untersuchen und beobachten, auch in den Schulen und bei sonstigen amtlichen Untersuchungen wird der Rassetyp festgestellt. Mancher wird sich wundern, daß der Arzt sich für seine blauen oder braunen Augen oder für seine Schädelform interessiert, aber diese Erhebungen dienen wichtigen rassekundlichen Statistiken und Forschungen. Hier zeigen wir einige Bilder über die praktischen Methoden, die zur Ermittelung der verschiedenen Rassetypen führen.



Messung der Jochbogenbreite mit Hilfe des Tasterzirkels

Ebenso wie die Augen zeigen auch die Haare eine Vielfalt der Farbtönung. Die Haarfarbentafel, deren Haare aus feinstgesponnenem Glas bestehen, gibt uns die Möglichkeit, die Haarfarbe der zu untersuchenden Person einzuordnen.

Es mag bei vielen Erstaunen hervorgerufen haben, daß die Rassengesetzgebung des neuen Deutschlands — obwohl nur eine rein innerpolitische Maßnahme — einen derartigen Widerhall im gesamten Ausland, vor allem aber bei den Gegnern unserer Weltanschauung gefunden hat. Und doch war dieses Echo verständlich. Erkannten doch unsere Feinde in allen Ländern klarer als manche von uns, daß hier ein neues Weltbild in die politische Wirklichkeit umgesetzt wurde, ein Weltbild, das die Ergebnisse der biologischen Wissenschaft zur Grundlage hatte. So setzte denn auch bald nach dem Umbruch ein Kesseltreiben aller uns Mißgesinnten ein, um unsere Anschauungen über die Rassenfrage „wissenschaftlich zu erledigen". Doch merkwürdig schnell wurde diese Taktik aufgegeben, als man feststellte, daß die wirklichen Fachleute aller Länder unsere Auffassung als biologisch einwandfrei und folgerichtig anerkennen mußten. So sucht man heute andere Wege, um den Blutsgedanken als Grundpfeiler unserer Weltanschauung zu zerstören. Gerade deswegen muß sich jeder von uns über die biologischen Grundlagen der Rassenkunde im klaren sein. Denn auch die Rassenhygiene ist undenkbar ohne Rassenkunde. Und ein Staat, der das Erste von seinen Bürgern verlangt, muß das Andere zur Allgemeinbildung fordern.

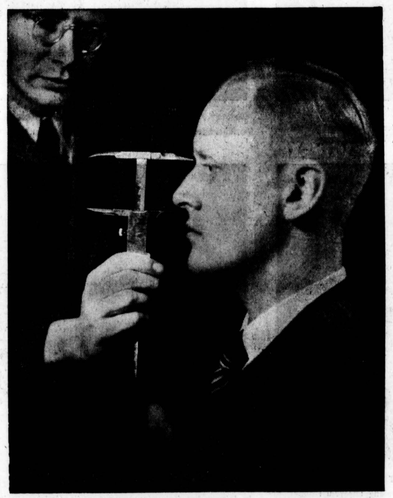
Die hier wiedergegebenen Bilder zeigen einen Ausschnitt aus der Praxis rassenkundlicher Untersuchungen, um die rassische Zusammensetzung unseres Volkes zu erkennen. Es wäre verfehlt zu glauben, daß das Ergebnis einer derartigen Untersuchung stets ein unbedingt sicheres Urteil über die Rassenzugehörigkeit eines einzelnen Menschen zulasse. Vor allem die seelischen Rasseneigenschaften können wir allein auf Grund der äußeren Merkmale einer Person kaum feststellen. Wissenschaftlich besteht zwar kein Zweifel, daß zu einem „Rassenkörper" auch eine „Rassenseele" und ein „Rassencharakter" gehört. Doch durch die verschlungenen Wege der Vererbung ist diese leib-seelische Einheit in unserer rassisch durchmischten Bevölkerung teilweise gestört. Ist also eine Rassendiagnose für den Einzelnen nur von bedingtem Wert, so ergibt doch eine Zusammenfassung aller derartiger Untersuchungen ein genügend klares Bild der rassischen Zusammensetzung ganzer Volksteile. Und auch nur durch die Untersuchung ganzer Bevölkerungsgruppen kann man zu sicheren Schlüssen über die seelischen Eigenschaften ganzer Rassen gelangen.

Es liegen in Deutschland bisher nur verhältnismäßig wenig Stichproben über die rassische Schichtung unseres Volkes vor. Erst wenn wir über die blutsmäßige Zusammensetzung des ganzen deutschen Volkskörpers ein klares Bild gewonnen haben, können wir auch an eine ziel sichere Arbeit auf bevölkerungspolitischem Gebiete gelangen.

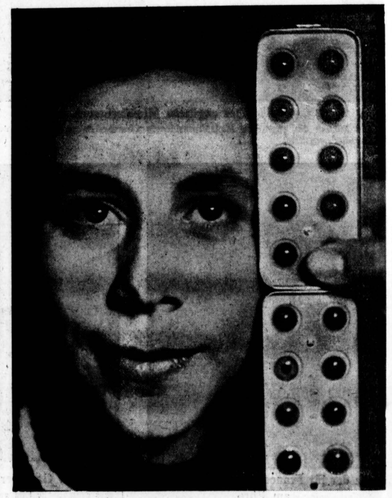
So ergeben sich für die Rassenkunde als Wissenschaft eine große Anzahl von Aufgaben, die der Arbeit und Lösung harren. Das neue Deutschland hat der Rassenkunde den Lebensraum gegeben, der ihr gebührt. Schon heute beginnen die Ergebnisse der Rassenkunde und Vererbungslehre auf allen Gebieten eine tiefgreifende Umwandlung hervorzurufen.

Paul E. Buettner

(Phot.: Carolus)



Die Form der Nase ist eines der kennzeichnendsten Rassenmerkmale. Hier wird die Nasenhöhe gemessen, die zur Nasenbreite in Beziehung gesetzt den Nasenindex ergibt

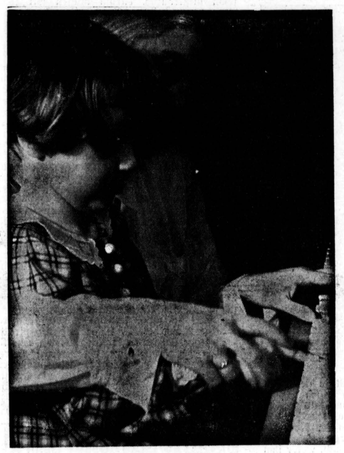


„Blaue" und „braune" Augen weisen unter sich vielfache Abstufungen und Uebergänge auf. Mit Hilfe der Augenfarbentafel können die wesentlichsten Unterschiede festgestellt werden

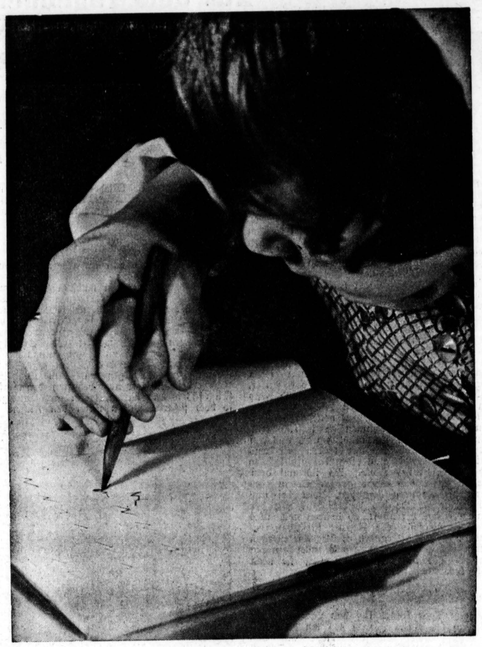
Mutterhände

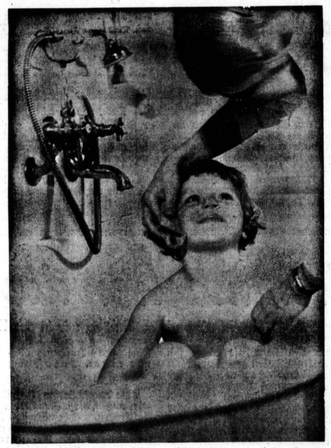
hüten hegen und helfen

Hände führen ihre eigene Sprache. In ihnen prägt sich Wesentliches vom ganzen Menschen aus. Man braucht nicht lange zu raten, man sieht es Händen gleich an, ob sie täglich den Hammer führen müssen oder den Federhalter. Man sieht aber auch, wieviel vom Leben durch sie hingegangen ist: Schmalgliedrig und weich sind die Hände des jungen Mädchens, rissig, dürr und verhalten die der alten Frau. Und es ist nicht von ungefähr, daß wir Ehrfurcht empfinden vor den Händen, die sich im Leben bewährt, die nach vielem verlangt, vieles ergriffen haben und so manches haben fahren lassen müssen. Die den Pflug und das Schwert geführt, die Arbeit bewältigt und hartes Geschick gewendet haben. Ehrfurcht empfinden wir aber auch vor den Händen der Mutter, die uns tausendmal im Leben gehütet, gehegt und geholfen haben, die vielleicht schon für immer ihre Ruhe gefunden haben. Aber die sorgenden Pflichten übernehmen immer neue Hände und immer neues Leben wächst unter den Händen der Mütter heran. Ihre Aufgaben sind groß und erhaben, ihr Dienst ist selbstlos und begehrt keinen Dank. Aber jeder von uns wüßte eine kleine Geschichte von den Händen seiner Mutter, wie sie ihm Gutes gegeben, Unheil von ihm abgewendet haben. Geschichten, wie sie diese Bilder erzählen:



Ein kleines Lied. Immer hat Klein-Inge die Mutter bewundert, wenn sie am Klavier gesessen und so herrliche Musik gemacht hat, daß auch der Vater ganz ruhig und still saß. So etwas möchte Klein-Inge auch einmal können. Sie wüßte soviele Lieder, die sie beim Spielen in dem großen Sandkasten und beim Ringeireihen singen. Und so schwer kann es doch gar nicht sein. Wenn die Mutter ihr hülfe? Wahrhaftig, sie tut es, und in der Mutter Hand findet das kleine Fingerchen die Töne schnell und richtig zusammen: „Alle meine Enten . . ."

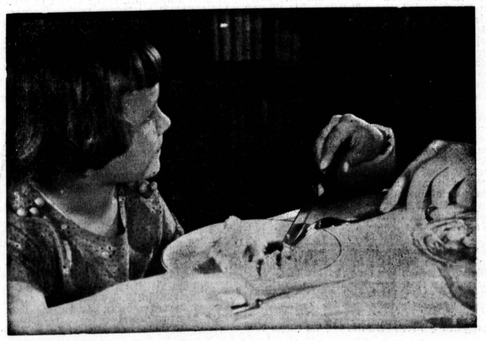




Der i-Strich. Klein-Inge geht gerade den dritten Tag zur Schule. In diesen drei Tagen hat sich Klein-Inge viele Gedanken gemacht. Um das i, das die Lehrerin an die Tafel gemalt hat und das sie nun alle nachschreiben müssen. Eine ganze Seite voll, und noch eins. Warum eigentlich, hat Klein-Inge drei Tage hindurch gedacht. Die Puppe sitzt zu Hause und hat Langeweile, nur weil Klein-Inge i-Striche malen muß. Ihr kleines Herz lehnt sich auf. Sie will keinen i-Strich mehr malen; sie will mit der Puppe spielen und mit Nachbars Peter raulen. Da fühlt Klein-Inge plötzlich eine Hand lind aber doch fest über dem kleinen Händchen, das gerade das Schreibzeug aus der Hand legen wollte. Es ist die Hand der Mutter. Und sie hilft Klein-Inge über die erste Versuchung zu der kleinen, notwendigen Pflicht. Strichauf, strichab, strichauf. Jetzt macht es Klein-Inge Freude, und schon hat sie die Puppe und Nachbars Peter vergessen.

Wie flink das geht! Klein-Inge muß sich wundern, wie flink die Hände der Mutter sind. Ununterbrochen sind sie beschäftigt, etwas Nützliches und Erfreuliches zu bereiten. Klein-Inge hat einmal geträumt, daß die Mutter viele, ja unzählige Hände gehabt hätte. Aber das kommt wohl vom Wundern. Wenn Klein-Inge beispielsweise des Mittags am Tisch sitzt, muß sie immer nur der Mutter flinke Hände ansehen, wie sie mit Messer und Gabel so sicher die Speisen für den kleinen Gast mundgerecht machen. Mit großen, staunenden Augen sitzt Klein-Inge dann und vergißt darüber beinah ihren Hunger. Aber nur beinahe. Denn vom Essen hält Klein-Inge viel, und wenn die blanken Bestecke von Mutters Hand geführt, eine so lustige Arbeit auf ihrem Teller verrichten, läuft ihr das Wasser im Munde zusammen, und sie muß die guten Hände immer liebhaben, die stets neu den kleinen Hunger zu stillen wissen.

Fotos (5) Arthur Grimm / Linden-Verlag
Text: Josef J. Link



Im Bade. Ein Fest für Klein-Inge ist stets die Badestunde. Was gibt es Herrlicheres, als pudelnackt im Wasser herumzuplanschen und sich zu brausen. Aber auch in dieser Angelegenheit bringen die Hände der Mutter Sinn und Ordnung. Es wird nicht nur geplanscht, sondern auch gewaschen. Gründlich vom Scheitel bis zur Sohle. Aber das Schrubben und Bürsten tut nicht weh; und viel lieber noch als den weichesten Schwamm hat Klein-Inge Mutters Hände, die so herrlich behutsam den kleinen Körper abseifen. Hier sieht man sehr deutlich, wie wohl sich Klein-Inge in der Badewanne unter den Händen der Mutter fühlt . . . Hell leuchten ihre blanken Augen der Mutter entgegen. Sie lacht und hat ihren Spaß; denn nur ein blitzsauberes Mädchen hat die Mutter gern.

Betrübtes Herz. Auch in einem so kleinen Leben gibt es ja nun nicht immer nur Sonnenschein. Da stellen sich dann auch die kleinen Schmerzen und Bitterkeiten ein. Eine Freundin hat Klein-Inge gekratzt oder ihr ein böses Wort gesagt. Nun kommt sie weinend ins Haus gelaufen: „Mutter, die Liesel hat . . ." Oder die Kleine ist gefallen und hat sich gestoßen. Dann legen sich immer die weichen, gütigen Hände der Mutter auf Inges Kopf und geben eine so wunderbare Geborgenheit. Das kleine Herz beruhigt sich so schnell unter Mutters tröstenden Händen.

Aus dem Tagebuch eines Verschollenen

Den Korallenriffen entronnen

Die tollkühne Flucht der „Emden"-Männer über den Indischen Ozean und durch Arabien

Von Fritz Winterling, Emden

5. Fortsetzung

Beide Boote hatte der Kommandant nach dem arabischen Hafen Hadana geschickt, wo sie auf uns warteten. Nach zwei Nächten mit je 18stündigem Ritt erreichen wir den Ort. Die Boote waren allerdings sehr klein, etwa 12 Meter lang und 4 Meter breit mit je drei Mann Besatzung. Aber, wir waren zufrieden. Den Engländer fürchteten wir auch nicht besonders, denn im Schutze der Korallen-Riffe und der Sandbänke, die sich vom Süden bis nach Dschidda ziehen, hatten wir wenigstens nicht mit größeren Schiffen der Gegner zu rechnen. Allerdings war das Fahren im Gewirr der Riffe und Sandbänke für uns äußerst gefährlich, deshalb suchen wir auch nur tagsüber. So gingen wir jeden Abend an einem größeren Riff vor Anker, d. h. ein Araber sprang ins Wasser und band den Kahn vorn und hinten fest. Am Tage hielten wir uns ziemlich weit voneinander, um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, denn, daß die Engländer unermüdlich nach uns auf der Suche waren, darüber waren wir uns einig. Trafen wir uns einmal „zufällig", so gab es ein großes Hallo. Da sich auf dem zweiten Boot, das etwas größer als unseres war, die Kranken befanden, war bei uns immer die Freude des Widersehens mit der bangen Frage verknüpft, ob drüben noch alles in Ordnung sei. Die Seeluft tat allen, besonders aber den Kranken, wohl. Die meisten hatten sich bald wieder erholt, aber einigen saß der Tod im Nacken und ließ sie nicht mehr los.

Das Krankenboot kenterte

Einige Tage später lief das Boot mit den Kranken bei einem Sturm auf ein Riff und kenterte. Dieser Schiffbruch war auf das Versagen des Lotsen zurückzuführen. Schnell eilen wir den Kameraden zu Hilfe. Aber der Sturm, der schon seit Mittag die See beunruhigte und immer stärker wurde, machte uns schwer zu schaffen und bringt uns selbst in größte Gefahr. Schon zweimal saßen wir auf einer Sandbank auf, oder, nur necettet durch den Kommandanten, der jetzt das Steuer führte, sagten wir haarscharf an Riffen vorbei. Der Sturm warf uns hin und her, der kleine Kahn krachte in allen Fugen, der Mast drohte über Bord zu gehen, und zu allem Unglück war es mitternacht. Wir können nicht mehr weiter, sind auf etwa 400 Meter an die Unglücksstelle gekommen und müssen festmachen. Unter den schwierigsten Umständen, denn wir hatten nur einen Eimbaum, wird Mann um Mann gerettet. Menschen waren nicht zu Schaden gekommen, aber die Waffen, die liegen im Wasser. Schon bei Dunkelwerden sehen wir, zwar noch weit, eine Insel, bei der ein Dreimastschoner lag. Obwohl wir im Boot ein offenes Feuer anzündeten, das von der Insel aus bestimmt gesehen wurde, kam doch niemand zu Hilfe. Auf unsere Frage, was dies zu bedeuten hätte, erklärten uns die Araber mit englischen Gesichtern, das seien Idris-Araber, die seien tschock lena (d. h. sehr schlecht).

Am anderen Morgen senden wir nach der Insel und fordern Hilfe. Wir knausserten nicht mit Geldangeboten, obwohl wir keinen Pfennig hatten, aber sie lehnten ab. Mit Gewalt war hier nichts zu machen, denn mit dem jetzt völlig überladenen Boot waren wir machtlos. Wir machten uns nun daran, selbst die Waffen zu bergen, wobei wir feststellten, daß die MG-Munition stark gelitten hatte. Als wir alles zusammen hatten, mußten wir, um überhaupt fahren zu können, Wasser und Proviant über Bord werfen, denn das Boot lag zu tief im Wasser. Dem Sturm, der sich gegen Morgen gelegt hatte, folgte eine leichte Brise, die uns von der Unfallstelle fortbrachte. Jetzt, nachdem wir die Insel im Rücken hatten, erklärten die Araber uns, die Bewohner seien Seeräuber, die fortgesetzt Schiffe anhielten und ausplünderten. Nun konnten wir das Benehmen der Kerle erst ganz verstehen, und daß die Piraten uns verfolgen würden, war uns ebenfalls klar. An einem großen Riff gingen wir abends vor Anker. Die Hälfte wachte, die anderen schliefen. Da nähert sich in der Dunkelheit ein Boot, bestimmt sind noch mehr da, die sich weiter ab halten. Endlich ist das Boot in Rufweite. Mit entsicherten Waffen ihm wir Mann an Mann, um die Piraten gebührend zu empfangen. Wir rufen an, unter allerlei faulem Geschwätz kommt das Boot näher. Auf einmal stellen wir uns alle mit vorgestreckten Gewehren und kriegerisch machen die Piraten kehrt, verfolgt von schallendem Gelächter. Sie hatten ihrem Namen keine Ehre gemacht. Weitere Abenteuer konnten gab es in dieser Nacht nicht. Doch bei Tagwerden waren wir nicht wenig überrascht, feststellen zu müssen, daß wir nicht mehr auf unserem Ankerplatz lagen. Eine starke Strömung hatte uns in der Nacht abgetrieben — und wo lagen wir jetzt? Der Kommandant ruft: „Jungens, wir liegen in der englischen Blockadelinie". Schnell verduften wir wieder hinter die schützenden Korallen. Zu unserer Freude erfuhren wir später, daß der Engländer, der in von dem Schiffbruch nichts wußte, uns schon weiter wähnte und vor Dschidda, wo die Korallenriffe zu Ende sind, auf uns lauerte. Wieder einmal hatte uns ein guter Stern geleuchtet. Auf unsere Sicherheit bedacht, hielten wir uns jetzt mehr unter Land.

Wohlbehalten in Kunfida

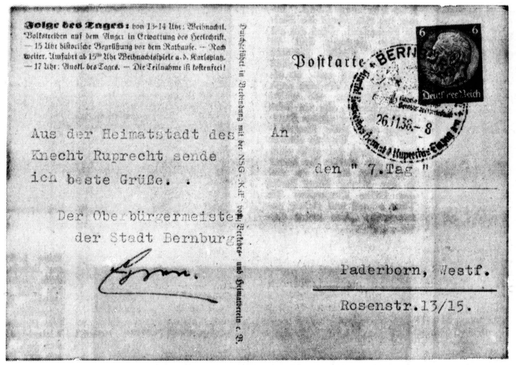
In diesen Tagen war unser ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet, schnellstens weiterzukommen, um im nächsten Hafen einen größeren Zambuck (Segler) zu mieten. Das jetzt nach dem Schiffbruch mit 60 Mann stark überlastete Boot knirschte in allen Fugen, und die Araber, die ja ihren Kahn kennen mußten, machten ganz verzweifelte Gesichter. Zwei Tage und Nächte hausten wir nun schon in diesem Heringsfaß, jeder Sturm wäre unser sicherer Untergang gewesen. Am 19. März 1915 erreichten wir wohlbehalten den Hafen Kunfida und hatten, wenn auch sandigen, so doch sicheren Boden unter den Füßen.

Wir haben endlich, den Begriffen des Landes entsprechend, ein anständiges Schiff, das Platz für alle hat. Auch haben wir Zuwachs bekommen, haben uns um eine Einheit vermehrt. In Kunfida hat sich nämlich ein türkisch-marokkanischer Konsul mit seiner Frau uns angeschlossen, die auch versuchen wollen, Konstantinopel zu erreichen. Sanim Bei, so hieß der Konsul, war ein weißhaariger, freundlicher Herr, seine Frau — wir bekamen sie nicht zu sehen. Der strengen Sitte des Landes entsprechend, blieb sie immer unter dem schützenden, verhangenen Sonnensegel ihres kleinen Zambucks. Nach diesem Hin und Her der Türken — anscheinend können sie uns hier gut leiden, weil sie uns dabehalten wollen — gehen wir zusammen in See. Früh am Morgen geht das „Geschwader" Anker auf, mit der Absicht, Dschidda anzulaufen. Da vor dem Hafen, wie schon gesagt, die Korallenriffe zu Ende und wir somit unseres natürlichen Schutzes beraubt sind, waren wir der Gefahr der Gefangennahme ausgesetzt. So wurde Sanim Bei, der ja nichts zu fürchten hatte, als Kundschafter vorausgeschickt. Er erreicht glücklich den Hafen, kehrt wieder um, um uns zu berichten, daß der Hafen von den Engländern blockiert ist. Das war für uns ein harter Schlag. Mit müden Augen schauen wir nach Land, nach der fürchterlichen Wüste. Wir alle fühlen und wissen, jetzt geht es wieder hinein in die brennende und sengende Einöde.

Wir laufen eine kleine Bucht an. Weiter im Lande liegt ein Ort namens Lidd. Eine Landzunge, auf der einige Häuser stehen, stößt ins Meer. Der Konsul knüpft mit den Eingeborenen die nötigen Verbindungen an, alles übrige bleibt an Bord. Als er feststellt, daß die Araber kein Türkisch verstehen, gibt er uns für türkisches Militär aus, womit die Araber zufrieden sind. Nun bringen wir die Schwerkranken an Land, und wir bleiben vorerst noch an Bord, denn die Eingeborenen sind schon mißtrauisch, darum müssen wir jeden Verdacht vermeiden. Am zweiten Tage, nachdem wir arabische Kopftücher, die als Sonnenschutz dienen, erhalten und sie mit unseren selbstgebauten „Kalaschnikows" vertauscht hatten, gingen auch wir an Land, denn die Weiterreise konnte wegen der Blockade nur zu Lande erfolgen. Mittlerweile werden aus der Umgegend die Tiere zusammengetrieben. Wir sind schon einen Tag an Land und stellen fest, daß uns die Araber fortgesetzt mißtrauisch mustern und immer fragen, ob wir auch wirklich Türken wären. Diese Frage wurde immer ebenso lebhaft wie laut bestätigt. Das Mißtrauen ließ die Araber aber nicht los, bis am Abend die Bombe platzte. Nachdem die Eingeborenen ihr Abendgebet verrichtet und schon einige Male am Tage festgestellt hatten, daß wir keine Gebete verrichteten, erhob sich ein großes Geschrei. Mit aller zur Verfügung stehenden Deutlichkeit erklärten sie, jetzt hätten sie unseren Betrug erkannt, wir wären Christen, und sie würden uns jegliche Hilfe versagen. Hier half keine Entschuldigung und Gegenrede, denn die Kerle sind hartnäckig. Um die Abreise zu verhindern, wollten sie nun wieder die Kamele abreiten. Bestimmt hätten wir sofort bei Abreise gezwungen, aber wir konnten nicht, weil ein Kamerad im Sterben lag. So senkt sich unter lautem Palaver der Araber die Nacht herab. Sofort riegeln wir die Landzunge ab, stellen Posten aus, um ein Abtreiben der Kamele zu verhindern. Waren auch noch nicht genügend Kamele zusammen, so hatten wir immerhin so viele, um Kranke, Waffen und Proviant zu transportieren; wir anderen hätten eben laufen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Herdfeger besser denn je



Grüße aus der Stadt des Knechts Ruprecht

Knecht Ruprecht, den die Kinder als den Begleiter St. Nikolaus kennen, genießt in der Stadt Bernburg an der Saale ein besonderes Ansehen. Hier erscheint er alljährlich (auch „Heele Christ" genannt) hoch zu Roß und erfreut die Kinder mit kleinen Geschenken und Süßigkeiten. Er wird sogar im Rahmen eines Heimatfestes am 4. Dezember vor dem Rathaus feierlich von der Stadt empfangen. Aus diesem Anlaß gibt die Reichspost in der Zeit vom 15. Nov. bis 31. Dez. einen Sonderstempel heraus. Auf einer Karte hat uns der Oberbürgermeister der Stadt Bernburg mit dem Ruprechtsstempel auch Grüße aus der Ruprechtstadt gesandt, wofür ihm alle Leser des „7. Tages" herzlich danken.

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Auf höchst ungewöhnliche Weise rächte sich der 34jährige Charles Whalen aus New York an der Erwählten seines Herzens, die ihn schmähe von ihm abgewandt hatte. Nachdem alle Versuche, die Liebe des jungen Mädchens zurückzugewinnen, vergeblich blieben, überhäufte Whalen die Treulose zunächst mit anonymen Drohbriefen und Paketen, in denen sich Totenschädel, tote Mäuse, blutgetränkte Tücher und Menschenknochen befanden. Als Höhepunkt dieser „Vergeltungsaktion" aber sandte er ihr einen Sarg in die Wohnung und bestellte schließlich noch einen Leichenwagen, der vor dem Hause des zu Tode erschrockenen Mädchens vorfuhr. Als die schwarz gekleideten Männer erklärten, sie sollten die Leiche von Mrs. Miller abholen, fiel die junge Dame in Ohnmacht. Dann aber eilte sie zur Polizei und erstattete gegen ihren ehemaligen Bräutigam, in dem sie den Urheber dieser Streiche vermutete, Anzeige. Der rachsüchtige Mr. Whalen wurde zu zehn Tagen Gefängnis verurteilt.

*

Als beste „wahre Geschichte" prämierte eine New Yorker Wochenschrift die folgende kleine Begebenheit, die von einer Farm in Arkansas gemeldet wurde. Vor Jahren war einem dort ansässigen Ehepaar ein Sohn geboren worden, der niemals ein Wort sprach. So daß ihn die Eltern schließlich für stumm halten mußten und sich mit dieser traurigen Tatsache abfanden. Eines Tages war der Vater gerade im Obstgarten beschäftigt und merkte nicht, daß ein wildgewordener Stier direkt auf ihn zurannte. Da hörte er plötzlich seinen „stummen" Sohn schreien: „Vorsicht Vater, der Stier kommt!" Der Vater brachte sich in Sicherheit und fragte dann erstaunt den Sohn, warum er denn nicht schon eher gesprochen habe, wenn er nicht stumm sei. „Well, Papa!" war die Antwort des Jungen. „Ich habe bisher noch nie einen Anlaß zum Reden gehabt."

*

Eine merkwürdige Hochzeit wird in Kürze, wie aus Polen gemeldet wird, in Rzeszow stattfinden. Die älteste Frau Kleinpolens, Magdalena Niedziale, die am 10. Juni 1830 geboren und also 108 Jahre alt ist, wird sich zum fünften Mal verheiraten. Die Greisin, deren vier Kinder bereits tot sind, bekommt nur eine Rente von 15 Zloty und lebt daher in der Hauptsache vom Betteln. Sie ist noch nie mit der Bahn gefahren und hat die Stadt Rzeszow und deren nähere Umgebung nie verlassen. Sie ist in ihrem ganzen Leben erst zwei Mal krank gewesen und fühlt sich vollkommen gesund. Ihr Appetit ist nach wie vor ausgezeichnet, und ihr fast tägliches Mittagbrot besteht aus Kulturzugrütze und drei harten Eiern, die sie von Nachbarinnen geschenkt bekommt. Eigentlich hatte sie mit dem Leben schon abgeschlossen und sich bereits einen Begräbnisplatz gekauft. Im Winter fällt ihr jedoch das Betteln zu schwer, und deshalb hat sie sich erneut nach einem Mann umgesehen. Ihr Verlobter ist aber erheblich jünger und deshalb glaubt sie, daß sie ihren fünften Mann wohl nicht mehr überleben werde. Auf Grund ihrer Erfahrungen meint sie jedoch, daß es sich zu zweit doch besser lebe . . . Und jetzt als glückliche Braut denke sie noch lange nicht ans Sterben!

*

Vor kurzem starb im Alter von 74 Jahren in Baggrave Hall in Leicesterhire der englische Major Algernon Burnaby, der letzte Teilnehmer an einer der eigenartigsten sportlichen Veranstaltungen, die jemals stattgefunden haben. Major Burnaby gab die Anregung zu einem in die Geschichte des Rennsports eingegangenen Hindernisrennen, das im Jahre 1890 in Melton Mowbray des Nachts bei Vollmond ausgetragen wurde. Die Teilnehmer mußten sich im Nachthemd in den Sattel ihrer Vollblüter setzen und die Pferde in dieser seltsamen Aufmachung über 34 Hindernisse hinwegjagen. 19 Herrenreiter, Gäste einer fröhlichen Jagdpartie, ritten diese Steeplechase im Nachthemd, bei der es begreiflicherweise zu allerlei mit großem Gelächter aufgenommenen Zwischenfällen kam. Nur sieben der Hindernisreiter im Nachthemd brachten ihre Pferde glücklich durchs Ziel, einige hatten in der Hitze des Gefechtes die langen weißen Nachthemden verloren. Sieger in dieser Konkurrenz, die in der Oeffentlichkeit vielfach als „schamlos und skandalös" bezeichnet wurde, blieb Major Burnaby. Der Fuchs wollte es, daß er alle übrigen Teilnehmer, die seit jenem „Nachthemd-Rennen" ein enges Freundschaftsbündnis verknüpfte, überlebte.

*

Die Mitglieder des Hauswirtschaftlichen Instituts von Burrington planen eine Steppdecke aus den Hemden englischer Minister herzustellen. Einige Hemden haben sie bereits geschenkt bekommen. Als die Gattin des englischen Premierministers Chamberlain neulich eine hauswirtschaftliche Ausstellung in Westminster besuchte, trat einer der Steppdecken-Künstler mit der Bitte an sie heran, dem Institut von Burrington auch ein Hemd ihres Gatten zu verehren. Frau Chamberlain sagte lachend, daß ihr Gatte bereits einem gleichen Wunsch, der von amerikanischer Seite geäußert wurde, entsprochen habe.

Wenn diese Krankheit. Ministerhemden zu sammeln, in England weiter um sich greift, werden die Mitglieder des britischen Kabinetts bald dreimal soviel Ausgaben für Oberhemden zu bestreiten haben als bisher. Und das wird dann zu teuer!

Xaver Xanten

Roman von Christel Broehl-Delhaes

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

Copyright by: Karl Köhler & Co., Literarischer Verlag

6. Fortsetzung

„Schampus?" wiederholte sie ängstlich. „Um Himmels willen, sind Sie — —?"

„—wahnsinnig geworden?" wollten Sie sagen! Nein, aber ich habe Aufträge." Das ist seltsamer, als wahnsinnig zu sein. Verstehen Sie das? Aufträge! In diesem nüchternen Zeitalter! — Ich wollte das Ereignis feiern. Aber mein Freund Wandel hatte heute schlechte Laune, und ich habe so niemand, mit dem ich ein bißchen feiern könnte. Ich habe auch lange nicht mehr gefeiert, aber heute hab ich schon Grund dazu! Heute! Heute!" Er faßte Else wieder unter und zog sie hinter die Wagen der Schausteller, um auf diese Weise die Menge zu umgehen.

Wie märchenhaft still es hier hinter den Wagen war — kaum zu glauben! Wäsche flatterte leise an ausgespannten Leinen. Auf einer Wagentreppe saß eine alte Frau und schälte Kartoffeln für den nächsten Tag. Die Kinder schliefen schon. Durch geöffnete Türen und niedrige Fenster sah man sie liegen auf schmalen Lagern, ebenso liebevoll besorgt wie die Kinder seßhafter Familien. Ein Hund schlug an auf seinem Platz unter dem Wagenboden, aber er gab sich bald wieder zufrieden.

Hand in Hand turnten Else und Peterling über gespannte Seile und ihre Pflöcke.

„Ihr Atelier hat mir Glück gebracht!" sagte Peterling im Gehen. „Ich habe niemals bisher so arbeiten können — und mit solchem Erfolg! Das ist das Wesentliche. — — Und Sie?"

„Ich habe eine Stellung als Hausschneiderin. Ich werde sehr anständig bezahlt und gehe mit auf Reisen."

„Tüchtig! Tüchtig! Also hat die Trennung vom „Attelsieh" Ihnen Glück gebracht!"

Das junge Gesicht beschattete sich ein wenig. „Teils — — teils."

Peterling stutzte: „Man könnte Sie fast für unbescheiden halten! Gute Stellung, Geld und Reisen, vordem Not, Sorgen, Hunger und keine Kunden. Und dann sagt so ein Mädel „teils — teils"!"

„Was Sie aufzählen, sind alles — Aeußerlichkeiten."

Jetzt schaute sich Peterling seine Kirmesgefährtin noch etwas länger und genauer an.

„Also hielt doch ein Mann mit, wenn auch nicht ich!" folgerte er.

Sie nickte, aber sie lächelte dabei, weil er es so drollig vorbrachte.

„Unglückliche Liebe?" fragte er, während er sie eben schon in den frühlingsgrünen Wirtsgarten zog.

„Bis dahin ist es gar nicht gekommen", erwiderte sie kleinlaut. „Ja, sie wollte endlich einmal zu einem Menschen über die Not sprechen, die sie seit langem quälte. Sie war bereit dazu.

„Was ist es denn gewesen?"

„Noch nicht?" wich sie in neuer Scheu aus. „Vielleicht später —"

Peterling erwies sich als sehr taktvoll und fragte keine Silbe weiter.

Ein dralles Schenkmädchen trat an den Tisch und schob die beiden Lampions zurecht. Ueberall waren Lampions aufgehängt in diesem Garten, und ihr sanftes Licht glühte wirkungsvoll in den milden Frühlingsabend hinein.

„Eine Flasche deutschen Sekt!" bestellte Peterling mit Nachdruck.

Das Schenkmädchen schwankte eine Weile, ob es dieses Ansinnen für Ernst oder Scherz halten sollte, wandte sich aber dann zögernd, da der Besteller sich seiner Dame annelgte und ihre Annoyenheit völlig vergessen zu haben schien. Auffallend schnell war es wieder da und stellte eine Flasche — Sprudel mit zwei Gläsern vor das Paar hin.

Peterling warf einen verdutzten Blick auf das Gebrachte, dann lachte er, daß sein ganzer Körper zitterte.

„Sekt! Sekt! Sekt!" hämmerte er dem erschrockenen Mädchen ein. „Hören Sie doch: Schaumwein, deutschen Schaumwein, das gute Sommergetränk! Schwirren Sie ab, mein Kind, und bringen Sie edelste Auslese eines uralten Hauses. Und schön kühl, mein Schatz! — Nun? Wird's bald?!"

Jetzt war das Schenkmädchen nicht mehr allein zuständig. Ein Kellner kam. Er brachte einen zweiten kleinen Tisch, er brachte einen Kübel, in den Eisstücke gefüllt wurden, er brachte zwei besondere Gläser, er staubte zwanzigmal die Tischfläche ab, auf die immer wieder gebrungene Füllblätter von Blüten niederknallten.

„So", sagte Peterling grimmig, „nun holen Sie noch eine Trompete und blasen Sie! Damit alles herschaut! Meine Herrschaften, hier wird Sekt getrunken! Weil er immer noch nicht Volksgetränk, sondern Luxus ist! Wenn auch die mafgebenden Leute anderer Ansicht sind!"

Worauf der Kellner leise erzürnt und auch beschämt wieder verschwand und wieder das Schenkmädchen kam, das dafür aber Peterling das Oeffnen der Flasche überließ.

Als das Getränk in den Gläsern perlte, fragte Peterling: „Worauf trinken wir? — Tun wir es ruhig auf Ihre Gegenwart, Fräulein Elschen! Ich habe so lange nicht mehr mit einer jungen, netten Frau zusammengesessen. Wenn ich nicht arbeitete, habe ich Unsinn gemacht, Hunde geärgert, Marktfrauen gereizt. Marktfrauen sind die reizbarste Gattung von Frauen — und die schlagfertigste! Ein Anfager könnte sich jeden Morgen bei ihnen den Stoff für seine Witze holen. Ich habe viel von ihrem Mutterwitz gelernt. — Heute schone ich nun zum erstenmal wieder eine junge Frau an, und ich muß sagen, daß mir das auch sehr gut gefällt und im Augenblick sogar besser als alles andere. Erschrecken Sie nicht! Ich sage ja: im Augenblick. — Sie haben mir ja eben von einer Liebe erzählt, die nicht mal bis zum Unglücklichsein gekommen war — — armes Mädchen! Also dann prost!"

Else Strette nippte scheu und beglückt, mit dem Gefühl des Geborgenseins, an ihrem Glase. Dieser Peterling war ein viel netterer Mensch, als sie angenommen hatte. Sie freute sich ehrlich, daß sie ihn getroffen hatte; nahm sie doch wenigstens diese eine freundliche Erinnerung mit in die Fremde. — In die Fremde?! Nun hürte sie ein Gefühl im Halse, als ob sie weinen sollte. Sie hatte geglaubt, durch nichts mehr mit dieser Stadt verknüpft zu sein, und nun meldeten sich so starke Herztönen, von denen sie gar nichts geahnt hatte.

„Was fehlt Ihnen denn, Fräulein Elschen?" erkundigte sich Peterling. „Sie sehen ja mit einem Male so ernst aus? Schmeckt der Sekt nicht? Gefällt es Ihnen hier in dem Garten nicht? Wollen Sie lieber Karussell fahren? Immer rund herum, damit Sie nicht aus der Gewohnheit des täglichen Lebens kommen?"

Sie wehrte lachend ab, hatte aber schon Tränen in den Augen.

Peterling faßte nach ihren beiden Händen. Sein Gesicht war sehr böse.

„Nun gestehen Sie einmal die Wahrheit! Sie haben mich vorhin belogen, ganz offensichtlich und dreist belogen! Sie haben gewiß gar keine Stellung, Sie werden nicht reisen, und jetzt haben Sie — Hunger!"

Else schüttelte den Kopf und lächelte über sein komisch-böses Gesicht.

„Nein, Herr Peterling, alles ist wahr! Soll ich schwören?"

„Lieber beweisen!" befahl er. „Wo wohnen Sie?"

„Ich soll darüber nicht sprechen", gestand sie kleinlaut.

„Papperlapapp! Bin ich ein Klatschweib? Wo wohnen Sie!"

„Im — — im „Mittelsbacher Hof."

„Och du Himmel, ging's nicht bürnehmer? Das ist zu schön, um wahr zu sein, meine kleine Dame."

„Es ist wahr!" beteuerte Else und entzog dem Ungläubigen ihre beiden Hände.

„Wer aber ist dann ihr Brotgeber?" wollte Peterling weiter wissen. Er machte ein strenges Gesicht und sah sehr prüfend drein.

„Eine große Künstlerin, eine Schauspielerin, die immer in anderen Masken auftritt — ich glaube beim Kabarett."

„So so", machte Peterling, „und der Name?!"

Else Strette bereute ihre Offenheit; sie hatte bestimmt bereits zuviel gesagt. Frau Tiiano hatte es ihr doch verboten. Sie aber hatte sich verschwätzt. Daran war der Sekt schuld und ihre Verwirrung und das Verfrauen zu Peterling.

„Das darf ich auf keinen Fall sagen! Nein, nein, ich sage es nicht", erklärte sie leidenschaftlich.

Peterling stutzte. „Wer kann es Ihnen verbieten, von Ihrer Arbeitsstätte und Ihrem Brotgeber zu sprechen?"

„Es ist nur wegen — — Frau Tiano will ganz unerkannt leben! Sie wird sonst soviel belästigt. Sie müssen das doch verstehen: eine schöne Schauspielerin — und dann kann sie nicht arbeiten."

„Frau Tiano?" sann Peterling. „Tiano, Tiano . . .? Ich habe den Namen nie gehört. — Tritt sie denn unter diesem Namen auf?"

„Das — — das weiß ich nicht!"

„Haben Sie Frau Tiano denn nie vielen sehen, nie eine Karte zu einer Vorstellung geschenkt bekommen oder so?"

„Nein, Frau Tiano hält alles sehr geheim! Sie will nicht, daß ich sie sehe, wenn sie geht. Ja — und dann bin ich ja auch erst ganz kurze Zeit bei ihr."

„Sagen Sie mal: finden Sie nicht, daß das beinahe wie eine — komische Geschichte aussieht?"

„Komisch?"

„Nun — diese Geheimnistuerei! Erstens ein Name, über den man wahrscheinlich nicht einmal Erkundigungen einziehen kann, weil er sicher falsch ist, eine Frau, die Sie nicht kennen, aber mit der Sie auf Reisen gehen wollen. — Wohin geht es denn überhaupt?"

„Das — weiß ich nicht", mußte Else zugeben, und sie tat es ungern, sie bebte plötzlich vor Angst.

Peterling wandte sich ihr wieder zu und sah sie eindringlicher an.

„Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß Sie mich hier getroffen haben! Jetzt wollen wir uns die Sache mal überlegen. Keinesfalls fahren Sie morgen mit dieser unbekannten Dame los. Mindestens muß ich sie mir erst einmal besehen und am besten wohl mit der Polizei!"

„Mit der Polizei?" wiederholte Else entgeistert. „Lieber, bester Herr Peterling, das dürfen Sie auf keinen Fall tun! Dann bin ich meine Stelle los, und ich habe ja keinen Pfennig Geld."

„Haben Sie keinen Vorschuß bekommen?"

„Doch, aber den habe ich gänzlich an Frau Schmillgen geschickt. Ich hatte doch noch solche Schulden — —"

„Und was verdienen Sie bei Frau Tiano?"

„Siebzig Mark monatlich bei freier Wohnung und Verpflegung."

„Mädchen! Siebzig Mark!? Wissen Sie, daß das ein ubantastisches Geld ist?"

„Sicher, das weiß ich! Und darum möchte ich ja auch die Stelle nicht verlieren."

Peterling, der gesunde, derbe Peterling mit dem weichen Kinderherzen, unterbrach plötzlich die Unterhaltung.

„So, mein Fräulein, jetzt wird erst einmal etwas gegessen, verlieben Sie't! Sie sind bleich wie eine Leiche und werden mir vor Kummer noch umfallen, wenn ich Sie nicht alsbald kräftige! — Fräulein! Die Speisekarte!"

Das Schenkmädchen stürzte herbei.

„Wir haben keine Speisekarte, mein Herr, wir haben nur zwei Gerichte."

„Dann bringen Sie Ihre zwei Gerichte!" befahl Peterling. „Aber rasch!"

Und das Schenkmädchen stob wieder davon. Die beiden Gerichte waren sehr schön zurecht gemacht. Sie sahen fast kukullisch aus und mundeten vorzüglich. Nach anfänglichem Widerwillen langte Else bald kräftig zu. Dazwischen bob Peterling immer wieder sein Sektglas und trank seinen Begleiterin zu, und Else tat ihm jedesmal nippend Bescheid. Plötzlich zitterte das Glas in ihrer Hand.

„Herr Peterling, ich muß Sie dringend bitten, sich nicht in meine Angelegenheiten zu mischen. Wenn ich die Stelle verliere, liege ich glatt auf der Straße. Und ich habe grad' eine so bittere Enttäuschung erlebt . . ."

„Loslegen!"

„Ich habe eines Tages einen jungen Mann kennengelernt . . ." Sie sagte nicht, wie und wo das geschehen war, denn sie dachte, das sei unwesentlich. „Und ich vertraute ihm sofort . . ."

Peterling unterbrach: „Aehnlich wie mir!" Sie erschrak und gab dann zu: „Sie haben recht: ähnlich wie Ihnen, aber doch noch anders."

„Verstehe! Das andere war — die Liebe?"

„Nein, nein — Liebe nicht!" widersprach Else und fühlte doch im gleichen Augenblick schon, daß sie log, unbewußt zwar zuerst, aber doch.

„Nun, nun, solches Vertrauen ist schön und auch schlimm. Das sieht man an Frau Tiano. — Mit einer Wildfremden wollten Sie ins Ungewisse fahren. Na, Ihr Mut ist jedenfalls in Ordnung! Aber — bitte, weiter!"

„Ja, und da habe ich ihn — dem jungen Mann nämlich — erklärt, daß ich von verschiedenen Kundinnen noch Rechnungen bezahlt bekäme, daß diese Kundinnen aber sehr säumig seien. Da riet er mir, doch sofort Mahnungen zu schreiben; er wolle sie mir besorgen. Ich war darüber sehr beglückt, denn ich hatte nicht mal das Geld für die Briefmarken."

„Armes Hascherl! Und — hat er Ihnen dann geholfen?"

„Nein."

„Nicht?"

„Ich habe nichts mehr von ihm gehört und gesehen."

„Aber die Leute kamen wenigstens und bezahlten nun ihre Rechnungen?!"

„Nein, denn er hatte das Geld schon einkassiert."

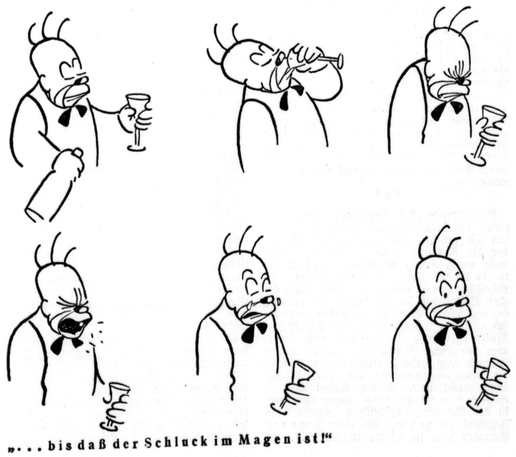
„Und nichts mehr von sich hören lassen?"

„Nein!"

„Ja, hören Sie mal, den Mann müssen Sie anzeigen! Nichts wie anzeigen! — Prost!"

Sie nahm gedankenlos ihr Glas und trank mit. Plötzlich wurden ihre Augen ganz groß. Peterling nahm ihr das Glas aus der Hand, weil es sonst umgekippt wäre. Ueber die niedrige Gartenhecke schaute nämlich ein Gesicht, das auf Else gerichtet war, und Else starrte dieses Gesicht an. Aber dann verschwand das Gesicht, und Toni Schrader trat in seiner vollen Größe durch das Tor in den Wirtshausgarten und kam geradewegs auf Else zu. An ihrem Tisch machte er eine spöttische Verbeugung.

„Guten Abend, mein Fräulein! Sie haben mich wohl schon für einen — Geldmarder gehalten, wie? Aber warum sagten



„. . . bis daß der Schluck im Magen ist!"

Sie mir auch nicht Ihre richtige Anschrift? Ich habe das Geld für Sie einkassiert und konnte es dann nicht loswerden, weil Sie einfach „weggezogen" waren, wie mir Ihre Wirtin immer wieder unwirsch versicherte. Warum also gaben Sie Ihre „feste Wohnung" nicht an?" Hier verneigte er sich in nicht mißzuverstehender Weise vor Peterling. „Ich werde Ihnen das Geld sofort morgen zustellen lassen."

Noch ehe Else ein Wort zur Erwiderung gefunden hatte, war Schrader davongegangen — groß und hochaufgerecckt, eifig, kalt und verachtungsvoll, aber im Innern heiß wie ein Vulkan. Nun stand es fest bei ihm, daß Else Strette noch im Schnüllgenhause wohnte, und daß sie auch an jenem Abend, als er sich um ihretwillen vor dem Atelierfenster fast den Hals gebrochen hatte, drin bei dem schnippischen Maler gewesen war. Die kleine Else, die blonde, zarte Else mit dem lieblichen Gesicht!

Seine langen, bösen Schritte wurden, je mehr er außer Sichtweite des Wirtsgartens kam, immer kleiner. Nein, er ging nicht wieder in den Trubel zurück! Er wollte hier abwarten und sehen, wohin Else Strette ging. Er wollte es ganz sicher wissen, ob sie nie wieder für ihn erreichbar sein würde — und sie würde es nicht sein, wenn sie heute das Schnüllgenhaus betrat. Er fand einen trockenen Platz hinter der Wirtsgartenecke. Hier streckte er sich ins Gras und ließ den Eingang nicht aus den Augen. — —

Als Else ihre klare Ueberlegung wiedergefunden hatte, packte sie Peterlings Arm; sie weinte fast.

„Warum haben Sie sich solche Frechheit gefallen lassen?"

„Welche Frechheit?"

„Nun, er hat doch behauptet, daß ich bei Ihnen wohne."

„Das wäre doch ein großes Glück für mich!"

„Pfui! Seien Sie doch jetzt endlich einmal ernst!"

„Ich war noch nie so ernst! — Aber mir scheint, Sie haben da einem Menschen in Gedanken sehr unrecht getan. Wann hat sich denn der Herr erboten, Ihnen zu helfen?"

Ohne Besinnen erwiderte Else: „An dem Tage, an dem ich Ihretwegen aus dem Atelier geworfen wurde."

„Und wohin hätte der Herr das Geld dann bringen sollen?" forschte Peterling unerschüttert.

„Ja — ja — er hätte doch . . . Ich hatte doch meine ganzen Sachen noch bei der Frau Schnüllgen!"

„Wußte er das?"

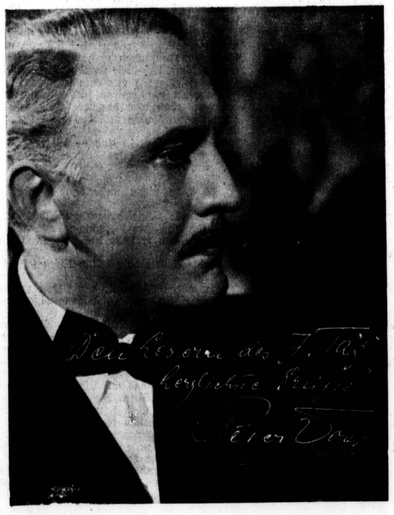
„Nein. Aber er hätte doch Frau Schnüllgen . . .!"

„Frau Schnüllgen war aber sehr erbost, weil Sie fortgegangen waren und keine Anschrift hinterlassen hatten. Und sie war mit Recht erbost! Ist denn das auch eine Art, alle Menschen, die es gut mit Ihnen meinen, im unklaren über Sie zu lassen? — Frau Schnüllgen wird den jungen Mann abgewiesen haben. Er ist Schornsteinfeger, nicht wahr?"

„Aber woher wissen Sie denn das?" Else wurde immer verwirrter, immer aufgeregter.

„Ja", machte Peterling, „das war eine ganz unheimliche Geschichte. Eines Nachts klopfte es an mein Fenster. Eine Stimme flüsterte ängstlich und beschwörend: „Fräulein Else — Else . . . Elsefind'!"

„Lassen Sie doch den Unsinn!" bat ihn das Mädchen. „Erzählen Sie doch schneller!"



„Grüß' Euch Gott! alle miteinander!", so dachte der Filmschauspieler

Peter Voss

als er dem „7. Tag" nebenstehende Fotografie zuschickte

„Also, erst ließ ich ihn eine Weile balgen, dann ging ich ans Fenster. Da saß ein schwarzer Mann davor und wollte Sie unbedingt sprechen. Auch als ich ihm auseinandersetzte, daß Sie nicht mehr da wohnten, gab er keine Ruhe und wollte Ihren Aufenthalt wissen. Ich wußte ihn aber nicht, Frau Schnüllgen wußte ihn nicht, niemand wußte ihn, weil Sie wegen dieser blödsinnigen Dame Tijano schweigen sollten. Und so zog der unglückliche Mann wieder ab mit dem schweren Geld, das Ihnen gehört."

„Aber dann habe ich ihm ja Unrecht getan!" rief Else verzweifelt, „dann habe ich ihm ungerechterweise einen so scheußlichen Brief geschrieben!"

„Scheußliche Briefe sollte man nie schreiben, auch wenn man sich berechtigt dazu glaubt."

„Aber dann muß ich ihn doch suchen! Dann muß ich ihm doch sagen, bevor ich abreise, bevor ich ihn nie mehr wiedersehe . . ." Nun rannen ihre Tränen wirklich.

„Langsam, langsam! Jetzt wollen wir erst einmal zahlen, und dann überlegen wir weiter. — Fräulein, die Rechnung bitte!"

„Bitte, Herr Peterling, lassen Sie mich fort! Und allein! Damit er nicht einen so gräßlichen Verdacht hat!"

„Mädchen, seien Sie doch vernünftig! Ein Schornsteinfeger ist ja schließlich kein unfeststellbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Seine Wohnung kann noch in dieser Nacht gefunden werden. Aber vielleicht eilt es gar nicht so gräßlich, vielleicht gehen Sie morgen zu ihm und entschuldigen sich und klären alles auf. Er scheint Sie ja ganz fürchterlich zu lieben . . ."

„Woraus schließen Sie das?" flüsterte Else.

„Wenn Männer so raubbauzig werden, dann hat's bei ihnen geklappt. Und der Ton, in dem er das von Ihrer Wohnung vorhin sagte — — So kann nur enttäuschte Liebe klingen. — Tja, und ich erlebe das immer nur bei andern!"

„Bitte, ich möchte gehen!" drängte Else.

„Ach, Herr Peterling, ich bin Ihnen ja so zu Dank verpflichtet. Durch Sie habe ich soviel Wichtiges erfahren. Aber — nicht wahr, um die Stelle bei Frau Tijano bringen Sie mich doch nicht?!"

Peterling meinte zurückhaltend: „Abwarten! Das kann ich noch nicht sagen!"

„Lassen Sie mich nun gehen. Vielleicht finde ich Schrader noch auf dem Platz hier.

„Fräulein, bezahlen!" schrie Peterling von neuem durch den Sommergarten. „Wollen wir ihn nicht doch gemeinsam suchen?"

„Nein, nein", bat Else, „und schönen Dank noch! Und alles Gute für die Zukunft!"

„Danke, danke!" Peterling legte die Zeche schon auf den Tisch. Dann wartete er noch eine kleine Weile mit dem Weggehen, weil er Else nicht hinderlich sein wollte. Armes, kleines Ding, dachte er, so mutig und so schutzlos.' Schade, daß sie sich gar nicht helfen ließ! Er hätte alles für sie tun mögen.

Eben, als Peterling sich anschickte, den Sommergarten zu verlassen, weil er glaubte, daß Else Strette nun den nötigen Vorsprung habe, trat ein gewichtiger Mann an seinen Tisch und legte seine Hand auf Peterlings Arm.

„Einen Augenblick, mein Herr! Ihr Fünfmarkstück ist — leider falsch."

Peterling hielt das Dazwischentreten des gewichtigen Mannes für einen Rummelplatz-Witz.

„Wohl bekomm's Ihnen!" sagte er daher und wollte sich von dem Manne lösen.

„Scherze sind hier sehr wenig am Platze" sagte aber der gewichtige Mann. „Ich bin der Wirt hier vom Garten, und Ihr Geld ist falsch, mein Herr."

„Sie sind wohl nicht recht bei Trofte?" schrie ihn Peterling an. „Woher sollte ich wohl falsches Geld haben?"

„Aber, mein Herr, Sie kommen vom Kirmesplatz. Vielleicht haben Sie einen Schein wechseln lassen und dabei das falsche Fünfmarkstück bekommen!?"

Es wäre nun für Peterling am einfachsten gewesen, dazu Ja zu sagen, aber genützt hätte es ihm auch nicht viel; außerdem war Peterling grundehrlich.

„Nein, das Geld ist von mir", sagte er, „ich habe nirgends gewechselt."

„Das können Sie der Polizei erzählen! Aber ich will mein Geld! Verstehen Sie?!"

Peterling verstand gar nichts.

Der Wirt schrie, und Peterling schrie. Leute sammelten sich an, der Wirtsgarten stand mit einem Schlag voller Menschen. Stimmen wirbelten durcheinander.

„Was ist denn da los? — Was ist geschehen? — Warum schreien die denn so? — Ach, da hat einer falsches Geld! — Falsches Geld? — Falsches Geld!? — Haben Sie es gehört? Endlich hat man den, der seit Monaten das falsche Geld unter die Leute bringt!"

Ein Polizist erschien, dann kamen sogar mehrere.

Der Wirt erklärte den Tatbestand. Die Schutzleute horchten auf wie die Spürhunde. Falschgeld?! Das war ja die Geschichte, die seit Wochen die Stadt und ihre Umgebung beunruhigte. „Also los! Sie gehen mit zur Wache! — Auch der Wirt!"

„Da war doch eben noch eine Dame dabei!" kräßte das Schenkmädchen. „Die hat sich wohl aus dem Staube gemacht? Die hat wohl auch damit zu tun?!"

Auch der Wirt erinnerte sich plötzlich daran. „Ja, er kam mit einem Mädchen hierher. Wohin ist denn das verschwunden?"

„Stimmt das?" erkundigte sich ein Wachtmeister streng.

„Das Fräulein hat sich verabschiedet, weil es noch etwas vor hat", gab Peterling zu.

„Finden Sie nicht, daß das ein bißchen komisch klingt?"

„Komisch oder nicht: es ist die Wahrheit!"

„Na, da wird sich ja herausstellen!" Plötzlich sah der Maler unter der Menge das erregte und verwirrte Gesicht des Schornsteinfegers Toni Schrader.

„Sie! Sie!" rief er heftig. „Fräulein Else ist unterwegs, um Sie zu suchen."

Toni Schrader wurde um einen Schein bleicher.

„Was habe ich mit Fräulein Else' zu tun?"

„Erlauben Sie mal!" empörte sich Peterling. „Haben Sie ihr Geld zu geben oder nicht?"

„Was für Geld?" erkundigte sich ein Wachtmeister.

„Das hat mit dieser Sache hier nicht das geringste zu tun", entgegnete Schrader.

„Das wissen wir noch gar nicht! — Sie kennen die Dame, welche in Begleitung dieses Herrn den Wirtsgarten aufgesucht hat?"

„Allerdings — —"

„Ich muß Sie bitten, sich uns anzuschließen!"

„Bitte sehr", sagte Schrader gefaßt. „Uebrigens war ich wegen dieser Dame schon einmal bei der Polizei; ich habe sie im Nordwesten Berlins Kameraden dort an; ich bin da bekannt, ich sage nämlich die Kamine."

„Gut! Dann gehen Sie mal mit zur Wache!"

Das war kein schöner Gang, beileibe nicht, aber der Maler Peterling hätte wer weiß was darum gegeben, wenn er diese Szene hätte zeichnen können: Sich selber, dreist und erheitert, den trotzigen Schornsteinfeger in Zivil mit dem verbissenen Gesicht, dazu die Beamten und viel, viel Volk. Die Zuschauer bekam man umsonst gestellt. Wer den Schaden hatte, brauchte für den Spott nicht zu sorgen. — Wenn Frau Schnüllgen das erfuhr, bekam sie einen Kündigungsanfall und hielt stundenlange Reden über Unbeholtenheit und liederlichen Lebenswandel. Trotz seiner vielen tollen Streiche betrat Peterling zum erstenmal eine Polizeiwache. —

***

Else Strette lief inzwischen durch die vielen ihr bekannten und vertrauten Straßen wie gehetzt. Sie war wie ein Mensch, der die Richtung verloren hat oder nicht mehr weiß, wohin er gehört. Entsetzt ertappte sie sich dabei, als sie den Weg zum Schnüllgenhause einschlug. Sie schwankte eine Weile, was sie tun sollte. Es drängte sie, jetzt einen Menschen zu haben, dem sie sich mitteilen konnte. Aber die Schnüllgen-Mutter? Gewiß, sie war eine gute Seele, aber das rechte Verständnis für sie würde sie auch nicht haben. Else sah ein, daß es am besten war, wenn sie zum „Wittelsbacher Hof" zurückkehrte. Bilder Willen war sie nämlich noch Zeugin jener Szene geworden, in der Peterling beschuldigt wurde, ein Falschmünzer zu sein. Auf ihrer Suche nach Schrader war sie wieder in die Nähe des Wirtsgartens gekommen und hatte die erregte Auseinandersetzung von weitem vernommen.

Peterling ein Falschmünzer? Sie konnte es nicht glauben. Dieser redliche, heitere Kerl, der sich mit allen Dingen des Lebens so prächtig abzufinden wußte? Es war nicht zu glauben. — Wie aber kam er dann zu dem falschen Geld?

Einen Augenblick war sie versucht gewesen, hinzuzutreten und für ihn einzuspringen; aber es wäre eine aussichtslose Sache gewesen. Sie hätte ihm kaum helfen können, da sie selbst nicht das geringste mit der Sache zu tun hatte. Bestenfalls hätte der Zwischenfall ihre Abreise mit Marie Tijano verhindert — Herrgott, und davor hatte die kleine Else Strette eine fürchterliche Angst.

Mit gesenktem Kopf und einem merkwürdigen Zittern in den Knien betrat Else die Halle des großen Hotels. Der Empfangschef näherte sich ihr und teilte ihr mit, daß Frau Tijano bereits mehrere Male nach ihr gefragt habe. Else schrak zusammen und starrte den Ueberbringer dieser Mitteilung an, als habe er eine fremde Sprache gesprochen. Dann nickte sie und ließ sich nach oben fahren.

Als sie an die Tür von Marie Tijanos Wohnzimmer klopfte, dauerte es eine Weile, ehe sich etwas regte. Dann öffnete Frau Tijano selbst.

„Kommen Sie herein", sagte sie kühler, als es sonst ihre Art war. „Sie sind sehr lange fortgeblieben, ich habe sehr auf Sie gewartet!"

„Sie hatten mir — freigegeben!"

„Ja, aber ich konnte nicht annehmen, daß Sie das so über die Zeit hinaus ausnützen würden."

„Ich traf einen Bekannten — —"

„So", sagte Marie Tijano, „Sie haben also doch Freunde hier?"

„Das nicht gerade. Wir trafen uns zufällig. Seinetwegen mußte ich damals aus meiner Wohnung ausziehen."

Marie Tijano sah sie aufmerksam an.

„Ich glaube Ihnen das nicht, Fräulein Strette. Der Herr sieht Ihnen wohl nahe? Es war gewiß ein schwerer Abschied . . .?"

„Aber nein!" versicherte Else. „Es ist wirklich so! Ich kenne ihn kaum."

Marie Tijanos Stimme veränderte sich, wurde wieder weich und herzlich.

„Dann ist Ihnen irgend etwas anderes begegnet, Kind. Sie sehen verstört aus, wirklich verstört, Else."

„Ich — —" Else brach plötzlich in Tränen aus. „Er ist ein so anständiger Kerl. Daß ihm so etwas zustoßen mußte!"

„Was ist ihm denn geschehen?"

„Er ist — — er hat — —" Ich weiß das alles nicht genau, denn ich war schon fortgegangen und habe alles nur noch aus der Ferne gehört. — Man hat ihn verhaftet."

„Verhaftet?" wiederholte Frau Tijano überrascht. „Was hat er denn getan?"

„Er hat — angeblich — falsches Geld ausgegeben."

Es war still zwischen den beiden Frauen. Else hielt den Kopf gesenkt und schluchzte noch immer leise. Marie Tijano aber war überrascht.

„Falsches Geld?" wiederholte sie. „Er soll also ein — Falschmünzer sein?"

„Das sagten die Leute!" entgegnete Else.

„Nun, nun", beschwichtigte Frau Tijano und ihr Ton ließ sie über Elses Haar gleiten, „regen Sie sich nur nicht auf. Die Unschuld Ihres Bekannten wird sich schon herausstellen. Wie heißt denn der Mann?"

„Es ist der Maler Peterling, der im Schnüllgenhause wohnt, seit er einen Mäzen gefunden hat. — Sicher haben Sie schon Bilder von ihm gesehen?!"

„Der Name ist mir unbekannt", sagte Marie Tijano nach kurzem Schweigen. Als Else Strette jetzt die Augen hob, begegnete sie einem ganz und gar unbefangenen Blick. „Ueberdies — beinahe hätte ich es über Ihre Angelegenheit vergessen: ich wartete auf Sie, weil wir unverzüglich reisen müssen! Unverzüglich! Ich bekam ein Telegramm wegen meines nächsten Auftretens. — Halten Sie sich in einer Viertelstunde bereit!"

Um Else Strette wirbelte alles. Abreise in fünfzehn Minuten! Peterling auf der Polizeiwache! Schrader dabei. Hineinverwickelt durch sie. Wie sollte sie nun das Geld bekommen, das Schrader für sie kassiert hatte . . .?

„Gehen Sie doch schon", sagte Marie Tijanos Stimme scharf und ungeduldig. „In fünfzehn Minuten sind Sie reisefertig, oder ich muß — leider — auf Ihre Dienste verzichten."

Else flog aus dem Zimmer und betrat den kleinen, schmucken Raum, in dem sie ein paar Tage gewohnt hatte. Sie hatte bereits das meiste gepackt, da die Abreise für den frühen Morgen des nächsten Tages bestimmt gewesen war. Nun ging es eben ein paar Stunden früher fort. —

Kaum hatte Else Strette das Wohnzimmer ihrer Dienstherrin verlassen, als Marie Tijano zur Außentür ging und sie abschloß. Dann eilte sie in ihr Schlafzimmer. Sie prallte dort gegen einen Mann, der an der Tür gelauscht zu haben schien. Der Raum war blau vor Qualm. Der Mann — Felix Wandel — mochte eine Zigarette nach der anderen geraucht haben. (Fortsetzung folgt)

Wohl der Frau

Sind Frauen klüger als Männer?

Niemand wird benachteiligt

Nachdem man jahrhundertelang ohne vielen Widerspruch die Frau in geistiger Beziehung als ein wenig hinter dem Manne zurückstehend betrachtet hatte, war es nicht ganz leicht für sie, sich eine allgemeine Anerkennung ihrer geistigen Gaben zu erkämpfen. Immerhin, während man früher sagte: Worum ist die Frau nicht so klug wie der Mann? stellt man heute bisweilen die Frage: Sind Frauen auf manchen Gebieten nicht klüger als Männer?

Es ist ein gewaltes Bogenen, Mann und Frau nach ihren Fähigkeiten abschätzen zu wollen. Es gibt kein geeignetes Metermaß, das da einen Durchschnitt feststellen könnte. Außerdentlich dummen Männern können überaus kluge Frauen gegenüberstehen — aber auch das Gegenteil wird zu finden sein. Immerhin führen die Männer stets die Tatsache ins Feld, daß die Spitzenleistungen des menschlichen Geistes fast stets in männlichen Gehirnen ihren Ursprung hatten. Woraufhin dann Frauen diesen Ruhm dadurch abzuschwächen suchen, daß sie erklären: „Nun ja, die Frau wurde ja auch bis vor nicht langer Zeit geistig gar nicht recht ernst genommen, noch keine Ausbildung, wurde auf keinem Gebiet zugelassen, wo sie sich hätte auszeichnen können . . ."

Dagegen wenden manche Männer ein, daß ja die Frauen auf ihrem ureigensten Gebiete, der Küche, etwas Hervorragendes hätten leisten können, daß aber die großen Kochgenies — Köche waren. Bei diesen Betonungen wird etwas überaus Wichtiges vergessen. Nämlich, daß die Frau durch die jahrtausende lange Betonung ihrer Ungeeignetheit zu großen und öffentlichen Leistungen in ein abgrundtiefes und schon im kleinen Mädchen zart erwecktes Minderwertigkeitsgefühl hineingetrieben wurde.

Inzwischen aber ist den Frauen tatsächlich Gelegenheit gegeben worden, geistige Höchstleistungen zu produzieren, so wird man von männlicher Seite sagen, der Augenblick ist also da, die Leistungen von Mann und Frau einander gegenüber zu stellen. Nein, dieser Augenblick ist noch immer nicht da. Wenn wir heute auch Forscherinnen wie Madame Curie und Alexandra David-Neel haben, Fliegerinnen wie Elly Beinhorn und Amelia Earhart, Dichterinnen wie Selma Lagerlöf und Agnes Miegel — so ist doch im allgemeinen es immer noch dabei, sich geistig zu entwickeln, letzte Reste der Bevormundung abzustreifen.

Besonders skeptische Männer behaupten, daß die Frau vor allem durch die Aufgabe der Fortpflanzung körperlich und geistig zu stark in Anspruch genommen sei, um übergroße geistige Kräfte zu entfalten. Aber auch dieser Schluß wurde ohne Beweise gezogen. Ziehen wir die Tierwelt zum Vergleich heran, kann sehen wir das Gegenteil bewiesen: die Tiermutter ist die geistig regere, denn für sie ist der Kampf ums Dasein bedeutend schwerer, sie kann sich selbst und die schutzbedürftigen Jungen nur erhalten, wenn sie starke geistige Kräfte entfaltet.

Vergleichende Experimente auf modernen Schulen zeigen, daß die geistigen Kräfte durchaus nicht einseitig auf männlicher Seite liegen. Ganz einig über die Verteilung sind sich die Gelehrten immer noch nicht geworden. Aber eine der aufgestellten Tabellen wirkt recht überzeugend und sei hier mitgeteilt. Sie zählt die einzelnen Eigenschaften auf, die beim Manne und beim Weibe stärker entwickelt sind. Danach kann dann jeder nach seinem Empfinden bestimmen, welche Eigenschaften größere Geistesstärke voraussetzen, die beim Manne oder die bei der Frau.

Beim Manne sind stärker vorhanden: Optischer Raumsinn, Zeitsinn, Detailreichtum in Zeichnungen, Begabung für Mathematik, Interesse für Technik, Interesse für Geschichte, Neigung zu politischer Tätigkeit, Streben nach Macht, Ehrgeiz, Sexualität, Tatlust, Unordnung, Mut, Unbescheidenheit, ernste Stimmung, Witz, Bedächtigkeit, Ungezogenheit.

Bei der Frau sind stärker vorhanden: Raumsinn der Hand, Geschmackssinn, Gehör, Farbensinn, Einschätzung der Intervalle, Schnelligkeit der Wahl, Schrift, Handfertigkeit, Fantasie, Schnelligkeit im elementaren Rechnen, Fremdsprachen, Rechtschreibung, philanthropische, soziale und religiöse Betätigung, Eitelkeit, Sitte, Fleiß, Ordnungsliebe, Furchtsamkeit, Bescheidenheit, Heiterkeit, Impulsivität. H. Hensen

Unsere BDM.-Mädels bei Weihnachtsarbeiten für das Winterhilfswerk
(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Soll ich locken?

Revolution auf dem Kopf

Wir können es uns nicht mehr verschweigen — mit dem bequemen Leben ist es aus und die Haare stellen an uns nach jahrzehntelanger bescheidener Zurückhaltung die gleiche Forderung wie an unsere Mütter und Großmütter — — sie wollen wieder geraume Zeit täglich auf ihre Pflege und Ordnung verwendet wissen, wir müssen wieder anfangen und zu „frisieren" . . .

Wie war's bis jetzt doch so bequem! Ein paar Striche mit Kamm und Bürste, ein geschickter Griff mit ordnender Hand, und das Haar lag anmutig um den Kopf. Alle halbe Jahr höchstens ließ man die Dauerwelle erneuern, ein paar haltende Lockennadeln oder kleine Spangen gaben dem etwas längeren Haar genügenden Halt, im Sommer konnten wir uns unbesorgt den Wind um den Kopf wehen lassen, brauchten beim Baden nicht allzuängstlich vor dem Naßwerden zu sein, hatten unsere Haare immer in Zucht und Ordnung. Aber schon seit einigen Jahren melden sich gewisse Bosheiten — die Haare wurden dünner, kleine Frisuren — Rolle oder Knötchen — schienen sich ein, hier und da begann sich eine Locke zu kräuseln . . . Naturlich gefiel uns das — schon der Abwechslung halber — und wir ließen uns an diesen Neuerungen verführen. Vor allem zum Abendkleid fanden wir diese weibsichere Haartracht recht passend.

Nun aber sind wir überrumpelt worden. Nun sind die kleinen Plänkeleien vorbei und die große Revolution auf dem Kopf hat begonnen. Das Nackenhaar muß wachsen, muß so lang werden, daß es hochgekämmt und oben auf dem Scheitel eingeschlagen werden kann. Ueber den Ohren und den Schläfen aber eingelegt es sich haltlang und kurz, daß es eine Pracht wäre — wenn wir dadurch nicht völlig versklavt würden. Wird es nicht über unsere Kräfte gehen, diese Frisur ständig mehrmals vorsätzlich herstellen oder herstellen zu lassen? Ueberlegen wir doch einmal: Der Herbst mit seinen Stürmen und Regenfällen ist da. der Winter wird uns auch nicht gerade zahm streicheln, wenn wir ins Freie kommen, die Hüte neigen sich, uns einen ernsthaften Schutz zu geben und führen ein bizarres Eigenleben auf höchst schwan-

ker Grundlage, und dabei soll sich eine Frisur halten, die ihren Hauptreiz darin hat, daß sie zierlich und geordnet sitzt wie bei einer klassischen Tanagrafigur. Diese kokketten Damen des alten Griechenlandes unter ewig blauem sanftem Himmel, umschmeichelt vom Zephir hatten es leicht, mit mehreren Dutzend zierlich und regelmäßig gerollter Löckchen auf dem Kopf anmutig einherzuwandeln. Aber wir! Als Hausfrau auf den Markt oder als berufstätige Frau morgens sich durch Sturm und Regen in das Büro kämpfend, dann bis zum Nachmittag ohne die Möglichkeit, den Haaren eine gründliche Auffrischung zuteil werden zu lassen. Wieviel Anmut wird da übrig bleiben??

Die Parriserin hat bereits einen Ausweg gefunden, aber uns wird er nicht zusagen. Sie läßt sich nämlich eine Perücke mit allem erforderlichen Charme arbeiten, trägt einen naturgewachsenen Kurzschnitt und ist nun imstande, bei Bedarf so entzückend auszusehen wie sie will. Wir werden einen Mittelweg suchen müssen. Vielleicht ordnen wir das Haar über Tag schlicht in Knoten oder Rolle und tragen die kürzeren Vorderhaare über zwei Kämme geschlagen rechts und links der Schläfen. Vielleicht hat Frau Mode einen neuen Einfall — der dann wie so oft auch nur eine Erinnerung an Längstvergessenes ist — und stellt uns die kleinen Morgenhäubchen für den Gebrauch zur Verfügung, vielleicht . . . doch es ist zwecklos bei der Mode zu vermuten. Wahrscheinlich kommt das Unwahrscheinliche . . .

G. Werther

Die Frau in der Siedlung

Ein kleines Häuschen draußen vor der Stadt, ein Nutzgarten und ein Stall mit Kleintierzucht — damit ist die Siedlung noch nicht gemacht. Siedlung — das ist weniger Hauptsache als Tätigkeitswort. Siedeln ist das Wichtigste. Und beim Siedeln wieder steht in vorderster Linie die Frau.

In eine Siedlung zu ziehen, das ist nicht nur ein Umzug im üblichen Sinne, sondern darein schließt sich ein besonderer Lebensstil, eine Umstellung der Lebensweise. Verzicht auf den sogenannten Komfort bis zu einem gewissen Grade und Gewinn an Licht und Raum, Einfachheit und Natürlichkeit. Demgemäß muß die Frau innerlich bereit sein, diesen Lebensstil für sich und ihre Familie nicht nur anzunehmen, sondern schöpferisch zu gestalten. Wirtschaft in Haus, Hof und Garten, Kleintierzucht, Gesundheitspflege, Gemüsebau und Obstverschmitt müssen der Siedlerfrau vertraute Gebiete sein. Eine Erschwerung ist es, wenn sie ohne Ankennung in die Siedlung kommt und erst allmählich und oft durch Schaden klug wird. Immerhin geht auch diese Art des Lernens in der Praxis. Wirklich unhaltbar aber ist es, wenn die Frau ihrer inneren Haltung nach nicht zum Siedeln paßt, wenn sie naturfremd oder gesundheitshalber der Arbeit nicht gewachsen ist.

Große Erleichterungen gewähren die Einrichtungen des Deutschen Frauenwerks. Innerhalb seiner hauswirtschaftlichen Schulungs- und Beratungsarbeit hat das Deutsche Frauenwerk als Sonderfachgebiet die Beratung der Siedlerfrau aufgenommen. Zur Durchführung von hauswirtschaftlichen Kursen wurden 21 Wanderlehrerinnen, auf Musterstedlerstellen 18 Beraterinnen eingesetzt. Um über die Entwicklung des deutschen Siedlerwerkes auf dem Laufenden zu bleiben und Einblicke in Fachterquellen zu gewinnen, werden in den Siedlungen laufend Haushaltserhebungen durchgeführt, die sowohl im Durchschnitt als in Sonderfällen klare Bilder von den tatsächlichen Verhältnissen der Lebens- und Haushaltsführung in den Siedlungsstellen gewähren.

Die Zusammenarbeit hat sich in verschiedener Hinsicht bereits praktisch auswirken können. Beim Bau neuer Siedlungen wurde mit weit mehr Erfahrung zur Arbeitserleichterung der Siedlerfrau beigetragen; Rücksichtnahme auf Beschränkung der Arbeitswege, bequeme Anlage der Wasserstelle, der Kohlenunterbringung, der Lagerräume für Gemüse usw., der Speisekammer und anderes kommt in den neuen Siedlungen anders als früher zur Geltung.

Um die Beratung der Siedlerfrauen überzeugend und vorbildlich durchzuführen, ermöglichten es mehrere Gau-Heimstättenämter, den Beraterinnen in neu errichteten Siedlungen eine Zeit zur Siedlerhaus zur Verfügung zu stellen. So, inmitten der anderen Siedlerfrauen, ist es der Beraterin natürlich besonders gut möglich, helfend und erzieherisch zu wirken, da nun alle Schwierigkeiten die gleichen sind und die angeratene Lösung von irgendwelchen Schwierigkeiten meist in der Praxis von der Beraterin selbst anschaulich durchgeführt wird. Diese mit deutschem Gerät und deutschem Hausrat ausgestatteten Wohnungen der Beraterinnen sind wahre Muster an kulturell durchgebildeter Heimgestaltung und auch in dieser Hinsicht vorbildlich.

Eva Leiler

Welche Putzmacherin haben Sie...?

Unbedacht unsozial

Frau Walter hatte beim letzten Spaziergang einen ganz entzückenden Hut auf, so daß Frau Hesse, der wir begegneten, sofort nach der Putzmacherin fragte. Worauf Frau Walter ausweichend antwortete, daß man doch heute zutage solche Hutmodelle „überall" sähe. Etwas erstaunt hochgezogene Augenbrauen, ein konventionell frostiges Abschiedslächeln von Seiten der Frau Hesse — und wir gingen wieder allein weiter.

„Warum nur empfehlen Sie diese Putzmacherin nicht weiter?" konnte ich nicht umhin zu fragen. „Weil ich nicht will, daß andere Frauen mit dem gleichen Hut herumlaufen wie ich!" lautete die Antwort. Aber die Putzmacherin ist zum großen Teil auf Empfehlungen persönlicher Art angewiesen, und wenn die Kundinnen das Licht der Lieferantin unter den Scheffel stellen, wird sie nur langsam oder garnicht auf einen grünen Zweig kommen, falls sie keine weiteren Werbungsmittel anwenden kann als nur ihre gute Arbeit. Diese schroffe Abwehr von vornherein schädigt die Putzmacherin geradezu, die sicher gern bereit wäre, auf besonderen Wunsch, das Modell in der gleichen Ausführung nicht wieder herzustellen. Da sie besonders begabt ist, wird sie sowieso jede Kundin ihrem Typ entsprechend „behuten".

Frau Hoffmann allerdings macht es nicht besser als Frau Walter. Sie erklärte mir neulich: „Nein, meine billige und geschickte Hausschneiderin empfehle ich nicht weiter. Schließlich bekommen alle meine Bekannten ihre Adresse, und das Ergebnis ist dann für mich, daß die Schneiderin immer dann besetzt ist, wenn ich sie brauche." Es ist Frau Hoffmann also lieber, daß ihre Hausschneiderin eventuell wochenlang keine Arbeit hat und sich schwer durchs Leben schlägt, als daß sie die beabsichtigten Schneidertage einmal verlegt. Wenn nämlich Frau Hoffmann die Schneiderin nur deshalb nicht weiter empfiehlt, weil sie dadurch sicher sein kann, daß sie sie auf Bestellung im Frühjahr und Herbst immer zu sich rufen kann, so wird Frau Hoffmann schließlich auch so gut disponieren können, daß sie die Näherin acht Wochen voraus engagieren kann.

Selbstverständlich handeln weder Frau Walter noch Frau Hoffmann abschichtig unsozial, vielleicht machen sie sich die Folgen ihres Tuns

überhaupt nicht klar. Und hoffentlich ändern sie ihre Einstellung, wenn sie unparteiisch nachdenken und einsehen, daß die Wirkungskreise ihrer Putzmacherin und Schneiderin unbillig eingeschränkt werden, indem man die selbstverständlich beste Werbung durch die gute Arbeit untergräbt, weil man keinen Namen nennt. Die Hausfrau, die heute bewußt und sozial denken muß, darf sich nicht mehr mit der sicherlichen Entschuldigung blamieren: „Ach, dabei habe ich mir garnichts gedacht . . .!" Es kann viel geschehen und gefördert werden, wenn man sich nicht bemüht, ein wenig sozial zu denken, an andere zu denken.

Essig oder Zitrone?

Das ist eine Frage, die viele Hausfrauen beschäftigt. Früher hätte man das ganz einfeitig beantwortet: „Natürlich Essig!" —

Seit man aber durch die Vitaminforschung so ungemein wichtige Aufbaustoffe für den Körper gefunden hat, gibt es eigentlich kaum noch ein Problem, das da heißt: „Essig oder Zitrone", sondern es heißt vielmehr: „Beides, aber richtig verwendet!" Haben doch beide im Haushalt heute ihren Zweck zu erfüllen, und zwar jedes als Helfer an seinem Platz, oder auch das eine das andere ergänzend. — vorausgesetzt, daß uns die Zitrone ausreichend zur Verfügung steht.

Zum Beispiel: Seefische heißt man wenn möglich, eine Stunde mit Zitrone, falls man sie braten will; dem Kochwasser aber gibt man einen Schuß Essig bei, um das Fischfleisch recht blättrig zu machen. Einen grünen Salat, Tomatensalat oder einen feinen Fleischsalat macht man mit Oel und Zitronensaft an, das gegen Kartoffelsalat und ein richtiger Heringssalat schmecken besser, wenn sie mit der schärferen Säure des Essigs angemengt sind. Alle, vor allem Essigmuffs, die sich im Kochtopf sofort verdunsten, schmort man mit Butter und Zitronensaft; gibt es aber Schwarzwurzel zu Mittag, so legt man sie nach dem Putzen in Wasser mit etwas Essig, damit sie schön weiß bleiben.

Schmort man Obst — z. B. Pflaumen, Rhabarber, Birnen oder Aepfel —, so reibt man beim Kochen ein wenig von der Zitronenschale hinein; das ergibt nicht nur einen pikanten Geschmack, sondern nimmt auch die manchmal starke Obstsäure in sich auf. Uebrigens, will man sich die abgeriebene Zitronenschale etwas länger aufheben, um immer einen kleinen Vorrat zu haben, so füllt man sie in ein leeres Marmeladenglas und mischt Zucker hinein; dann hält sich die Schale eine ganze Weile. Essiggemüse und Essigsrüchte bereitet man selbstverständlich mit Essig einzeln. Eine schöne sanfte Tunke schmeckt besser, wenn man Zitrone dazu nimmt. Will man aber Fleisch oder auch Fisch 1—2 Tage aufbewahren, so schlage man sie in ein leichtes Essigbad ein.

Die Beispiele zeigen, daß man wirklich nicht mehr fragen kann: „Essig oder Zitrone?", sondern daß es heute, und zwar immer im Rahmen des Vorhandenen, heißen muß: „Essig und Zitrone!"

Dein Vaterland

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater die die Lehren der Weisheit ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Ernst Moritz Arndt

Dagegen hat keiner was

Drehpause!

Eben noch in großer Pose -
wird die Haltung nunmehr lose

Bunter Bilderbogen von unserem nach Berlin entsandten Kunstschriftleiter

. . . und wieder einmal sind wir draußen in Babelsberg, in dieser grandiosen Berliner Filmstadt mit ihren ungeahnten Möglichkeiten und tausend Kniffen. Nachdem wir dem Portier — auf diesem Gelände der Musen auch „Cerberus" genannt — Bescheid getan haben, daß wir seine Schwelle zu passieren durchaus berechtigt sind, wenden wir uns an dem Kasino vorbei, in dem gerade Aribert Wäscher in der ganzen Fülle seines Leibes eine (!) Molle stemmt, nach einigen hundert Metern in eins der rechts liegenden Ateliers, um uns durch ein Gewirr von Kabeln und Requisiten aller Art auf leisen Sohlen immer näher an die Kamera heranzutasten, die gerade voll in Funktion getreten ist.

Man hat sie auf René Deltgen eingestellt, diesen jungen, so prächtig begabten Schauspieler. Der Spielleiter Paul Mundorf gibt die letzten Anweisungen, und dann wird jene Szene im „Grünen Kaiser" gedreht, in der der Richter ein nicht unwichtiges Wörtchen für die Gerechtigkeit auf Erden, aber auch für den Gang der Handlung zu sagen hat. Uns umgibt eine Atmosphäre von Schminke und Schweiß, von Puder und Parfüm, die zu atmen in Babelsberg trotz ihrer Alltäglichkeit den stillen Beobachter immer wieder in Bann schlägt. Unterdes werden neue Lampen eingestellt, so daß abermals Tausende von Kerzen ihre Lichtflut ausströmen, neue Anweisungen werden gegeben, und nachdem alles mehrmals in unendlicher Mühe einstudiert ist, wird die letzte Aufnahme in Angriff genommen, an der es nichts mehr zu „drehen" und zu deuteln gibt.

„Die Pause ist doch die bessere Jahreszeit"

Alois Melichar unterhält sich mit Erna Sack.
Auf jede Note kommt es an!

So aber ist nun einmal die Drehpause, die Konvention, das althergebrachte Vorurteil, die höfliche Phrase, alles das purzelt fidel durcheinander und läßt eine Stimmung von Kameradschaft aufkommen, ganz gleich, ob man sich vorher noch im Sinne des Drehbuches heftig in den Haaren gelegen hat.

Jedoch das nicht nur allein! Das Leben gibt sich während solcher Minuten so kunterbunt und so drollig, daß man einfach keine Worte mehr zur Verfügung hat. Kommt doch da einer jener Ritter, die gerade eben noch in dem Ufa-Tonfilm „Manon" auf antik zurechtfrisiert im Ballett getanzt hatten und setzt sich mit dem glücklichsten Seufzer dieser Welt auf den kühlen Stein der rauhesten Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts!

Siehe da!

Durst hat er auch!

Und so schwingt er sich unter dem schallenden Gelächter aller Anwesenden mit einer geradezu unverfrorenen Frivolität auf das nächste Fahrrad, um in der etwas schräg liegenden Kantine nicht nur sein Mütchen zu kühlen, sondern um obendrein den altgriechischen Obolus gegen ein paar Märker einzutauschen, auf denen zweifelsohne der Satz geschrieben steht: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz." —

Indessen ist es in der Drehpause beileibe nicht immer so lustig. Große Kunst erfordert großen Einsatz! Großer Einsatz erfordert letzte Vorbereitung. Und deshalb haben Erna Sack, die seit ihrer Tätigkeit am Bielefelder Stadttheater einen fast schwindelerregenden Aufschwung genommen hat, und Alois Melichar etwas abseits Platz genommen, um sich zum letzten Male für die nächstfolgende Szene in die Geheimnisse der Partitur für den Tonfilm „Manon" zu vertiefen. Ton für Ton wird noch einmal durchgenommen, piano für piano und forte für forte wollen noch einmal angedeutet sein, damit hinterher alles auf das Tüpferl genau klappt und stimmt.

Man sieht daher: die Drehpause leitet zur nächsten Aufnahme über. Schon nach wenigen Minuten ruft wieder die Kamera. Und wieder ist das grelle Licht auf die Gesichter der Künstler eingestellt. Dann aber tritt erneut der Regisseur in Tätigkeit, dann ist mit einem Male der Zauber der Gemütlichkeit dahin und dann tritt ganz plötzlich wieder an die Stelle der Thermosflasche das sagenhafte Sektglas und dann heißt es erneut: „Macht fort, das Spiel kann beginnen!" Und es beginnt auf der Stelle!

Dr. Gustav Röttger

Das Fahrrad tausend Jahre alt?

Carola Höhn schöpft frische Luft (Fotos: Ufa)

Deltgen springt beglückt auf, und auch die beiden amtierenden Wachtmeister, die in gestrenger Miene hinter ihm Aufstellung genommen hatten, werden sich dessen bewußt, daß sie Menschen sind, nichts als Menschen. Und um dies zu beweisen, bewegen sie sich nach ihrer höchst feierlichen Amtshandlung auf der Leinwand im besten Berliner Dialekt privatim auf der Szene, der Thermosflasche entgegen, in die das Mütterchen zu Hause den Tropfen für die Erholung nach schwerer Arbeit eingefüllt hat.

Da ist urplötzlich die Drehpause gekommen, diese Pause, die für alle Beteiligten nicht nur etwas Erlösendes, sondern für den Zeitungsmann schon deshalb etwas ganz Besonderes an sich hat, weil sich ihm nun die Welt dartut, wie sie paradoxer gar nicht sein kann.

Wer eben noch in würdevollster Haltung von der Kamera, diesem mörderisch scharfen Auge, gezwungen wurde, ganz Mann des Filmes, der Leinwand, des Erfolges und auch des Ruhmes zu sein, der lockert nunmehr seine Glieder, wird sozusagen Bürger unter Bürgern, selbst auf die Gefahr hin, daß seine Kostümierung und seine Montur ihn in die naheliegende Situation der Lächerlichkeit bringen.

Die Szene wird inzwischen immer ungezwungener. Auch Carola Höhn legt den Nimbus des Filmes ab, um für ein paar Minuten wieder Künstlerin im Privatleben zu werden. Das aber schien uns just der richtige Augenblick zu sein, um mit ihr ein paar Worte zu wechseln. „Liebe Carola", sagen wir im Hinausgehen zu ihr, „so etwas von Liebenswürdigkeit und reizendem Charme macht Ihnen keine nach!" „Wissen Sie", entgegnet uns die Künstlerin, „beim Film muß man tagaus, tagein das Höchste leisten und wer dazu nicht in der Lage ist, der wird bald abgemeldet!" — Gott sei Dank hat es Carola nicht gar zu eilig.

Haus, Hof und Garten

Der Garten läßt uns keine Ruh'

Im Obstgarten ist der milde Wetterverlauf für die Neupflanzungen günstig gewesen, so daß sie im Vormonat rechtzeitig zu Ende geführt werden konten. Für Frühjahrspflanzungen, die bis Ende April auszuführen sind, empfiehlt es sich schon jetzt die Sorten zu bestimmen und das Pflanzgut bei den Baumschulen zu bestellen, zumal das Angebot geringer zu sein pflegt als im Herbst. Die Spätsorten der Aepfel konnten sich auf den Bäumen noch vorzüglich entwickeln, und da der Behang meistens gut war, sind vollfruchtige Früchte keine Seltenheit gewesen. Wie böse uns aber die Spätfröste mitgespielt haben, ist nun auch zahlenmäßig durch die im Oktober erfolgten Vorschätzungen der Obsternte genauer bekannt geworden. Als Ergebnis teilt das Statistische Reichsamt mit, daß in diesem Jahre mit einem voraussichtlichen Gesamtertrag von 3.5 Mill. Dz. Aepfeln (Vorjahr 18.7 Mill. Dz.) und von 1.6 Mill. Dz. Birnen (Vorjahr 4.6 Mill. Dz.) zu rechnen sein dürfte. Zu den großen Frostschäden sind hinzugetreten die Absänge oder Verderbnungen durch pflanzliche und tierische Schädlinge sowie Krankheiten, die in einem schlechten Erntejahr doppelt fühlbar werden. Das muß aber auch allgemein zu verstärkter Abwehr gegen alle vermeidbaren Schädigungen anspornen. Die winterlichen Pflegearbeiten, wie sie in den vormonatlichen Anweisungen bereits berührt werden sind, sowie die vorbeugenden Bekämpfungsmaßnahmen müssen gründlich durchgeführt werden. Kurz gefaßt handelt es sich hauptsächlich um folgende Aufgaben: die Leimringe müssen dauernd sachgemäß erhalten werden; die Stamm- und Kronenpflege älterer Bäume, das Abkratzen loser Borken und die Vernichtung von Verpuppungen, Entfernen vertrockneter Früchte aus den Bäumen und auf der Erde (Sporenträger); Raupennester des Goldafters und des Baumweißlings sowie die Eigelege des Ringelspanners (in harten Ringen fest um die dünnen Zweige verfilzt) ausschneiden und verbrennen (Raupenfackel), die Eigelege des Schwammspinners (kuchenartige Polster in Rindenrissen oder Astansätzen) abkratzen oder mit Petroleum tränken; Bespritzen oder Streichen der Bäume und Sträucher mit genormtem Obstbaumkarbolineum oder gleichwertigen Baumspritzmitteln (entsprechend den Gebrauchsanweisungen) gegen Moose und Flechten sowie gegen die im Ruhezustand befindlichen Insekten; Blutlausbekämpfung; Wildschäden. Wer diese vorbeugenden Maßnahmen durchführt, hat es im Frühjahr leichter. Ausschneiden der Obstbäume werden bei leichtem Frostwetter vorgenommen, das Fruchtholz möglichst ganz verschonen; Wundbehandlung mit Baumwachs oder Baumteer.

Im Gemüsegarten werden die Außenarbeiten solange wie möglich fortgesetzt; es wird umgegraben oder gefurcht (mit neuzeitlichen Geräten) und je nach der Pflanzungsweise gedüngt, leichter Frost fördert die Krümelung des Bodens. Spargel- und Erdbeerbeete werden mit kurzem Dung belegt, auch für Rosen- und Blätterkohl ist dies ratsam. Rapfinschen erhalten eine leichte Winterdecke aus Laub oder Reisig, die das weitere Abernten gestattet. Besonders sorgfältig ist das im Keller oder in Gruben eingeschlagene Gemüse zu überwachen. Faule Bestandteile müssen abgetrennt werden, tierische Schädlinge sind abzufangen und zu vernichten, die Lagerräume sind gegen Nässe zu schützen und bei milder Witterung dagegen zu lüften. In dieser ruhigeren Zeit wird überlegt, wie der Gemüsebau künftig noch verbessert und ertragreicher gestaltet werden kann; es handelt sich dabei um die zweckmäßige Einteilung des Gemüselandes zur Wechselbebauung, um die Auswahl der anzubauenden Gemüsearten, die Beschaffung des Saatgutes, die Anlegung von Mistbeeten und von Saatbeeten im Freien, um früher ernten zu können; auch die Bewässerung läßt sich vielleicht verbessern.

Im Ziergarten wird der Winterschutz allmählich zu erweitern sein. Buschrosen werden zurückgeschnitten und nach Bedarf mit Reisig, Laub oder sonstigem trockenen Deckstoff geschützt. Hochstämme werden, nachdem die Kronen ebenfalls etwas zurückgeschnitten sind, im Beten niedergelegt, in günstigeren Lagen verwendet man Hauben aus Oelpapier als Schutzmittel. Leichten Winterschutz aus Laub, Torfmull oder dgl. erfordern die Rhododendron, in rauheren Lagen werden sie gruppenweise mit leichten Holzgestellen überbaut und mit Reisig oder sonstigem Material abgedeckt. Man vergesse nicht, diese wasserbedürftigen Moorbeetpflanzen bei Trockenheit auch im Winter gut zu bewässern.

F. tom Diekhusen

Der Hase ist besonders gut

Juli, der Dezember, bringt uns zumeist auch „richtiggehende" Winterwetter, fällt doch auch kalendermäßig Winters Anfang auf den 22., den kürzesten Tag des Jahres. Hege und Schutz des Wildes spielen nunmehr für den waidgerechten Jäger die Hauptrolle in seiner Betätigung. Den jeweiligen Schneeverhältnissen angemessen, ist stark oder weniger stark zu füttern, denn verwöhnen, verwichlichen und nur auf die Gaben des Menschen rechnen lassen, soll man sein Wild niemals. Wir hätten eine Fütterung überhaupt niemals und unter keinen Umständen nötig, wenn nicht durch die Eingriffe der Menschen die Bestockungsverhältnisse der ursprünglichen Natur so gründlich abgewandelt wären zum Schaden der freilebenden Tierwelt. Dies gilt sowohl für die Kultursteppe des freien Feldes, als auch für den einförmigen, reinbestockten und weichholzfreien Wald. Die natürliche Aesung ist und bleibt das Beste und Bekömmlichste, und nur wenn und soweit diese unzulänglich oder nicht erreichbar ist, soll der Mensch helfend eingreifen. Wichtiger als der Futterschlitten ist daher der Schneepflug, der in den Baum- und Stangenhölzern mit viel Heide- und Heuerstreu, und wieder quer und quer herumgefahren wird und dem Walde nicht nur diese Naturäsung freilegt, sondern ihm auch unbehinderte Bewegungsmöglichkeit verschafft. Dies ist besonders dann von ausschlaggebender Bedeutung, wenn bei überstarkem Tauschnee sich eine dünne, aber harte Eiskruste gebildet hat, die mit ihren scharfen Splitterrändern den im tiefen Schnee ziehenden Wilde die Läufe derartig zerschneiden kann, daß es schließlich unfähig wird, sich weiter zu bewegen und sogleichem Raubgesindel leicht zum Opfer fällt. Ist diese natürliche Fütterungsweise aus irgendwelchen Gründen nicht möglich, dann wird allerbestes Kiefern oder notfalls auch Wiesenheu vorgelegt, ungedroschene Hafergarben, Rüben oder Wruken, Kartoffeln, Eicheln, Mais und Kastanien. Das Gefrieren der Rüben und Kartoffeln braucht uns nicht besorgt zu machen; das Wild ist, im Gegensatz zum Vieh, an solch gefrorene Aesung gewohnt und nimmt sie ohne Schaden auf. Gut ist es, Wrucken und Rüben etwas zu zerkleinern, ebenso wenn es sich um Rohfütterung handelt, die Kastanien. Auch die Saaten kommen an sich vielseitig beschickten Futterstellen zu ihrem Recht. Rebhühnern und Fasanen sind überdachte Sprenstellen anzulegen, in welche recht häufig wieder von neuem Hinterkorn, Druschabfall und Heublumen eingemengt werden. Den Enten sollte viel mehr, als es bislang zu geschehen pflegt, auch Futter gestreut werden und zwar Erbsen, Mais, Eicheln und Bucheln. In kurzer Zeit sind diese Futterstellen entdeckt und werden sofort eifrig angenommen.

Der Wildschutz gegen Freveler, die sich auch gern an den Futterstellen herumtreiben, im übrigen aber in den Dorfgärten Schlingen und Tellereisen stellen, die Hühner auf die Scheunentenne heranfüttern und fangen, oder den Hasen vom Fenster aus bei Nacht im Kohlgarten schießen, ist schärfstens anzuhalten. Der Feng des Rehpinsels, dessen Wirkung jetzt von allerbester Beschaffenheit sind, muß mit Eifer betrieben werden.

Bei dem eigentlichen Jagdbetrieb stehen die großen Gesellschaftsjagden im freien Gelände, namentlich zur Weihnachtszeit, wenn die Herren Söhne auf Urlaub oder Ferien zuhause sind, unbedingt an der Spitze und sind auch angebracht, weil der Hase, der nun schon gründlich Frost bekommen hat, im Geschmack und Bast besonders gut ist. Einzeljagd, wie Pürsche und Ansitz, wird durch die Wetter- und Schneeverhältnisse meist unmöglich gemacht, und so ist es auch der Gesellschaftsjagd oft gezwungen, Rot-, Dam- und Schwarzwild auf Drückjagden erlegen zu lassen, was insofern mißlich ist, als eine forstfüttige Auswahl der abzuschießenden Stücke kaum gelingen dürfte. Auf Sauen, deren Rauschzeit zu Mitte des Monats beginnt, trifft diese Sorge weniger zu; sie können jetzt unterschiedslos geschossen werden. Mondhelle Nächte bei Schneelage bieten herrliche Gelegenheit. Reinefe Rotwild in Wald und Feld beim Anreizen mit der Hasenquäke zu betören und manchen guten Bast zu erbeuten.

Freiherr von Bischoffshausen-Giersdorf

Auch die Bauersfrau braucht Erleichterung

Der Winter bringt unserer Bauersfrau durch Fortfall der Feld-, Wiesen- und Gartenarbeit gewisse Erleichterungen, aber auch wieder erhöhte Mühen. Die Kinder kränkeln leicht, zumal in der Uebergangswitterung, und bedürfen, an die Stube gebannt, vermehrter Betreuung. Dunkelheit und Kälte erschweren viele Aufgaben und fordern für Vieh und Geräte manche Mehrarbeit. Da gilt es, der Bauersfrau Hilfe zu leisten. Der Bauer denkt selten darüber nach, daß, wenn er schon sein Pfeifchen raucht oder die Zeitung liest, seine Frau noch immer auf dem Posten ist. Da sollte er dafür sorgen, daß seine Frau Hilfe erhält. Dazu bieten sich vielerlei Möglichkeiten. Zuerst in der Küche: Es kann mit ein paar zusammengefügten, an der Wand angebrachten Brettern ein etwa 1½ Meter hoher Behälter für Kohlen hergestellt werden. Den Kasten könnte die Magd nach Bedarf aus dem Kohlenkeller füllen, dann braucht die Frau nur unten die jeweils nötige Menge herauszunehmen. Ein ähnlicher kleinerer Behälter läßt sich für trockenen Streusand im Hausflur anbringen. Diese handwerklichen Arbeiten kann der Bauer leicht machen. Die Kinder könnten diesen Kasten vollhalten, damit die Frau ohne Mehrarbeit den Flur und bei Glatteis auch den Zugang zum Haus streuen kann. Noch mehr Erleichterung brächte es der Bauersfrau, wenn die Jungen oder Mädchen die Streuarbeit, und überhaupt das Freihalten des Zuganges, übernehmen würden. Der Bauer kann für die Kartoffeln in der Küche, oder wo sonst ein trockenes Plätzchen ist, noch einen Vorratskasten mit Entleerungsvorrichtung herstellen. Wo es an einer Wasserleitung, wie leider vielenorts, noch mangelt, sollte man in jeden Stall ein größeres Gefäß mit einem unten angebrachten Hahn aufstellen, so daß mit Hilfe eines Gummischlauches oder mit einer Pieh- oder Holzrinne das Wasser bequem in die Krippe der Tiere von selbst hineinläuft. Einem Knecht wird es nicht so schwer, den Bottich mit Wasser zu füllen, damit die Bauersfrau nicht am dunklen Morgen die schweren Eimer etwa über Glatteis in den Stall zu tragen hat. Ein über die Schultern zu legendes Tragholz, an dem beide Eimer hängen, wird dem Knecht das beschwerliche Tragen der vollen Eimer noch erleichtern. In der Waschküche wird ein solches Wasservorratsgefäß auch Nutzen schaffen, das ja nur vor der Wäsche gefüllt zu werden braucht.

Das Vorbereiten des Futters auf dem Heuboden wird im Winter Männerarbeit sein. Die Frau hat durch das Melken ohnehin eine große Arbeitsbelastung. Der Bauer sollte überhaupt unbedingt dafür sorgen, daß wenigstens in Krankheitszeiten und vor und nach Familienzuwachs seine Frau von der Arbeit entlastet wird. Im Schwarzwald hat beispielsweise seit langen Zeiten der Bauer seiner Frau das Brotbacken abgenommen, auch eine recht schwere Arbeit. Das Tragen schwerer Futtereimer, Körbe und Kästen könnte, wenn Männer auf dem Hofe sind, auch ihre Aufgabe sein. Zum mindesten kann man dafür sorgen, daß am Korb oder Kasten zu beiden Seiten Tragbölzer angebracht werden. Alle schwereren Lasten könnten dann zwei Personen tragen.

Wichtig ist es auch, daß die Frau bei ihrer langen Arbeit am Abend nicht gar zu früh am Morgen aufzustehen braucht. Nicht ganz billig, aber überaus vorteilhaft ist, bei vorhandenem Anschluß, ein elektrischer Kartoffeldämpfer, der am Nachmittag oder Abend mit den gut gereinigten und abgeleimten Kartoffeln gefüllt und fertig zum Dämpfen vorbereitet wird. In der Nacht schaltet das Elektrizitätswerk den billigen Nachtstrom ein. Am andern Morgen ist es, bei auch das Melchen vom Werk ausgeführt wird, nur Sache der Hausfrau, den Deckel zu öffnen und die heißen Kartoffeln für das Futter herauszunehmen. Sie spart dabei nicht nur etwa 1½ Stunden Nachtruhe und Licht, sondern auch das mühevolle Inbrandsetzen der Feuerung in der Küche. Wenn eine elektrische Leitung liegt, sollte man auch für alle Fälle vorsorgen und ein Heizkissen anschaffen, das oft wertvolle Dienste bei Erkrankungen leistet. Mit einem elektrischen Tauchsieder ist schnell warmes Wasser bereitet, ohne daß man vielleicht mitten in der Nacht erst mit Feuerentzünden zum Wasserwärmen eine halbe Stunde zu tun hat. Denken wir noch daran, für die Wäsche gute Waschmittel zu beschaffen. Auch dadurch gibt es Erleichterungen für die Bauersfrau.

Dr. Paul Ehrenberg, Breslau

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Silbenrätsel.

Aus den 72 Silben:

a — bart — be — be — bee — bel — bi — druf — du — dun — e — e — e — e — el — ein — en — er — er — gen — gret — groß — he — im — in — for — ta — log — lend — li — mann — me — mer — mo — mo — mut — na — nan — ne — ne — nor — nor — ny — ohr — post — rach — ran — ran — ri — rich — rin — rohr — rung — schl — se — sen — sen — spach — spruch — ster — ta — te — tel — tel — tru — u — um — we — weiß — werd — zeit

sind 27 Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. anderes Wort für Andenken, 2. Zeitabschnitt, 3. Badeort in Oberösterreich, 4. 4. Dachspan, 5. italienischer Volkstanz, 6. Schwimmvogel, 7. Alpenblume, 8. deutscher Dichter, 9. Straußenart, 10. vorgeschichtlicher Zeitabschnitt, 11. anderes Wort für Lade, 12. Stadt in Württemberg, 13. Kaffeeart, 14. Rechtsbehelf, 15. nordische Schicksalsgöttin, 16. Schulbuch, 17. Einfuhrung wirtschaftlicher Güter, 18. Stadt in Schottland, 19. schlimmer Zustand, 20. erfrischendes Getränk, 21. hohe Gesinnung, 22. römische Rachegöttin, 23. schriftliche Urkunde, 24. Stadt in Thüringen, 25. Silbeförderung von Briefen, 26. männliches Hausgeflügel, 27. europäisches Reich.

Richtig gebildet, ergeben die Wörter in der ersten Buchstabenreihe, von oben nach unten, und der vierten Buchstabenreihe, von unten nach oben, einen Ausspruch von Luther.

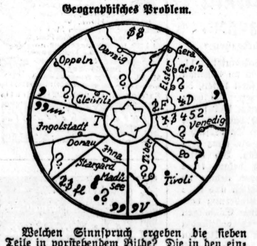
Problem.

Das neue Herz.

Hauer — Magie — Stuhl — Herne — Mähen — Hafen — Biene — Feder — Feige — Perle — Pumpe — Wange — Malta — Bogen — Mitte — Heide.

Gibt man jedem Wort ein neues Herz, so entstehen sechzehn andere Wörter. Richtig gelöst, nennen die neuen Mittelbuchstaben, aneinandergereiht, einen bekannten österreichischen Schriftsteller.

Geographisches Problem.



Welchen Sinnspruch ergeben die sieben Teile in vorstehendem Bilde? Die in den einzelnen Teilen zu erratenden geographischen Namen sind durch ein Fragezeichen angedeutet. Nach dem im Mittelfeld befindlichen Muster werden die einzelnen Teile dann miteinander verbunden.

Zitatenrätsel.

Es ist ein bekanntes Sprichwort zu suchen, dessen Wörter der Reihe nach in folgenden Zitaten versteckt sind:

1. Verflucht, wer mit dem Teufel spielt!
2. Aus Vorsatz hast du nie, aus Leichtsinn stets gefehlt!
3. Ich will mit euch handeln und wandeln!
4. Was willst du dich das Stroh zu dreschen plagen?
5. Erötend folgt er ihren Spuren.
6. Ich kann den Blick nicht von euch wenden!
7. Trink ihn aus, den Trank der Labe!
8. Vernunft fängt wieder an zu sprechen!
9. Ich habe nichts als mein Leben!
10. Vergeblich wird die rohe Hand am Schönen sich vergreifen!
11. Ans Vaterland ans teure schließ dich an!

Ortsveränderung.

Ein russischer Strom ist ein spanischer Grande:
Setz' dran eine Wiese aus deutschem Lande. —
Willst du das Ganze beschaulich nun seh'n,
Mußt du nach Bayern und Oesterreich geh'n.

Zweifilbige Scharade.

Entstammt dem alten Griechenland,
Bin ich dem Leser wohlbekannt.
Als Rufer zählt ich zu den besten,
Laut klang mein Ton an jedes Ohr.
Im Osten liegt wie auch im Westen
Der Anfang meines Namens vor;
Des Namens Schluß entnimm der Torte.
So kommst du zu dem ganzen Worte.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Ergänzungsrätsel: Acht Ballon Tisch Bruede Rad — Tosca

Rätsel: Das Alter.

Kopftausch: Vetter, Retter, Wetter.

Denksportaufgabe: Es kann sich nur um Alien handeln denn nur im Innern von Zentralasien gibt es Punkte, die nach allen Seiten hin 2500 Kilometer vom Meere entfernt sind. Diese Tatsache kann man auf der Weltkarte eines jeden Schulatlasses kontrollieren.

Eigentümlich: Rübchen — Grübchen.

Zahlendenksport: Waagerecht: 9—6—7—8—4; 11—13—10; 3—16—15; 12—1—2—5—14. Senkrecht: 9—13—12; 6—10—1—17; 8—3—5—18; 4—16—14.

Magisches Quadrat: 1. Riese, 2. Isolen, 3. Essig 4. Seine, 5. Engel.

Antike: Minne — Inn.

Buchstabenrätsel: [illegible] haft.

Nicht auszudenken

Sie (schwärmerisch): „Guter Mond, du gehst so stille . . ."
Er (polternd): „Das fehlte noch, daß der auch noch Lärm machte!"

Ein König

Otto Lehfeld, ehemals am alten Weimarer Hoftheater ein beliebter Schauspieler, hatte in Shakespeares „König Lear" die Titelrolle gespielt, mit Bombenerfolg! Am nächsten Mittag gab es dicke Bohnen mit Speck, die ihm seine bessere Hälfte gekocht hatte. „Wa—as?!", donnerte Lehfeld, „ist das ein Essen für einen König?", nahm Hut und Mantel und verschwand in ein Gasthaus.
(Jugend.)

„Dienst am Kunden"
„Das einzige, was ich Ihnen noch zeigen könnte, gnädige Frau, ist meine Zunge."
(Marc Aurelio.)

Hundehandel

Dachs handelt mit Hunden.
Dachs steht auf der Straße.
In jedem Arm hält er einen Hund.
„Kaufen der Herr der Dame einen Hund?" fragt er.
Der Herr bleibt stehen.
Der Hund gefällt der Dame.
„Was kostet der Hund?" fragt der Herr.
„Zwanzig Mark."
„Zu teuer. Zehn Mark zahle ich."
Dachs schüttelt den Kopf:
„Zwölf bekomme ich allein schon als Belohnung, wenn ich den Hund zurückbringe!"
(Lustige Blätter.)

*

„Spricht Ihr Mann manchmal im Schlaf, Frau Gray?"
„Ja. Das ist sehr peinlich, wissen Sie. Vorigen Dienstag erst hat das ganze Büro darüber gelacht."

*

Erika ärgert dauernd ihre größere Schwester. Da meint die Mutter: „Straf sie doch mit Verachtung!" Das zieht. Eine Weile ist Ruhe. Da meint Erika: „Mutti, oben straft sie mich mit Verachtung, aber unten tritt sie mich dauernd."

*

„Nicht wahr, Herr Lehrer, Micha hat doch manchmal originelle Einfälle?"
„Ja, besonders in der Rechtschreibung!"
(Die Woche.)

Guter Helfer

„Diesen Aufsatz über euren Hund hast du nicht allein gemacht, Otto! Wer war dabei?"
„Der Hund, Herr Lehrer!"

Selbsterkenntnis

Die Mutter hat einen Kuchen gebacken.
Die Mutter sagt: „Der ist aber nur für artige Kinder!"
Seufzt Heinz einsichtsvoll: „Na, da wird er ja alt werden!"

Solide

„Ist das Bilderbuch denn auch wirklich unzerreißbar?"
„Ich sage Ihnen, an dem hat das Baby was fürs Leben!"

Stumme Kritik

„Nun, mein Herr, sind Sie mit der Zigarrenmarke zufrieden?"
„Ich weiß nicht recht, immer, wenn ich mein Stammcafé betrete, stellt der Ober den Ventilator an."
(Fliegende Blätter.)

*

Lehrer: „Könnt ihr mir die Namen einiger Sterne nennen?"
Peter: „Na — vom Fußball oder vom Kino, Herr Lehrer?"

*

„Sie haben eben erklärt, ich sei eingebildet?"
„Nein, wieso? Ich habe nur gesagt, wenn man Sie für den Preis kaufen könnte, den Sie wert sind, und dann zu dem Preis verkaufen würde, den zu haben Sie sich einbilden, das wäre ein Geschäft!"

*

„Sagen Sie, Herr Müller, ich habe scheußliche Zahnschmerzen! Wissen Sie kein Mittel dagegen?"
„Das ist gar nicht weiter schlimm! Neulich hatte ich auch Zahnschmerzen. Da ging ich dann zu meiner Frau, die tröstete mich und flößte mich, und gleich darauf war der ganze Schmerz verflogen. Machen Sie's doch auch so!"
„Schön, ich werd's versuchen. — Wann ist Ihre Frau zu Hause?"
(Koralle.)

*

Der Lehrer fragt den kleinen Rolf: „Kannst du mir sagen, warum die Fische stumm sind?"
Rolf: „Kunststück, Herr Lehrer, reden Sie vielleicht mit dem Kopf unter Wasser?"

Ueberraschung

Wally: „Ich möchte meinem Bräutigam zur Verlobung eine Ueberraschung bereiten."
Hilde: „Sage ihm dein richtiges Alter!"

*

„Weißt du, ich verstehe nicht, daß dein Freund dich immer zu Bier und Likör schleppt und dich freihält. Es ist geradezu eine Beleidigung für dich. Was sagst du ihm denn bloß, wenn er dich einladet?"
„Gar nichts, ich schlucke die Beleidigung hinunter."

„Was ist hier passiert?"
„Entschuldigen Sie, ich mußte niesen!"
(Morgenbladet.)

„Entschuldige, alter Freund, daß ich dich habe warten lassen, aber ich habe meiner Frau noch rasch eine Falle gestellt, ehe ich wegging."
„Oh! Ja, was ist denn los? Hast du sie in einem Verdacht?"
„Nein, aber wir haben Mäuse im Haus."

*

Reporter: „Worauf führen Sie Ihr langes Leben zurück?"
Der Hundertjährige: „Nur auf meine Beharrlichkeit. Ich lebte einfach weiter, was auch geschah!"
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

Deutlich

„Fräulein Helga, was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen einen Handkuß zuwerfen würde?"
„Daß Sie ein sehr fauler junger Mann sind!"
(Neue 38.)

Zu Weihnachten backen wir Sandgebäck (ohne Eier):

175 g Butter (Margarine), 85 g Zucker, 1 Päckchen Dr. Oetker's Vanillinzucker, 1 Päckchen Dr. Oetker's Rum-Aroma, 250 g Weizenmehl, 1 gestr. Teel. Dr. Oetker's „Backin", 5 Backlebkuchen; backe wie immer.

Man rührt die Butter schaumig und fügt nach und nach Zucker, Vanillinzucker, Rum-Aroma und ½ Ei bei mit „Backin" gemischtem und gesiebtem Mehl zu einem glatten Teig; er wird einige Stunden kalt gestellt (am besten über Nacht). Dann formt man fingerdicke Rollen daraus, schneidet 5 cm lange Stücke ab und legt sie auf ein Backblech; sie werden mit dem Backeisblech flach gedrückt und gleichzeitig der Länge nach gerillt.

Backzeit: 10—15 Minuten bei guter Mittelhitze.

Nach dem Backen taucht man die Enden des Gebäcks in den geschmolzenen Schokoladenguß: 200 g Puderzucker, etwa 2 Eßl. Milch, 30 g Kakao, 25 g Kokosfett. Alle Zutaten werden unter Rühren im Wasserbad erhitzt.

Mit Dr. Oetker-Erzeugnissen

Hünneraugen

Hornhaut, Schwielen, Warzen u. dergl. werden rasch und schmerzlos entfernt mit Efasit-Hühneraugentinktur. Ein neuartiges, hervorragend bewährtes Spezialpräparat mit Karrer Tiefenwirkung. Verlangen Sie aber nur Preis RM —.75

Efasit

Erhältlich in all. Apotheken, Drogerien und Fachgeschäften.

Da sitzt er - - -
der Feind Ihrer Wäsche!
In Wirklichkeit zwar ist er unsichtbar ... Können Sie es sich aber leisten, wertvolle Wäschegut schutzlos dem Kalkstaub im harten Wasser zu überlassen, damit er sein schädliches Spiel treiben kann? Soll er Ihre Wäsche rauh, hart und spröde machen? Es gibt heute einen wirksamen Schutz gegen die Nachsicht des harten Wassers und diesen Schutz bietet Ihnen Persil!
Sie erkennen diese wertvolle Eigenschaft von Persil an dem besonders blütenreinen, klaren Ton und an der schneeigenen Beschaffenheit der Wäsche, die dem Körper ein wohliges Behagen verschafft.
Nicht nur gewaschen, nicht nur rein - persil-gepflegt soll Wäsche sein!

Mein-danke
Ich nehme Rücksicht meine Gesundheit, ich will mich frisch und leistungsfähig fühlen, ich will es gesund bleiben. Nehmen auch Sie in der Hast des Alltags, in Beruf, beim Sport Quick mit Lezithin für Herz und Nerven.
Quick, RM 1.15, Apotheke, RM 1.40 in Apotheken u. Drogerien

Wer den Anzeigenteil
unserer Zeitung regelmäßig liest, der findet darin stets interessante vorteilhafte Anregungen.

Billige aber gute Uhren
m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 3 Herrentaschenuhr, sehr genau, 36 stündig, Ankerwerk, vernickelt, M. 1.90
Nr. 4, Armbanduhr Ovalform, 7 verstellb. Steine M. 2.30 Nr. 5, Bester Werk, Roter Form, M. 2.60 Nr. 6, Sprungdeckel-Uhr, 7 Stein., vergoldet, M. 4.90
Nr. 7, Armbanduhr, Ankerwerk, vernickelt, m. Lederarmband, M. 2.60 Nr. 55, Damen-Uhr, kleine Form, mit Ripsband, M. 4.—
Nr. 99, Herren-Uhr, Goldrandstil, 7 Jahre Garantie, für Damen, mit Ripsband, M. 6.90
Nr. 1160, Geschäftskassenwecker, für Herren, viereckige Form, M. 5.90
Nr. 642, Taschenwecker, runde Form, 8-Tage-Werk, Eicher poliert, M. 8.—
Nr. 1461, Geschäftskassenwecker, 3 Jahre Nickelhülle, 25 Doppelsteine, vergoldet, M. 10.
Nr. 612, Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, einschl. Monogramm M. 1.10
Nr. 614, Siegelring, 8 eckiger Platte, M. 1.30
Nr. 2005, Siegelring, massiv, 333 Feingold, M. 40.
Nr. 1, Trauring, Double, M. —.90
Double-Ring mit Stein M. —.50
— Alle Ringe, Fingerweite angeben. —
Katalog mit ca. 600 Bildern gratis!
Fritz Heinecke Braunschweig Abt. A 9

Anzeigenpreise
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspaltige private Anzeigen 10 Pf., für einspaltige Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 66 mm breit, 48 Pf. Für die Erteilung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. — Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H. Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 3504.

Gute Musikinstrumente von Hohner Bestellungen durch HEROLD & Co. MARKNEUKIRCHEN, Nr. 15 Hohner-Harmonika, Mundharmonika, Akkordeon, Melodika, Zubehörteile, Reparaturen

Als Chauffeur Rheuma und Gelenkschmerzen zugezogen.
„Kann wieder vollständig meinem Beruf nachgehen."

Herr Willy Reichel, Chauffeur, Berlin SW. 61, Am Johannistisch 11, berichtet uns am 14. April 1935: „Ich leide seit 1936 an Rheuma und Gelenkschmerzen. Tagelang mußte ich oft das Bett hüten, da es mir nicht möglich war, meiner Arbeit nachzugehen. Ich bin als Chauffeur gehalt, da ich dauernd der Witterung ausgesetzt bin. Da versuchte ich schließlich Togal und bin ganz verblüfft über die Wirkung. Ich hatte tüchtige Schmerzen und bekam keine Linderung. Seit 7 Tagen nehme ich jeden Tag 8 mal 2 Tabletten und habe schon am zweiten Tag Linderung verspürt. Heute sind meine Schmerzen ziemlich weg, so daß ich vollständig meinem Beruf nachgehen kann. Ich bin so zufrieden mit Togal, daß ich es auch weiterempfehlen werde, wo ich nur kann."

Die Erfahrungen anderer sind wertvoll! Der Bericht von Herrn Reichel ist einer von vielen, der uns unaufgefordert aus Dankbarkeit zugegangen ist. In der Tat hat Togal Unzähligen bei Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß, Nerven- und Kopfschmerzen sowie Erkältungskrankheiten, Grippe und Influenza rasche Hilfe gebracht. Es hat keine schädlichen Nebenerscheinungen und die hervorragende Wirkung des Togal wurde von Aerzten und Kliniken seit Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal! In allen Apotheken erhältlich. Mk. 1.94.

Lesen Sie das Buch „Der Kampf gegen den Schmerz". Es ist für Kranke und Gesunde von größtem Interesse. Sie erhalten es auf Wunsch kostenlos u. unverbindlich vom Togalwerk München 27d209

1 ne Hausfrau kann sich ihren! Auch **100 Hausfrauen** können sich ihren! Aber **100 000 Hausfrauen** ihren sich kaum!
Viele tausendmal Dauerwaschen ohne verwaschene bunte Wäsche und doch noch wunderbar, so bequem in der Waschmaschine, mühelos und fabrikfertig!
Seifix gibt ein 5farben

Haben Sie sich gefreut
über unsere Ankündigung, daß jetzt auch hier wieder Pilo, die altbewährte Creme für jeden Schuh und jedes Leder erhältlich ist? Pilo kostet tiefschwarz Dose nur 20 Pf., farbig 25 Pf. Sicherlich haben Sie inzwischen auch wieder Pilo gekauft und festgestellt:
Wir gehen nicht übern
Pilo

Schöne billige Geschenke Katalog kostenlos. SIGURD KASSEL 95

Billige Fische
1-Ltr.-Dos. ff. Bismarckheringe 1.—
1-Ltr.-D. ff. Bratheringe 1.—
1-Ltr.-Dose ff. Rollmops in Senftunke 1.—
½-Ltr.-Dose ff. Heringe in Gelee —.70
½-Ltr.-D. ff. Brataale 1 Dose ff. Fetthering in Tomatenunke zus. 5-kg-Pak. 3.80 M ab hier. Verpack. frei
Damke, Hamburg 11a

Inserieren bringt Gewinn

Laubsägerei Stets Vorlagen. Neuheiten. Liste gratis! Heimann & Schmitt Unterspiardal 11 (Rhld.)

Nehmen Sie bitte Bezug auf den „7 Tag."

1937er Rheinwein 20 Ltr. 19 Mk. Nachn. Weinhuth b Wallerfheim b Bingen.

Heiraten
Ich möchte mit fleißig., arbeitl. Mädel tats. Nr. 2211 an die Buchdrucker Wilh. Weyers in Brilon.

Einheirat
bietet in Landwirtschaft od. Geschäft. Ich bin kaufmänn. Angestellter, 34 J. alt, 1.68 groß, schlank, sehr flächt. im Hach und habe 9000 RM. Vermögen ist Ehrensache. Angeb. mit Bild zu richten unter W. J. 2211 an die Buchdrucker Wilh. Weyers in Brilon.

Wiederheirat
Damen entsprech. Alters in guten wirtschaftlich. Verhältnissen werden um baldigst. vertrauensv. Zuschriften gebeten unt. Nr. 1148 a. „Der 7. Tag", Paderb.

Bitte deutliche Schrift
bei Anzeigen-Manuskripten.

Nehmen Sie bitte
Selbst. Geschäftsmann, 44 J. alt, 1.80 groß, schlank, kath., Witwer mit 2 Kindern im Alt von 2 u. 4 Jahren, Hauseigent., mit eigen. Besitz und fl. Landwirtschaft, im Regierungsbezirk Minden, sucht

Sie bitte
bei allen Bestell. Anfragen. Bewerbungen usw. auf d. Anzeigen i. „7 Tag" Bezug

Nur so wird den
Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7 Tag" vollen Erfolg haben.

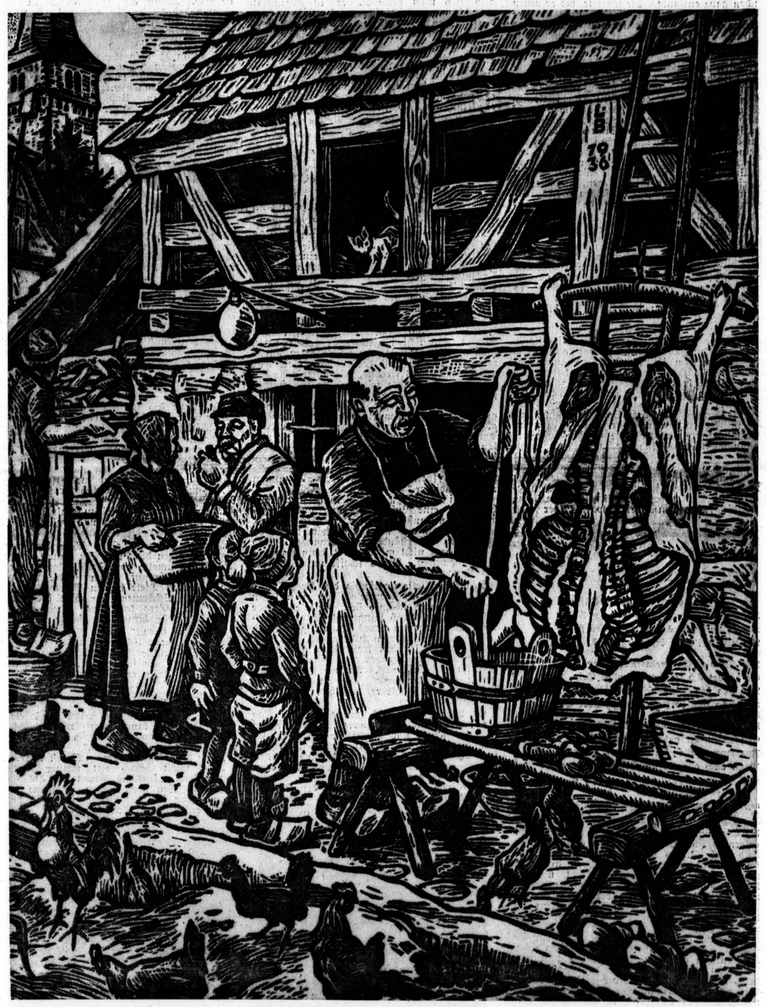
Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 3. V.: 38: 34 350. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 50 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 11. Dezember 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (ausschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Um das liebe Borstenvieh



„Schlachtefest", Holzschnitt von L. Barth-Uchatzy (Bavaria-Verlag, Gauting vor München)

Schlachtefest ist schon eine ganz ansehnliche Sache. Ein „Hochfest" des bäuerlichen Jahres gewissermaßen bei Einbruch der Winterzeit. Wer vom Hofe daheim ist oder aus der Kleinstadt, wo in den kleinen Ställen hinter den Häusern noch das ganze Jahr über behaglich die Borstentiere grunzen, der weiß um die Freuden und Aufregungen des Schlachtetages Bescheid. Wie er als kleiner Junge in aller Herrgottsfrühe des Morgens aus den warmen Federn sprang, um dabei zu sein und dann doch nicht mehr den Mut hatte hinzusehen, wenn der Meister schnell und geübt sein Handwerk tat. War das ein Tag! Von dem aufregenden Quieken des unheilwitternden Borstentieres bis zu der Schüssel heißer Wurstebrühe am Abend! Ein anstrengendes Tagewerk gibt es da. Alle Hände müssen noch einmal emsig zupacken und sich redlich plagen, um des Schweines glückliche Verwandlung zu vollbringen. Einen Trost gibt es (und das ist wirklich ein Trost): diese Arbeit ist nicht nur anstrengend und aufregend, sie hat auch ihre besonderen Freuden, bei deren bloßer Erwähnung jedem, der das mal erlebt hat, schon das Wasser im Munde zusammenläuft. Welch ein Anblick, wenn die vollen breiten Schinken zum Vorschein kommen, wenn der Meister den dicken Speck von den Rippen hebt! Wie bläht sich die Nase, wenn der Duft von frischem Wellfleisch, von Majoran, Pfeffer und Salz durch das Haus zieht! Welche Lust, vor dem brodelnden Kessel zu stehen, darin die prallen Würste schwimmen.

Und dann wurde je ein Topf voll Wurstebrühe mit einer Wurst als Gruß und Zeichen des guten Gelingens zu dem Nachbar zur rechten und linken und zum Onkel und der Tante herübergebracht. Denn das gute Borstenvieh will ja nicht nur „in seine Bestandteile aufgelöst", es will auch seinem „tieferen Zweck" zugeführt werden, und da muß dann erst einmal eine reichliche Kostprobe von allen Würsten genommen werden. — Ach ja, auch der liebe Magen hat einen harten Tag, wenn dem Schwein das letzte Stündlein abgelaufen ist. Das ist für niemand der Beteiligten so einfach, wie es gesagt und geschrieben ist. Aber es bleibt das Borstenvieh trotz seines unrühmlichen Endes das ganze Jahr in gutem Andenken; denn solange noch etwas von ihm in der Räucherkammer hängt, ist es unter denen, die einen ehrlichen Hunger mit sich tragen, nicht vergessen. —

*

Nicht jeder kann Schlachtefest feiern, nicht jeder kann ein Schwein sein eigen nennen. Und doch sagen wir so landläufig: „Der Mensch muß Schwein haben". Zwar ist dieser Ausdruck kaum in einem Wörterbuch verzeichnet; dennoch versteht ihn jeder, und erleichtert seufzt er, wenn eine schiefe Sache noch mal soeben gutgegangen ist: „Mensch, da hast du aber Schwein gehabt". Was hat das liebe Borstenvieh mit dieser Redewendung und so mit unserem Glück zu tun? Denn „Schwein haben" bedeutet ja doch nichts anderes als Glück haben". Wie aber dem auch sei, wenn es heißt, daß der Mensch ein gutes Stück Glück zu allem Gelingen braucht, dann stimmt das schon.

Man kann eine Sache noch so gut angefaßt haben, sie kann noch so gutem Ergebnis entgegengehen, wenn das kleine Quäntchen Glück nicht hinzukommt, wird es nie so ganz richtig. Oft „hängt etwas an einem Haar", aber dieses Haar muß eben halten! Oft sehen wir gar keine Möglichkeit mehr, daß etwas mißlingen könnte, und doch tritt plötzlich ein Mißgeschick ein, eine ganze Kleinigkeit vielleicht nur. Und wieder ist es möglich, daß wir schon mutlos verzagen wollen, da tritt ein besonderer Glücksumstand ein, den wir gar nicht für möglich gehalten hätten: Da haben wir eben „Schwein gehabt", und die Situation ist gerettet!

Nun wird mancher sagen: Ja, es gibt aber Menschen, die haben immer „Schwein", andere haben es nie. Und die solches einwenden, rechnen sich zu allermeist zu denen, die von sich glauben, daß sie nie Glück hätten! Aber ich glaube, daß da noch etwas anderes im Spiel ist. Es gibt ein altes Sprichwort, daß sich das Glück nur dem Mutigen zuneigt, und Sprichwörter fußen immer auf der weisen Erfahrung vieler Generationen. Wenn sie auch nur Sprichwörter bleiben, so steckt doch in den allermeisten ein wahrer Kern. Ganz sicher in diesem Sprichwort von dem Mutigen, dem das Glück gehört. Man muß den Mut haben, etwas zu beginnen und fortzuführen, etwas zu unternehmen, auch wenn es noch nicht gerade „hundertprozentig" ist. Wer feige die Hände in den Schoß legt, nichts wagt und nichts beginnt, dem kann ja das Glück auch nicht begegnen. Entscheidend ist, daß einer sein gutes Glück herausfordert; dann erst kann sich zeigen, ob es ihm fern bleibt. Manchen stellt es ja wahrhaftig auf eine harte Probe, aber schließlich zeigt es sich dann doch, Glück will erkämpft sein. Das ist eine alte Weisheit. Und wer diese Weisheit recht begriffen hat, wird mit froher Zuversicht sein Leben gestalten. Er wird es mit wachen Augen sehen und den guten Augenblick beim Zipfel fassen. Wir sagen dann: er hat „Schwein gehabt", aber es heißt dann: er hat nicht nur Glück, sondern vor allem Mut gehabt!

Und so wird es schon gehen!

Lk.

Die Verbindung war unterbrochen

Von Marion Steffan

Sabine schloß die Tür und lehnte den Kopf wie ermüdet gegen das Holz. Sie konnte die raschen, leichten Schritte des jungen Mannes auf der Treppe hören. Die Haustür wurde geöffnet und fiel einen Augenblick später wieder ins Schloß.

Sie blieb noch eine Sekunde so stehen, dann drehte sie sich plötzlich um und lief schnell durchs Wohnzimmer auf den Balkon hinaus. Unten ging Martin die Straße entlang. Sie konnte ihn deutlich sehen, die Bäume der Allee waren schon ganz entlaubt. Sie wartete, bis er unten um die Ecke bog, aber er hielt nicht an, um noch einmal heraufzuschauen und mit der Hand einen Gruß zu winken, wie er es sonst immer tat.

Sabine wertieß den Balkon und ging ins Schlafzimmer hinüber. Vor dem Spiegel betrachtete sie längere Zeit das Gesicht, das ihr da entgegenblickte, blaß und durch die unruhigen Augen eigentümlich verändert, wie das Gesicht einer Fremden. Mit einem kleinen Seufzer ging sie in das Balkonzimmer zurück und begann das Teegeschirr wegzuräumen, das noch auf dem Tisch stand. Sie trug die Sachen in die Küche und wusch sie ab. Als alles an seinem Platz stand, gab es nichts mehr, das sie von ihren Gedanken abhalten konnte.

Unruhig ging sie durch die Wohnung. Sie versuchte, alles klar zu überlegen, aber die Gedanken gingen immer denselben Kreis, bis dann plötzlich doch Klarheit da war, überraschend und schmerzhaft wie zu helles Licht, vor dem man die Augen schließen muß. Sie sah alles vor sich: Martin würde morgen wieder zum Tee kommen, man unterhielt sich, er spielte ein paar Sachen auf dem Flügel, und dann würde er sie zu küssen versuchen und sie würde ihn nicht mehr abwehren wie sie es heute noch getan hatte. Sie würde es einfach nicht mehr können, obwohl sie wußte, daß es nicht recht war. Aber was hieß das übrigens: Unrecht?

Sie nahm die Photographie im silbernem Rahmen auf, die auf dem Schreibtisch stand. Es war ein Bild von ihr, vor anderthalb Jahren in dem kleinen Ostseebad aufgenommen, wo sie Hans kennen gelernt hatte. Sie hatten drei herrliche Ferienwochen zusammen verlebt und ein Vierteljahr später geheiratet. So kam Sabine nach Berlin als die Frau eines Mannes, von dem sie zwar wußte, wie er in Ferienstimmung war, den sie aber im Grunde kaum kannte. Die Enttäuschung begann schon bald. Und wie es meist ist, wenn man von einer Sache enttäuscht wird, weiß man sich selber Vorstellungen davon gemacht hat, suchte sie die Schuld nicht bei sich. Sie war auch noch sehr jung, kaum zweiundzwanzig.

Es stellte sich heraus, daß eine Ehe keine endlose Folge von Ferien war. Aber was die Ehe wirklich war, das hatte sie noch nicht gelernt. Ihr Leben kam ihr eintönig und bald auch sinnlos vor. Hans, der als Konstrukteur in einem Flugzeugwerk arbeitete, war beinahe den ganzen Tag fort, und sie hatte fast keine Bekannte. Sie mußte immer wieder an die Wochen an der Ostsee denken. Da war Hans den ganzen Tag nur für sie dagewesen, ein fröhlicher und liebevoller Kamerad. Und jetzt? Die letzten zwei Monate hatte er so gut wie keine Zeit mehr für sie gehabt. Sie wußte allerdings, daß er an einer Konstruktion arbeitete, die jetzt vor dem Abschluß stand und noch in diesen Wochen ausprobiert werden sollte. Aber was nützte das Wissen? Sie verstand von technischen Dingen nichts, sie sah nur, daß er abgespannt und müde nach Hause kam, zu müde, um sich mit ihr zu beschäftigen, und von der Ueberarbeitung manchmal nervös und leicht gereizt.

Dann war die Bekanntschaft mit Martin gekommen. Sie sahen sich schon nach kurzer Zeit fast jeden Tag. Er hatte Zeit für sie, er sah gut aus und hatte eine warme, sehr angenehme Stimme. Er sagte ihr, daß er sie liebte.

Sie stellte die Photographie, die sie mit ihren Gedanken beschäftigt noch immer in der Hand gehalten hatte, auf den Schreibtisch zurück. Morgen kam Martin wieder zum Tee, — der Kreis der Gedanken schloß sich wieder . . .

Das Telephon läutete, ein scharfer, herrischer Klang.

Martin, dachte sie und lief zum Apparat. Sie nahm den Hörer auf: „Sabine Karsten".

Der Flughafen meldete sich, eine unbekannte Männerstimme sprach, die ein wenig aufgeregt und eilig klang.

„Ja?" sagte sie plötzlich erschrocken. Sie verstand nicht recht, was die Stimme sagte, ein anderes Gespräch kam durch. „Bitte, sprechen Sie lauter, ich verstehe nicht . . ."

„. . . möchten bitte sofort kommen — ja sofort", wiederholte die Stimme dringend. „Probeflug, soeben . . ." Das andere Gespräch kam wieder stärker durch, dann brach die Verbindung ganz ab.

Sabine stand einen Augenblick regungslos. Der Probeflug, dachte sie, irgendetwas hat also doch nicht geklappt, er ist abgestürzt, vielleicht — vielleicht ist er tot. Mit zitternden Händen suchte sie im Telephonbuch nach der Nummer und rief den Flughafen an. Zweimal, dreimal, die Nummern waren alle besetzt. Sie nahm Hut und Mantel und lief hinunter, die Straße entlang, an der Ecke erwischte sie ein Taxi.

Die Fahrt kam ihr endlos vor. Ja, so mußte es kommen, dachte sie immer wieder, so mußte es kommen. Und sie kam nicht davon los, daß das Unglück nicht geschehen wäre, wenn sie an diesem Nachmittag nicht mit Martin zusammengetroffen wäre.

„Schneller! Fahren Sie doch schneller!" rief sie dem Chauffeur zu.

Am Flugplatz wurde sie schon erwartet. Aber es war niemand von der Direktion mit jenem ernsten Gesicht, dem man die Botschaft schon abliest. Hans selber stand da, noch im Fliegerdreß, winkte mit der Hand und lachte, lachte . . . da sah er, daß ihr plötzlich die Tränen über das Gesicht liefen.

„Aber Kind", sagte er behutsam und ein wenig erschrocken, „was ist denn, was hast du denn, Sabine?"

Sie schüttelte den Kopf, wie um etwas abzutun, sie sah zu ihm auf, und dann lächelte sie auch. „Weißt du", sagte sie, „es ist nichts, — nur daß du da bist, und daß ich glücklich bin, weil du dich freust. Hans", einfach, daß du da bist und dich freust . . ."

Und Sabine verstand jetzt auch, was das war, wenn zwei so ihr Leben gewissermaßen zusammengetan hatten zu einem Leben. Daß das bedeutete, auf hundert Dinge verzichten und still sein können und nachsichtig und aufeinander warten. Und sie wußte auch, daß es alles reichlich lohnte.

Roger wird energisch

Von Hans-Horst Brachvogel

Roger hatte alles, was ein Mann braucht, um zufrieden zu sein; eine Frau, die er liebte, ein Haus, das ihm gehörte, und einen Beruf, der ihn ausfüllte. Aber er war totunglücklich. Er bildete sich ein, ihm fehle jede Energie. Häufig sagte er zu Marion, habe er sich vorgenommen, ein neues Leben zu beginnen, und es sei immer mißlungen.

Also schleppte Marion ihn eines Tages zu Gerd. Gerd war Arzt. Seit ein Arzt einmal Rogers gequetschten Finger behandelt hatte, mochte Roger Aerzte nicht; sie taten einem was und nahmen Geld dafür. Aber Gerd war außerdem Rogers Freund. Er untersuchte ihn gründlich und stellte fest, daß er vollkommen gesund war.

„Aber", sagte Roger, „ich bin nicht energisch. Zum Beispiel wollte ich mir das Rauchen abgewöhnen und konnte es nicht. Ich habe dreimal begonnen, spanisch zu lernen, und bin in den Anfängen stecken geblieben. Ich habe mir mehrmals vorgenommen, jeden Morgen um sechs aus dem Bett unter die kalte Dusche zu springen, tat es aber nur einmal und nie wieder."

„Das ist ernst", meinte Gerd besorgt. „Da hilft nur eine Luftveränderung und Langeweile. Du mußt verreisen, möglichst lange, möglichst weit und möglichst allein, damit du es lernst, Widerstände zu überwinden. Und Marion darf nicht mitkommen, denn du mußt dich langweilen. Nichts schafft mehr Energie als Langeweile."

Roger schüttelte ungläubig den Kopf. Aber er fühlte sich zu energielos, um nein sagen zu können, und schämte sich. Gut, er würde also verreisen, durch Langeweile Energie sammeln und dann ein neues Leben beginnen.

Am nächsten Morgen fuhr er ab. Er fuhr zwölf Dying-Stunden weit, stieg am Abend in einem kleinen Kurort aus, bezog ein Zimmer im Bahnhofshotel. Am nächsten Morgen wollte er weiterfahren, aber er war müde. Ich kann mich, dachte er, auch hier langweilen. Er blieb.

Er blieb mehrere Wochen, ging jeden Tag ein paar Stunden spazieren, aß gut, schlief viel, las wenig und langweilte sich sehr. Er langweilte sich mit großer Gewissenhaftigkeit und beobachtete sich genau, ob seine Energie wuchs, ob überhaupt welche vorhanden war. Er zweifelte daran.

Allerdings hatte er manchmal den Wunsch, mit Marion zusammen zu sein. Doch das war noch keine Energie. Auch schien ihre Sehnsucht nach ihm nicht der seinen zu entsprechen. Sie schrieb Ansichtskarten, daß es ihr gut gehe, daß sie viel mit Gerd zusammen sei, und gewöhnlich hatte auch Gerd Grüße hinzugefügt.

Mehr von ihm, daß er sich um Marion kümmert, dachte Roger. Aber dann kam ein Brief ohne Unterschrift und Absender, und in dem Brief stand, daß es nicht gut sei, wenn man seine Frau zu lange allein lasse.

Roger zerknüllte den Bogen und warf ihn in den Papierkorb; Marion war über jeden Zweifel erhoben. Dann begann er fieberhaft im Papierkorb zu wühlen. Mit einemmal durchschaute er die Lage; Gerd hatte ihn auf Reisen geschickt, um . . .

Er stürzte sich auf den Fahrplan, blätterte, sah eine halbe Stunde später im Zug, kam vor Mitternacht zu Hause an. Marion war nicht da.

Roger nahm ein Taxi und fuhr zu Gerd. Er läutete Sturm. Das Mädchen kam zur Haustür. Sie wollte ihn nicht hineinlassen, weil keine Sprechstunden mehr seien.

„Ich möchte Gerd persönlich sprechen!" schrie Roger.

„Herr Doktor will keinen Besuch empfangen", sagte das Mädchen und wollte die Tür schließen.

„Lassen Sie mich ein!" schrie Roger und warf sich gegen die Tür. Sie sprang auf, das Mädchen taumelte zur Seite, Roger stürmte die Treppen hinauf, drang in die Wohnung ein. In der Diele hingen Marions Mantel und Hut. Schäumend vor Wut stieß Roger auf Gerd. Gerd kam aus einem Zimmer, schloß die Tür hinter sich, stellte sich davor.

„Laß mich durch!" brüllte Roger. Er wollte Gerd zur Seite schieben. Aber Gerd hielt stand. Er drückte Roger einen Briefumschlag in die Hand. Er sah ganz so aus, als wenn er eine Rechnung enthielt.

„Du willst", sagte Roger heiser vor Wut, „auch noch Honorar?"

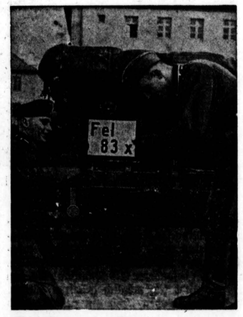
Gerd schüttelte den Kopf.

„Das kommt vielleicht später", erklärte er grinsend. „Du kannst nicht leugnen, daß du inzwischen verdammt energisch geworden bist, sobald es darauf ankommt."

„Weg da!" sagte Roger. „Wo ist Marion?"

„Sie spielt Schach mit meiner Mutter", sagte Gerd. „Und sie wartet auf dich."

Er gab den Weg frei. „Der anonyme Brief stammt von ihr, der Briefumschlag in deiner Hand enthält den Durchschlag."



Bei unserer Wehrmacht

Bild rechts: Kraftfahrkampftruppen in Wünsdorf. Hier werden zur Zeit Versuche mit neuen Kennzeichen für Autos und Krafträder durchgeführt, die bei Bewährung später im ganzen deutschen Kraftfahrwesen eingeführt werden sollen. Das neue System hat den Vorzug, daß sich die Kennzeichen leichter im Gedächtnis einprägen. (Scherl Bilderd., Zander-Multipl.-K.) — **Bild links: Die Infanterieschule im „Olympischen Dorf.** MG-Zwillingssockel für Fliegersbwehr bei einem schweren MG.-Zug. (Zander-M.)

Dies nebenbei

Ein Verkehrsbeamter in der Fleetstreet in London hätte auf ein Haar vor Schreck einen Schlaganfall bekommen. Verkehrsbeamte sind ja auf vielerlei gefaßt, aber hier ereignete sich etwas, was wohl geeignet war, auch einem erfahrenen Verkehrsbeamten das Blut in den Adern stocken zu lassen. Völlig dienstmäßig stand der Beamte auf seiner Verkehrsinsel und leitete den Strom der Autos ordnungsgemäß über die Straßenkreuzung. Plötzlich fühlte er sich von rückwärts angegriffen und erhielt einen Schlag an ein Ohr. Der erschreckte Bobby durfte sein Auge von dem Verkehr lassen, griff aber doch beherzt nach der Hand, die ihn geschlagen hatte und war starr vor Schreck. Denn das war gar keine Menschenhand, sondern eine schwielige und haarige Affentatze. Energisch hielt er fest, aber schon bekam er einen Schlag auf die andere Gesichtshälfte. Hinzu kam, daß der Bobby mit ansehen mußte, wie die Passanten stehen blieben und zu seinem Schrecken in ein höhnisches Gelächter ausbrachen. Nur mit Mühe gelang es dem Verkehrsbeamten den geheimnisvollen Angreifer zu überwältigen. Es war ein kleiner Affe, der aus einer zoologischen Handlung in der Fleetstreet entflohen war. Die Armbewegungen des weißgekleideten Beamten hatten ihn anscheinend gereizt wie das rote Tuch den Stier.

*

Auch mit Katzen hat man verschiedenerorts seine Not. Ja, ihre Tötung kann die Menschen unter Umständen in Verzweiflung bringen. Da gibt es auf der Pitcairn-Insel im Stillen Ozean ein Gesetz, nach dem derjenige, der eine Katze tötet, zur Strafe dafür dreihundert Ratten fangen muß. Die Insel hat ein besonderes Interesse dadurch, daß hier die Nachkommen der Meuterer von der „Bounty" und der zwölf Frauen aus Tahiti, die sich zu ihnen gesellten, wohnen. Die Meuterer haben sich im Jahre 1790 auf der Flucht vor den britischen Seegesetzen auf dieser abgelegenen Insel niedergelassen. Die Bewohner wußten sich nicht anders als durch dieses seltsame Gesetz vor der ungeheuren Rattenplage zu schützen, zu deren Bekämpfung jede Katze natürlich außerordentlich wichtig ist. Wenn Sie also jemals auf die Pitcairn-Insel kommen sollten, schlagen Sie keine Katze tot, sonst werden Sie nicht eher wieder fortgelassen, bis daß Sie dreihundert Rattenschwänze bei dem Inspektor für die Wohlfahrt der Pitcairn-Insel abgeliefert haben!

*

Da wir nun einmal von Katzen reden, sei dies noch erzählt: Im englischen Ort Holbrook ist ein wahrer „Katzenjammer" ausgebrochen. Nicht etwa, daß die sehr soliden Bewohner dieses Ortes sich allzusehr einen über den Durst genommen hätten; nein, es sind die Katzen des Ortes, um die es so jämmerlich bestellt ist. Der Bürgermeister hat sich nämlich veranlaßt gesehen, eine Polizeistunde für die Katzen zu verhängen: nach 6 Uhr abends muß jeder Katzenbesitzer sein Tier im Hause halten, und wenn es noch so furchtbar und klagend miaut. Es ist nämlich in Holbrook ein Katzenmörder aufgetreten, der in kurzer Zeit hundert Katzen erledigt hat. Keine versprochene Belohnung und keine ausgestellte Wache konnte dem Katzenmörder auf die Spur kommen. Ob es sich hier überhaupt um einen Menschen oder um ein Raubtier handelt, weiß man nicht. Aber vorerst müssen die Katzen um 6 Uhr zu Hause sein, denn auf die Erhaltung der fleißigen Ratten- und Mäuselänger wird auch hier Wert gelegt.

*

Eine nette Diebeskomödie hat sich in Rösa im Kreise Bitterfeld zugetragen, bei der eine schlaue Wirtin den Dieb auf eine wirklich originelle Weise hereingelegt hat. Sie hatte auf dem Hof hinter ihrer Wirtschaft fünf Hasen aufgehängt, und nun entdeckte sie eines Abends, daß einer dieser Hasen verschwunden war. Die schlaue Wirtin dachte sich sogleich, daß nur einer ihrer Gäste den Hasen stibitzt haben könnte und daß er ihn irgendwo versteckt haben müßte, um ihn bei späterer Gelegenheit unauffällig herauszuschaffen. Sie suchte also den angrenzenden Garten ab und fand tatsächlich den verschwundenen Braten unter einem Erdhaufen. Die Wirtin kam nun auf die glänzende Idee, den Hasen schleunigst abzuziehen, das Fell mit Erde zu füllen und wieder zuzunähen. Sie vergrub den ausgestopften Hasen wieder sorgfältig und ließ den Erdhaufen nicht aus den Augen. Und richtig: Als spät in der Nacht die letzten Gäste nach Hause gingen, beobachtete sie, wie einer der Gäste, den sie wohl kannte, den Hasen aus der Erde scharrte und zufrieden mit seiner Beute über den Zaun stieg. Der Dieb wird gerade kein geistreiches Gesicht gemacht haben, als er seine Beute untersuchte, noch viel dümmer aber schaute er drein, als am nächsten Morgen der Gendarm bei ihm vorsprach und sich den Braten besehen wollte.

*

Ausländische Zeitungen wollen wissen, daß der mexikanische Staat eine „Niessteuer" einführen will, um dadurch das Publikum zu erziehen, daß nicht jeder, der erkältet ist, fortwährend dem anderen in das Gesicht niest oder hustet. Nun, für manche könnte eine solche Steuer nur nützlich sein. Aber abgesehen davon: wie denkt sich derjenige, der auf diesen seltsamen Gedanken kam, die Einziehung dieser Steuer. Wie sollten die Schutzleute alle Straßenpassanten notieren, die öffentlich ungebührlich niesen? Wahrscheinlich würden die Mexikaner ihren Schutzleuten was husten, wenn sie nicht mehr niesen dürfen . . .

Jo.-Jo.

Der Lebensbaum

Aus dunkler Erde steigen deine Säfte,
Im Unbekannten gründet das junge Reis,
Bis es im Spiel der wechselvollen Kräfte
Um letzte reifende Erfüllung weiß.

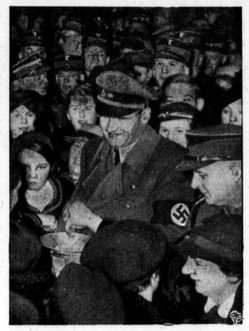
Die sich die Aste zueinanderneigen,
So rundet sich im Werden alles Sein,
Und aus den wundersam verschlungenen Zweigen
Bricht da und dort ein feurig-milder Schein.

Die Lebenskerzen, die im Dunkel brennen,
Empfangen ihr geheimnisvolles Licht
Aus jener Weite, die wir kaum erkennen,
Wenn auch aus ihr die Gottheit zu uns spricht.

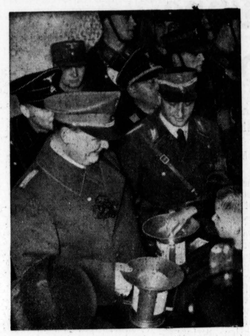
Anita Franck

Der Tag der nationalen Solidarität

Paul Hörbiger erschien auf einem vierspännigen Bierwagen als Kapellmeister einer vollständigen Bauernkapelle. (Scherl Bilderd., Zander-Multipl.-K.)



Rudolf Heß hat über guten Zuspruch nicht zu klagen. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.)



Um Hermann Göring herrscht ein gefährliches Gedränge. (Schirner, Zander-Multiplex-K.)

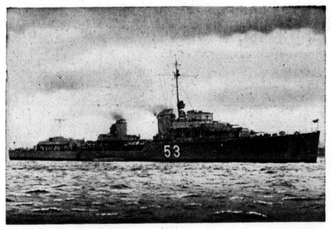
Der Führer spendet Frau Magda Goebbels in der Reichskanzlei. (Presse-Hoffmann, Zander-M.)

Das Sudetenland bekannte sich zum Führer

Vor einem Wahllokal in Reichenberg (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

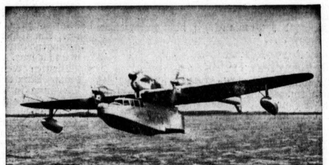
Freudenkundgebungen über den glänzenden Wahlausgang im Sudetenland

Nach Abschluß der Ergänzungswahlen zum Großdeutschen Reichstag fanden in allen Städten des Sudetengaues kameradschaftliche Veranstaltungen statt. — Hier sieht man Gauleiter Konrad Henlein mit seiner Gattin, Brigadeführer Werner, Bezirksleiter Porsche, Oberbürgermeister Rohn und Ingenieur Wenzel auf dem Kameradschaftsabend in der Turnhalle der Gau hauptstadt Reichenberg. (Atlantic, Zander-Multipl.-K.)



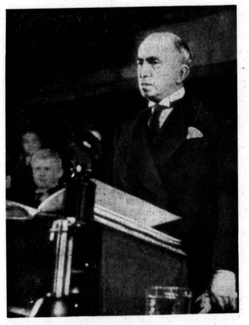
See-Fernerkunder fliegt 5000 km weit

Die seit fünf Jahren bestehende Abteilung Flugzeugbau der Hamburger Schiffswerft Blohm & Voß hat in überraschend schneller Folge die Entwicklung vom kleinen, einsitzigen Versuchsflugzeug bis zum zur Zeit größten Schwimmerflugzeug der Welt durchlaufen. Die Werft hat nun auch ein großes dreimotoriges, hochseefähiges Flugboot von 11,8 Tonnen Fluggewicht herausgebracht: den See-Fernerkunder „Ha 138", der mit drei Junkers-Schwerölmotoren vom Typ „Jumo 205 c" ausgerüstet ist. Dieses Flugboot, das durch seine großen Leistungen besonders bei der Militärluftfahrt des Auslandes Aufsehen erregen dürfte, ist ausgezeichnet bewaffnet, hat eine Reichweite von 3 500 bis 5 000 Kilometer und erreicht eine Geschwindigkeit von 275 Kilometer, die der Verwendung des Flugbootes als See-Fernerkunder und Langstreckenflugboot vollauf entspricht. (Zander-M.)



„Hans Lüdemann" in Dienst gestellt

Einer der ersten Zerstörer von 1811 Tonnen Wasserverdrängung, „Hans Lüdemann", wurde kürzlich in Dienst gestellt. (Zander-M.)



Die Hand auf der Verfassungs-Urkunde

spricht der neue Staatspräsident der tschecho-slowakischen Republik Dr. Hacha den Eid. (Zander-M.-K.)

Der franz. Generalstreik brach zusammen

Bild links: Jetzt folgt der verdiente Lohn. Die französische Regierung hat sich nicht damit begnügt, den proklamierten Generalstreik mit allen Mitteln zu unterdrücken, sondern sie geht jetzt daran, die Rädelsführer ihrer gerechten Strafe zuzuführen. Hier wird der rote Delegierte des CGT.-Syndikates in Marseille verhaftet. (Associated-Preß, Zander-Multiplex-K.) — **Bild rechts: Entlassungsbrief an Fabriktor.** Als die französischen Arbeiter nach ihrem Streik wieder auf ihrer Arbeitsstätte erschienen, fanden sie am Fabriktor ein Schreiben der Leitung, durch das sämtliche streikenden Arbeiter und Angestellten sich als entlassen zu betrachten haben. Eine Neueinstellung kann nur auf Grund eines neuen Vertrages erfolgen, dessen Bedingungen für den streikenden Arbeiter oftmals weit ungünstiger sein dürften als der alte. (Associated-Preß, Zander-Multiplex-K.)

Auf der Nordkuppe des Erdballs

Besuch bei der Eskimo-Majestät Omiliakguk — Wo man nur Zeitungen liest, die ein Jahr alt sind

Erlebnisbericht von Heinrich Hallmann

Unser Mitarbeiter hat sich einer kanadischen Arktis-Expedition angeschlossen, deren Aufgabe es ist, die nördlichste Rundfunkstation der Welt zu errichten. Nachstehend schildert er seine Erlebnisse auf der Fahrt nach Igloolik, der Stadt der kreisrunden Eskimohütten.

An einem sonnigen Morgen lichteten wir in Repulse Bay, auf dem Breitengrad des nördlichen Polarkreises den Anker zur Reise nach Igloolik, dem Ort, der vom Nordpol nur so weit entfernt liegt, wie Rom von Berlin. Ein leichter Nordwestwind hatte in den letzten Tagen das Eis gepeitscht, und die berüchtigte „Frozen Strait" schien eisfrei zu sein. Tatsächlich war die „gefrorene Straße" trotz ihres Namens nicht zugefroren, wenigstens nicht ganz. Zwei Tage lang hatten wir uns langsam, manchmal eisbrechend, etwa 200 Kilometer bis zum Südostende von Banksland Island durchgearbeitet, und hier waren wir bereits im Fox Basin. Wir hatten Glück gehabt, denn die Frozen Strait ist, wenn überhaupt, nur etwa zwei Wochen im Jahr passierbar. Das Eis, dem wir hier begegneten, stammte von der Ostküste des Fox Basins, wie seine braune Färbung erkennen ließ. Dieses riesige Wasserbecken ist an seiner östlichen Seite ziemlich flach, so daß es im Winter bis zum Grund gefriert. Wenn das Eis dann im Juli aufbricht, nimmt es Teile des Meeresbodens mit sich, daher die braune Farbe. In den letzten drei Monaten waren diese Eismassen unter dem Einfluß von Wind, Gezeiten und Strömung 400 Kilometer weit bis hierher vorgedrungen.

Eines Mittags sahen wir in der Ferne eine flache Insel, einige Stunden später konnten wir in dem Dunst eines späten arktischen Tages ein Haus erkennen, und um fünf Uhr nachmittags ging der Anker nieder. Ein weißer Pelsjäger kam in seinem Kajak an Bord. „Ihr seid spät dran", begrüßte er uns, „die Inlandseen sind schon wieder zugefroren, wir rechneten schon nicht mehr mit eurem Kommen." Und dann die unvermeidliche Frage: „Wie geht es draußen?" Seit zwölf Monaten war keine Zeitung mehr nach Igloolik gekommen, es gibt keinen Radioempfänger in vielen hundert Kilometern Umkreis. Alle heißen Zeitungen dabei, 365 Zeitungen, jeden Tag wird in Igloolik eine Zeitung gelesen, genau wie „draußen", in der Zivilisation, nur — die Zeitung ist genau ein Jahr alt. Am 12. Febr. oder 15. Okt. 1938 nimmt man hier das Blatt zur Hand, das das Datum des 12. Februar oder 28. Oktober 1937 trägt. Einmal im Jahr kommt das Schiff und bringt Kohle, Munition, Fuchsfallen, Petroleum, Tee, Zucker, Tabak und Whisky. War es gab auch schon Jahre, in denen das Proviantschiff nicht durchgekommen war . . .

Der einäugige König

Inzwischen waren die Eskimos längsseits gekommen. Seine Majestät, König Omiliakguk der Igloolik-Eskimos besuchte uns an Bord. Es war zum erstenmal, daß er ein so großes Schiff, diese höllische Erfindung der „Kablunats", der Weißen, so nahe sah. Wir zeigten ihm den Maschinenraum. Die Zylinder nannte er die „Großköpfe", wir zeigten ihm die schwarzen Steine, die brennen, den „großen Arm", der die „Flossen" bewegt, und die Lichter, die nicht brennen. All das verband er, wie die modernen Schußwaffen, irgendwie mit seinem Gott der Eskimos und blieb es dabei.

Am nächsten Abend war die Ladung gelöscht. Die Eskimos saßen an Deck herum und feierten ihr größtes Fest des Jahres. Schiffszwieback, Milch, Butter und Salzfleisch sind ja schließlich Leckerbissen, die es nicht alle Tage gibt. Bald war wieder ein schwunghafter Tauschhandel im Gang, und ich lernte auch noch Ihre Majestät, die Königin, kennen. Sie ist eine ebenso umfangreiche, wie für europäische Begriffe häßliche Dame. Ihr erster Gatte war nicht in der Lage gewesen, genügend Walrosse für die Familie zu erjagen, und so geschah es einige Winter früher, daß sie von einer Hundeschlittenreise über Land allein zurückkehrte und einfach erklärte, sie hätte ihren Gatten „verloren". Man sah den Armen nie wieder. Ihr zweiter Gemahl hat nur mehr ein Auge und nennt seine königliche Ehegefährtin „sweetheart". Die Schiffspfeife ertönte einmal, zweimal, die Eingeborenen machten sich fertig, ihre Frauen dämpften sich in den Kajaks um die Ankerkette, aus Angst, unser Schiff könnte mit ihren Angehörigen davonfahren. Wir verabschiedeten uns von den wenigen Weißen: „Well, good-bye, bis in zwei Jahren! Und laßt alle Nachrichten an uns jeden ersten Donnerstag im Monat über Radio Nottingham Island durchsagen. Bis dahin!"

„Da rissen die Segel . . ."

Das große Horn ertönte zum drittenmal, und dann steuerten wir gen Süden. In der Ferne hörten wir noch verschwommen das Geheul der Hunde, eine Glocke läutete, und langsam tauchte Igloolik, die Stadt der runden Eskimohütten, in der Einsamkeit eines anderen Planeten unter. Allmählich wurde die Radiostation von Belle Isle lauter. Noch einmal gelang es uns, mit Nottingham Island in Verbindung zu treten: „Halloh, Old Man, Good-bye für diesen Sommer, laßt euch nicht ganz ausfrieren! Und vielen Dank für eure Dienste während der letzten drei Monate!" Wir waren auf dem Nordatlantik. Die Morsezeichen brachten die Meldungen vom großen Sturm in Nordamerika, der sich langsam nach Norden bewegte und uns nur zu bald erwischte. Abends um sechs Uhr fiel ein schwerer Lautsprecher auf mein Bett. Das Abendessen war schon eine Angelegenheit akrobatischer Geschicklichkeit. Der Kapitän setzte Stützsegel, um zehn Uhr trafen die Segel, dann versagte das elektrische Licht. Am nächsten Tag war es unmöglich, in der Kombüse Feuer zu machen. Der Kapitän und ich, wir waren die einzigen an Bord, die nicht seekrank wurden. Mag den Kapitän anblasen, so bin ich nicht ganz sicher, er ist nämlich während des ganzen Tages nicht in meine Kabine gekommen. Irgendwie sahte ich im Brausen der Elemente den Entschluß, ein besseres und schöneres Leben anzufangen, wenn ich jemals wieder festen Boden betreten sollte. Aber am Abend waren wir in der Straße von Belle Isle, der Sturm legte sich, und ich hielt es doch für klüger, diesen Entschluß noch ein wenig hinauszuschieben . . .

Wo steckt Monsieur Messager?

Das Pariser Pasteur-Institut jubiliert — Die Büste der Madame X.

„Wo steckt Monsieur Messager?" Von Stunde zu Stunde ruft der französische Rundfunk diese Frage in den Aether, während in den Meldebüchern aller Hotels der Name „Messager" gesucht wird. Wer Monsieur Messager, seines Zeichens Handlungsreisender, scheint wie vom Erdboden verschwunden zu sein. Der Ahnungslose! Er weiß ja nicht, daß er ein Todeskandidat ist. Sein Leben ist keinen Schuß Pulver wert, wenn man ihn nicht in kürzester Frist ausfindig macht. Und so rollt hinter dem verschwundenen Reisenden ein gespenstischer Wettlauf zwischen dem Sensenmann und dem Pariser Pasteur-Institut ab.

Was ist geschehen? Monsieur Messager wurde anläßlich eines kurzen Aufenthaltes in dem Städtchen Chelles a. d. Marne von einem Hund in die Wade gebissen. Er ließ sich beim nächsten Arzt verbinden und reiste weiter. Am folgenden Tage wurde der Hund eingefangen; dabei stellte sich heraus, daß er tollwütig war. Der Arzt erinnerte sich an den Patienten vom Vortage und erstattete Meldung. Man versucht, Herrn Messager in seiner Wohnung in Paris zu erreichen. Aber er befindet sich auf einer längeren Geschäftsreise. Niemand weiß, wo er gerade ist und wann er zurückkehren wird. Polizei, Presse und Rundfunk werden auf seine Spur gehetzt. Aber Herr Messager scheint ein „Herr Hase" zu sein. Er weiß von nichts und meldet sich nicht.

Ein Schäferjunge bekam ein Denkmal

Dieser jüngste Fall aus der Praxis des weltberühmten Pariser Pasteur-Instituts, das in diesen Tagen sein 50jähriges Bestehen feiert, lenkt die Aufmerksamkeit auf eine wissenschaftliche Anstalt besonderer Art. Das Pasteur-Hospital ist dank seiner hochherzigen Förderer die einzige Klinik von Frankreich, in der jedermann vollständig kostenlos behandelt wird. Vor Pasteur war die Tollwut in Frankreich ein großes Uebel, das in den wenigsten Fällen geheilt werden konnte. Es befiel den Menschen durch Biße von Tieren, hauptsächlich von Hunden. Da war es eine aufsehenerregende Kunde, als es hieß, Pasteur habe ein Heilmittel gegen die Tollwut gefunden. Ein vierzehnjähriger Schäferjunge namens Jupille war der erste, der durch Pasteurs Behandlung gerettet wurde. Der tapfere Bursche hatte versucht, ein paar Schulkinder vor einem großen Hund zu schützen. Dabei wurde er von dem Tier, das tollwütig war, gebissen. Dieser erste Patient des großen französischen Gelehrten ist heute — ein grauhaariger Sechziger — der Portier des Pasteur-Institutes.

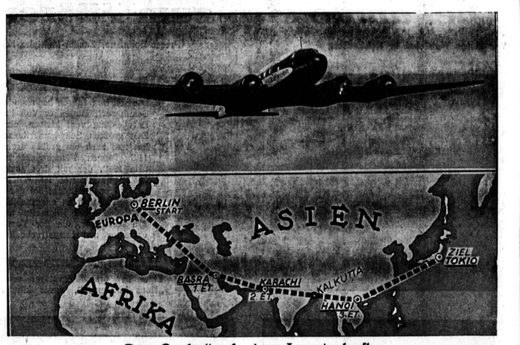
Wenn Jupille aus dem Fenster seiner Hausmeisterei auf den Garten hinausblickt, dann sieht er — seine eigene Statue. Man hat in dem kleinen Park der Anstalt nämlich zur Erinnerung an Pasteurs erste Heilung eine Skulptur aufgestellt, die den Schäferjungen Jupille zeigt, der eben von Pasteur geimpft wird. Seitdem sind Tausende von Tollwutkranken aus allen Teilen der Welt in der Rue de Vaugirard zusammengeströmt, um hier Heilung zu suchen. Die Sterblichkeitsziffer sank, bis sie seit dem Jahre 1925 den Nullpunkt erreicht hat. Seitdem ist nicht ein einziger Patient, der im Pasteur-Hospital gegen die Tollwut geimpft wurde, gestorben.

Man kann an den kleinen Hotels und Pensionen in der Rue Dutot, Rue de Vaugirard und Rue des Volontaires, also in unmittelbarer Nachbarschaft des Institutes, Tafeln mit der sonderbaren Aufschrift lesen: „Familienpension für Tollwütige." Das klingt nicht eben einladend, aber es gibt keine ruhigeren Leute als die Gäste dieser Etablissements. Natürlich steigen hier nur solche Patienten ab, deren Zustand keine Internierung notwendig macht, sondern die nur zur weiteren Beobachtung nach der Impfung ein paar Tage in Paris verweilen müssen. Meist sind es kleine Leute, Bauern aus der Bretagne und aus allen möglichen anderen Provinzen, die am Vormittag im Hospital behandelt werden und den Rest des Tages mit beschaulichen Spaziergängen verbringen.

Patienten kamen aus aller Welt

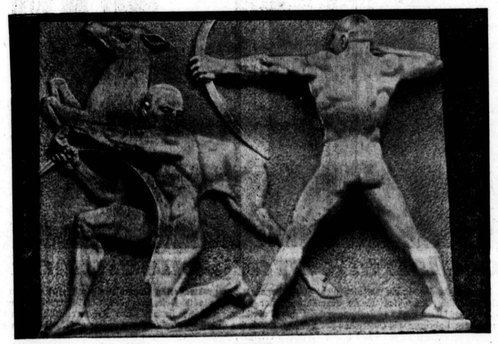
„Die Kundschaft hat sehr abgenommen", erzählt der Besitzer eines jener kleinen „Spezialhotels für Tollwütige" in der Rue des Volontaires. „Vor dreißig Jahren kamen die Patienten aus allen Ländern hierher. Man hat jährlich bis zu 4000 Personen behandelt. Nun aber gibt es längst in allen Staaten vorbildliche Anstalten, die nach dem Muster des Pariser Pasteur-Institutes errichtet wurden. Und so haben wir im vergangenen Jahr nur noch 450 Patienten gehabt. Eine ganze Reihe von Spezialpensionen hat ihre Pforten infolge dieses Rückganges bereits geschlossen, zumal ja nicht mehr jeder Gebissene bis nach Paris kommen muß, sondern auch in anderen französischen Städten mindestens die erste Behandlung gleich an Ort und Stelle erhält."

Der Volksmund hat den „Tollwütigen", die das Pariser Pasteur-Institut aufsuchen, den Scherznamen „Hundeärzteschüler" gegeben. In der Tat pflegen sich die zur Behandlung in der Hauptstadt eingetroffenen Personen, die keine weiten Wanderungen unternehmen sollen, auf die Besichtigung von drei Gräbern zu beschränken. Erst gehen sie zum Grabe Pasteurs, das sich in der Krypta des Institutes befindet, sodann zu dem nicht weit entfernten Grab Napoleons im Invalidendom und schließlich noch zum Grabmal des Unbekannten Soldaten unter dem Arc de Triumphe. Im Wintergarten des Hospitals ist übrigens, umgeben von herrlichen grünen Pflanzen, eine Büste aufgestellt mit der Unterschrift „Madame X". Diese anonyme Dame ist es gewesen, die dem französischen Gelehrten einst, als er noch ein Unbekannter war, einen Scheck über 1 Million Francs in die Hand drückte, damit er seine Träume verwirklichen könne. Sie wollte stets der Oeffentlichkeit gegenüber ungenannt bleiben, und man hat diesen Wunsch auch respektiert. Madame X. ist es auch gewesen, die aus ihrer Tasche das große Grundstück zwischen der Rue Dutot und der Rue de Vaugirard kaufte, auf dem heute das Pasteur-Hospital, das nicht nur der Behandlung der Tollwut, sondern der aller ansteckenden Krankheiten dient, steht.



Der „Condor" auf seinem Langstreckenflug

Unten: Unsere Karte zeigt die Flugstrecke nach Tokio mit den einzelnen Etappen. Oben: Der Condor". (Erich Zander, Archiv. Multiplex-K.)



„Ernte"

heißt eines der Reliefs von Prof. Josef Thorak am Reichsbanknebau in der Reichshauptstadt, die Szenen aus dem menschlichen Leben symbolisieren. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Gustaf Gründgens über das „geliebte Wesen"

In einer illustrierten Plauderei über Filmehepaare und Schauspielerehen teilt der Berliner Schriftsteller Armin Schönberg im Dezemberheft von Velhagen u. Klasings Monatsheften die Ergebnisse von Unterhaltungen mit, die er mit Künstlern gehabt hat. U. a. ist er auch bei dem Generalintendanten der Preußischen Staatstheater Gustaf Gründgens gewesen, der sich folgendermaßen geäußert hat: Schauspieler sein ist eine schamhafte Sache. Nichts widersteht seiner Scham eigentlich mehr, als sich ins Herz blicken zu lassen. Obwohl es ihn unablässig drängt, sich zu bekennen, will er sich doch um keinen Preis verraten. Während der Schauspieler also auf der Bühne oder im Filmatelier mit derselben Leidenschaft, mit der er die Verhüllung von seiner Seele reißt, wiederum Schleier über Schleier um sich zieht, sehnt er sich im Privatleben — wie man das so schön nennt — nach einem geliebten Wesen vor dem die letzte Maske und der letzte Schleier fallen kann. Damals war Gustaf Gründgens noch nicht mit Marianne Hoppe verheiratet, aber er sprach mit viel schönem Eifer davon, daß er ihr in den von ihm geleiteten Staatstheatern endlich die Aufgaben stellen wollte, die einer Schauspielerin ihres Ranges schon längst gebührten.

Tanz der Völker

Wenn es geschieht, daß Volkstumsgruppen verschiedener Stämme oder Nationen sich begegnen, so bekennen sie sich durch den Tanz. Im neuen Deutschland, wo die Volkstumswerte wieder im vollen Umfange die verdiente Würdigung erfahren und mit liebevoller Sorgfalt gepflegt werden, sind wir bei großen nationalen Veranstaltungen immer wieder Zeuge schöner alter Volkstänze, in denen sich die Stammeseigenheiten innerhalb des Reichsvolkes offenbaren. Die Festtage der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" und des Bauerntums vor allem finden durch volkständerische Darbietungen ihre glänzenden Höhepunkte. Aber auch wenn fremde Völker im Reiche zu Gast sind, machen sie uns mit ihren National- und Volkstänzen bekannt und gerade durch sie erraten wir vieles von dem Charakter und der Eigenart einer anderen Nation.

Der Tanz ist sicher so alt wie der Mensch selbst, jedenfalls ist er eines der ursprünglichsten und ältesten seelischen Ausdrucksmittel. Schon bei den primitiven Völkern, denen kaum andere Ausdrucksmittel als die Sprache und die Bewegung zur Verfügung stehen, spielt der Tanz eine bedeutende Rolle. Als Liebeswerbung und im Dienste der Götter haben sich alle Naturvölker bestimmte und charakteristische Tanzformen geschaffen, die sich oft durch viele Jahrhunderte entwickelt haben, aber kaum bewußte künstlerische Formung verraten. Die einfachsten Gesten und Bewegungen dienten dabei vielfach als Grundformen: verlangendes Ausbreiten der Arme, unwillines Stampfen mit den Füßen, flehende Kniebeuge oder ehrfürchtiges Verneigen.

Die beseelende und tragende Kraft, die dem Tanze innewohnt, ist das Gemeinschaftserlebnis. Die einzelnen der Tanzenden verbinden sich zu Paaren und diese wieder zu einer größeren Gemeinschaft. Und aus diesem Erlebnis fanden die Tänze bei den Kulturvölkern schnell ihre bewußte, dem Volksempfinden eigene Formung. Das Innerste eines Volkes, eines Stammes wurde hier wie kaum auf einem anderen Gebiete selbstschöpferisch tätig, es prägte Arten und Formen des Tanzes, aus denen seelische Haltung und charakterliche Eigenart unschwer zu erkennen waren. So wurde der Volkstanz der stärkste Ausdruck schöpferischen Volkstums, und nur eine Zeit, der durch jüdische Ueberfremdung und Zersetzung die Verbindung mit den Quellen des Volkstums und das Verständnis für die Lebensformen des Volkes völlig verloren zu gehen drohte, konnte den Volkstanz verachten und belächeln. Auch darin hat der Nationalsozialismus gründlich Wandel geschaffen. Der Aufruf der volktragenden und volkerneuernden Kräfte der Nation hat mit der unermeßlichen Fülle alten deutschen Brauchtums auch den Volkstanz wieder auf den Plan gerufen.

Wesentlich für die Gestaltung des Tanzes sind natürlich Musik und Lied, Instrumentierung und Gesang. So sind eine große Anzahl der deutschen Volkslieder Tanzlieder, deren bewegter Rhythmus und fröhliche Melodik über Jahrhunderte hinweg ihren Reiz und ihre Schönheit nicht verloren haben.

Der Tanz selbst ist eng verwoben mit Brauch und Sitte. Die bunte Vielfalt der Trachten kommt im Volkstanz zu ihrer schönsten Wirkung. Im Rahmen von Gemeinschaftsfeiern, bei denen das ganze Dorf in einmütiger Fröhlichkeit und Festlichkeit beisammen ist, wie Kirmes und Hochzeit (denn die Hochzeit ist auf dem Lande ja weit mehr als in der Stadt eine Angelegenheit der ganzen Sippe und der weitesten Nachbarschaft!) erhält der Volkstanz seine tiefste Bedeutung, nämlich: der Gemeinschaftlichkeit, dem Zusammengehörigkeitsgefühl und der engen Verbundenheit aller Ausdruck zu verleihen. Beinahe jede deutsche Landschaft hat ihre eigenen, für sie charakteristischen Tänze: die Burgenländer, Tiroler, Steiermärker, Bayern, Schwaben, Franken, Thüringer, Westfalen, Rheinländer, Friesen, Mecklenburger, Ostpreußen und Schlesier. Sie sind in ihrer Vielfältigkeit ein einziges Zeugnis lebendigen und daseinsfrohen Deutschtums.

Unter den verschiedenen Nationen sind es gerade die bäuerlichen Völker, die sich besonders Eigenart und Vielfalt des Volkstanzes bewahrt haben: Die Holländer mit ihrem überall bekannten Holzschuhtanz, die Spanier, die Italiener, die Griechen und die Balkanvölker (Jugoslaven, Rumänen, Ungarn). Selbst der mit brutaler Gewalt alles Volkseigene zerstörende Bolschewismus hat die Tänze des russischen Bauernvolkes nicht zu vernichten vermocht. Ueberall wo Flüchtlinge aus dem Sowjetreich im Ausland sich zusammenfinden, bricht im russischen Volkstanz die russische Nationaleigenheit durch und wird zu einer Anklage gegen die Knechtung und Knebelung durch rote Gewalt.

Von den außereuropäischen Völkern sind es vor allem die Japaner, die eine starke Eigenart ihres Volkstanzes sich geschaffen haben. Durch die Freundschaft, die Deutschland und Japan mit einander verbindet, haben wir des öfteren Gelegenheit, japanische Tanzgruppen bei uns zu Gast zu sehen und die Farbenpracht ihrer Trachten und die Schönheit ihrer Tänze zu bewundern.

Eine letzte Steigerung erfährt der Tanz durch eine ausgesprochene künstlerische Gestaltung. Wenn auch an ihr das Volk direkt nicht mitwirken kann, so ist eine folgerichtige Entwicklung des Kunsttanzes doch auch nur durch eine enge Anlehnung an das Volksempfinden möglich. Wie leicht gerade hier eine Verirrung möglich ist, haben uns die vergangenen Jahre der Systemzeit gezeigt. Heute sind wir gewiß, daß nur eine volksverbundene Künstlerschaft den Kunsttanz gestalten und ihn zu wirklicher kultureller und künstlerischer Leistung führen wird.

Josef J. Link

Unter den holländischen Volkstänzen

ist der „Boerendans" besonders beliebt. Er ist eine langsame Polka, in der die Holzschuhe die etwas schwerfällig anmutenden Bewegungen des Tanzes betonen. Der gleichfalls mit Vorliebe vorgeführte Tanz „De Vleegard", der schon eine größere Kunstfertigkeit erfordert, leitet seinen Namen von der „fliegenden" Bewegung der Tänzerinnen her; die Tänzer trennen sich während des Tanzes von ihrer Partnerin, die in den Arm des Nachbarn gleitet, bis sich am Schluß die ursprünglichen Paare wiederfinden. Diesen Tanz überwacht ein Herr in gesetztem Alter. Zylinderhut und [illegible] Stab verleihen ihm Würde.

Der Tanz des Alpenvolkes

ist fröhlich und bewegt und in den herrlichen Trachten immer wieder von bezaubernder Wirkung

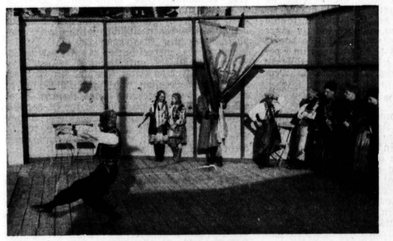
Photos: Dr. Hans Franz (3), Archiv (2)

Beim Erntedankfest des deutschen Volkes

geben die Tänze der Bauern um die Erntekrone der Freude über den Segen Felder beredten Ausdruck.

Die „Spitzbuampolka"

ist ein im Burgenland sehr beliebter Volkstanz. Er versinnbildlicht deutlich, wie Mann und Frau in Liebe und Eintracht ihr Leben beginnen. Mit sorglosem geschmeichelten Lachen beginnt die Erziehung, aber dann — der Kreis löst sich auf, die Männer fangen die sie umtanzenden Frauen und ein Mann, der sich keine Frau erringen konnte, wird von dem ganzen Kreis unter Singen von Spottversen wieder umtanzt. (Photo: Dr. Hans Franz.)



Die ukrainischen Volkstänze

leiten ihren Ursprung aus dem alltäglichen Leben der Landbevölkerung her. Sie erfordern geschickte Bewegung und Kraft des Tänzers. (Photo: Dr. Hans Franz.)

Oesterreich (Steierischer Schuhplattler):

Dieser wird zum Unterschied von ähnliche Geschicklichkeit erfordernden Tänzen anderer Nationen im Stand ausgeführt. Er ist ein reiner Männertanz. (Photo: Dr. Hans Franz.)

Aus dem Tagebuch eines Verschollenen

Von einer Räuberbande eingeschlossen

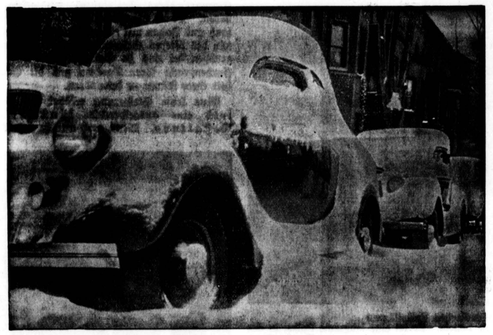
Die tollkühne Flucht der „Emden"-Männer über den Indischen Ozean und durch Arabien

Von Fritz Winterling, Emden

6. Fortsetzung

„Zum Sturm, auf, marsch, marsch!"

Am 28. März 1915 rückten wir von dem Araberdorf Libb ab. Wir hatten noch nicht genügend Kamele, warten durften wir aber nicht mehr, denn die Haltung der Eingeborenen wurde immer drohender. Alle Waffen, Munition, Wasser, Proviant und die Kranken auf die Kamele gepackt waren, ergab sich, daß je zwei Mann auf einem Tier sitzen mußten. Die so überlasteten Kamele zeigten auch sehr schnell, daß sie die schwere Last nicht lange tragen konnten. So blieb uns nichts anderes übrig, als abwechselnd zu Fuß zu gehen, wobei wir weitgehend Rücksicht auf kranke Kameraden nahmen. Wegen der Unsicherheit reisten wir trotz der Hitze am Tage, denn ein Ueberfall in der Nacht wäre uns übel bekommen. So ging der erste Tag unter Hunger und Durst zu Ende. Schnell wurde mit Gras ein Feuer gemacht. Reis gekocht, Wachen ausgestellt; die übrigen schliefen mit aufgestapeltem Gewehr im Arme. Die Wachen der Nacht meldeten das Auftauchen und Verschwinden von Kamelreitern. Daraus folgerten wir, daß die Araber etwas vorhatten. Etwas Gutes war es bestimmt nicht, darum waren wir doppelt wachsam.



Es ist Winter in Washington

Während bei uns noch außergewöhnlich milde Witterung herrscht, hat bereits Amerika die erste Kältewelle hinter sich. Der Schnee fiel in den Vereinigten Staaten in so dichten Mengen, daß die erste Wintersehnsucht gedeckt sein dürfte. (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

Doch diese Nacht und die folgende gingen ruhig vorüber. Die Taktik der Treiber, die Karawane in die Länge zu ziehen, wußten wir zu vereiteln. Wo Worte nichts mehr halfen, half ein Faustschlag oder der Gewehrkolben. Am Abend wollten die Treiber nicht mehr weiter. Sie stimmten ein fürchterliches Gebrüll an und riefen immer wieder, wir würden überfallen. Dabei schwangen sie drohend ihre Flinten. Später erfuhren wir, daß die Kerle uns hier festhalten wollten, denn hier war der Ueberfall geplant.

Räuber rings um uns

Unerträglich war die sengende Hitze. Menschen und Tiere blieben einfach liegen, denn wir ritten 16—18 Stunden pro Tag. Hier half kein Schlagen und Aufmuntern, die Kraft war einfach zu Ende. So beschloß unser Führer, trotz aller Gefahr, wieder des Nachts zu reisen. Wir brachen am 30. März abends wieder auf. Anscheinend hatten die Araber wieder Ruhe, auch wir wurden wieder ruhiger. Kaum hatte aber die Dunkelheit eingesetzt, da ging der Tanz los. Oefter brachten die arabischen Treiber die Karawane zum Stehen, ebenso oft fuhren wir mit dem Kolben dazwischen, aber noch mehr Schichten von Kamelreitern erschienen auf den Sandbünen, um schnell wieder zu verschwinden. Nun erkannten wir den Ernst der Lage. Sofort wurden die Kamele mit den Kranken und die Packtiere in die Mitte genommen, und wir flankierten die Karawane, immer mit das Gewehr schußbereit über dem Sattel. Die Ruhe, die unter uns einzog, hatte die Ursache darin, daß die Treiber im Dunkel der Nacht nach und nach verschwanden. Wir waren in einem Eldorado von Räubern. Scharf spähen wir in der Nacht, an Schlaf denkt niemand, denn ein unerbittlicher, blutdürstiger Gegner sitzt uns im Nacken. Wir sind unter uns, keiner spricht ein Wort nur das Prusten der Kamele und das Heulen der Raubtiere unterbricht die Stille der Wüstennacht.

Langsam graute der Tag. Schon tingen wir an, und über die Araber lustig zu machen. Da flammt es links vor uns auf, Salve auf Salve flitzt in die Karawane. Kranke und Verwundete schrieen auf, Menschen und Tiere rennen durcheinander, kein Gegner ist zu sehen, nur das Feuer der Gewehre. Schnell reißen wir die Kamele herunter, packen die Kranken zwischen tote Tiere und gehen in Verteidigungsstellung. Die Sonne geht auf, da schaut unser Anführer, Kapitänleutnant v. Mücke, um sich, und ein zufriedenes Lächeln geht über sein Gesicht. In der Dunkelheit hatten wir trotz des schweren Feuers eine Schützenlinie gebildet, wie er sie sich nicht besser wünschen konnte. Da brüllt er auch schon: „Zum Sturm, auf, marsch, marsch!" Mit Hurra stürmen wir vor. Einige hundert Meter jagen wir den sich wild wehrenden Gegner vor uns her, dann kehren wir zur Karawane zurück. Bei unserem ersten Sturm zählten wir 18 tote Araber, sie waren aber ohne Waffen, denn die werden sofort weggenommen. Nur ein Gewehr haben wir erbeutet. Wir sind verblüfft, bequem kann man einen Daumen in den Lauf stecken.

Schnell packen wir die Kamele um, fürchterlich zerfasert sind die toten Tiere. In der Dunkelheit schossen die Araber zu tief; so kam es, daß wir nur zwei Verwundete mit Beinschüssen hatten.

Nun wollten wir weiter, aber wie Hagel so dicht schlugen die Geschosse in die Karawane. Fortgesetzt griffen wir an. Hatten wir auf der einen Seite den Gegner versagt, da tauchten auf der anderen Seite wieder neue auf. Wir stellten fest, daß wir in einer großen Mulde ringsum eingeschlossen waren. Ein verzweifelter Versuch, zu dem nahegelegenen Roten Meer durchzustoßen, schlug fehl; die Araber merkten unsere Absicht und empfingen uns mit einem Feuer, dem wir uns nicht aussetzen konnten.

Wer hat 11 000 Pfund Gold?

Senkrecht steht nun die sengende Sonne über uns. Wieder haben wir die Araber zurückgeschlagen. Den ersten Kameraden haben wir in der Wüste mit den Händen eingraben, zwei sind schwer verwundet. Wir sind drei Mann weniger — ein schwerer Verlust. Rings um uns aber 500—600 Beduinen, so sagt uns der Dolmetscher Saïem, der noch bei uns ist. Und wir? Ausgehungert, halb verdurstet, vom Fieber geschüttelt, haben nur noch 28 Gewehre, davon 18 mit nur 60 Schuß zu Anfang des Gefechts. Von den vier Maschinengewehren sind an zweien die Läufe gerissen, also unbrauchbar, sie dienen nur zur Staffage. Die Munition hat bei dem Schiffbruch im Roten Meer sehr gelitten und hat dauernd Versager. Unsere Lage ist trostlos, aber wir sind nicht mutlos, denn noch halten wir den Gegner in Schach. Nachmittags wird das Feuer ruhiger und verstummt plötzlich ganz. Unaufgefordert gehen zwei Polizeisoldaten unter Tücherschwenken auf die Gegend zu, wo sie die Häuptlinge vermuten und auch finden. Wir hatten es nicht anders erwartet. Schon lange hatten wir gelernt, uns im Reiche Allahs auf alles gefaßt zu machen. Da an ein Weiterkommen nicht zu denken war, beschlossen wir, die kurze Pause zu nutzen und uns einzugraben. Schnell hoben wir eine Mulde aus, in die wir die Kranken und Verwundeten legten. Die Wasser-Kanister und -Schläuche gruben wir in die Erde ein. Aus Säcken, Sätteln, Kisten usw. bauten wir vor uns eine kleine Wehr und hoben mit den Händen Löcher aus, da wir weder Spaten noch sonstiges Geschirr hatten.

Kaum waren wir nur nothürftig in der Deckung, da ging es wieder los. Da wir ringsum eingeschlossen waren, hatten wir keine Rückendeckung gegen die Schüsse. Da banden wir den Kamelen die Beine unter den Bauch und legten sie hinter uns. Nun waren wir immerhin von zwei Seiten gedeckt, aber die Kamele nach kurzer Zeit totgeschossen. Jetzt erfuhren wir auch das Ergebnis der Verhandlung der beiden Polizisten mit den Beduinen. Unsere Lage war bestimmt nicht rosig, aber lachen mußten wir doch. Für die Auffüllung der Beduinen war die Forderung vielleicht nicht zu hoch und entsprach ihrer Sitte, aber für uns ging es um den Kopf. Die Beduinen verlangten die Auslieferung von sämtlichen Waffen, Munition, Wasser, Proviant und den Kamelen, die nicht unser waren, dazu 11 000 Pfund in Gold. Dafür wollten sie uns freien Abzug gewähren. Alles, was sie verlangten, brauchten wir, und Gold? Hatte jemand von uns auch nur einen Pfennig? Wir waren uns einig: lieber den Tod durch eine Kugel, als sich nach dem Brauch der Beduinen bei lebendigem Leibe Kopf und noch mehr abschneiden zu lassen, um als Siegestrophäe in dem Zelt eines Arabers zu hängen.

Um uns Hyänen, über uns Aasgeier

Dieser Ueberfall war sicherlich von den Engländern organisiert. Die Wut, daß wir ihnen fortgesetzt entwischten, machte sie zu allem fähig. Unsere Vermutung wurde bestätigt durch zwei Segler, die auf dem Roten Meer lagen und die Beduinen mit Proviant, Waffen und Munition versorgten. Auch das Pfeifen der feindlichen Kugeln verriet uns, daß es sich um englische Waffen handelte.

Unsere Karawane hatte sich ein türkischer Beamter, namens Sanim Bei, mit seiner Frau angeschlossen. Der Türke war schon am Morgen durch einen Beinschuß verwundet. Als das Gefecht begann, die Maschinengewehre in Aktion traten, aber niemand da war, der die Munition vorbringen konnte, da warf diese Frau den Schleier hoch und schleppte die schweren M.-G.-Kästen Hunderte von Metern trotz stärksten Kugelregens. „Meine deutschen Brüder", sagte sie immer wieder. Dies war wohl das ganze Deutsch, das sie konnte — unsere gute kleine Kameradin. Am Nachmittag ritt Sanim Bei mit seiner Frau hinüber zur Verhandlung. Jetzt verlangten die Beduinen nur das Gold, das wir aber nicht hatten. Traurig nahm der Türke mit seiner tapferen Frau von uns Abschied, denn sie versprachen, ihr Lösegeld in Dschidda zu zahlen.

Nun wurden wir wieder mit einem Kugelregen eingedeckt. Wir schossen nur noch, wenn die Kerle zu dicht aufrückten. So brach die erlösende Nacht herein. Jeder bekam 1/8 Liter Wasser — ein Tropfen auf einen heißen Stein. Gierig wie die Tiere leckten wir unsere Blechtassen aus, jeder Tropfen bedeutete Leben. Weit vor das Lager schieben wir Posten, die den Gegner zurückhalten sollen. Kranke und Verwundete schreien nach Wasser. Die angeschossenen Kamele brüllen und beißen um sich, auch sie wollen Wasser. Die erschossenen Kamele schleifen wir weg, denn sie verbreiten einen widerlichen Gestank.

(Fortsetzung folgt)

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

Roman von Christel Broehl-Delhaes

Copyright by: Karl Köhler & Co., Literarischer Verlag

1. Fortsetzung

„Hast du's gehört?" stieß Marie unbeherrscht hervor. „Peterling, dein Künstler Peterling!?"

„Merkwürdigerweise ja." Der Mann sagte es mit verblüffender Gelassenheit.

„Hast du dich auch nicht versehen?" drang sie in ihn. „Ist er der Mann, für den du ihn gehalten hast?"

„Bestimmt! Mir ist es schleierhaft, wie der arme Kerl an — Falschgeld gekommen ist. Er hat mich zwar heute dringend um Geld, aber er kann doch nicht welches in drei Stunden hergestellt haben. Wahrscheinlich", Mandel lachte, „hat es ihm jemand in die Tasche geschmuggelt."

„Sieh dir den Jungen an!" befahl Marie. „Ich jedenfalls reise sofort ab."

„Ich reise natürlich mit!"

„Nein, Felix! Bitte, nicht!"

„Marie, du bist imstande, mir nicht einmal eine Anschrift anzugeben, wenn ich dich aus den Augen lasse."

„Ich schwöre es dir Liebling! — Nur laß mich jetzt machen!"

Er trat zu ihr hin und schlang die Arme um sie.

„Ich liebe dich!" sagte er einfach. „Ich liebe dich über alles. Ich würde alles für dich tun, nur — reise jetzt nicht, Marie!"

Eine lange Weile blieb sie regungslos in seinem Arm.

„Ich liebe dich ja auch!" flüsterte sie. „Aber das andere ist so stark. Du hast es gewußt, als wir heirateten; du kannst es mir jetzt nicht verbieten. Vielleicht werde ich dessen bald einmal überdrüssig. Vielleicht . . . Leb' wohl, Felix! — Ich habe dich wirklich sehr lieb."

Zehntes Kapitel

Die Polizeiwache war ein freundlicher Raum mit angenehmen und sachlichen Beamten; mehrere davon waren Toni Schrader sogar bekannt. Die Festgenommenen wurden sofort dem Kommissar zugeführt. Man wollte die ‚Personalien' wissen. Bei Peterlings Angaben umlief ein Schmunzeln die strengen Züge des Kommissars. ‚Wohnhaft bei Frau Schnüllgen, der „Schnüllgen-Mutter" in der Altstadt!' schrieb der Wachtmeister auf.

„Sie sind Kunstmaler von Beruf? Wie kommen Sie zu dem Falschgeld, mit dem Sie die Zeche bei diesem Wirt bezahlen wollten?"

Peterling räusperte sich vernehmlich und nahm Haltung an.

„Ja, Herr Kommissar, wie soll ich Ihnen das erklären, was mir selber unverständlich ist? Ich hatte plötzlich Lust, auf den Kirmesplatz zu gehen, fand aber kein Geld mehr vor. Danach kam ich auf den Einfall, meine sämtlichen Anzüge durchzusehen. Ich habe früher oft erlebt, daß ich in dieser oder jener Tasche noch ein vergessenes Geldstück fand."

„Das ist keine Ordnung", tadelte der Kommissar.

Peterling zuckte die Achseln.

„Wer — Künstlerart."

„Weiter! Und auf diese Weise fanden Sie angeblich das Geld?"

Peterling zuckte die Achseln. Es war Wandels Joppe die „Fundgrube" gewesen, aber warum sollte er den schuldlosen Freund in diese Geschichte verwickeln? — Peterling war harmlos, Peterling war sträflich ahnungslos.

„Herr Peterling, dieses Nicht-Wissen-Wollen belastet Sie."

Peterling zuckte zum zweiten Male die Achseln.

„Sie müssen doch wissen, wie das Geld in Ihre Anzugtasche geraten ist! Schließlich handelt es sich ja nicht um fünfzig Pfennige, sondern um die stattliche Summe von drei Fünfmarkstücken."

Der Polizeibeamte nahm das Silbergeld in die Hand, welches vor ihn auf die Tischplatte gelegt worden war.

„Erstaunlich gut nachgemacht, wirklich — erstaunlich gut! Sie müssen sich doch selbst sagen, Herr Peterling, daß dieser Umstand und Ihre merkwürdige Aussage sehr zu denken gibt!"

„Ich kann doch nichts anderes sagen als das, was wirklich geschehen ist", knurrte Peterling.

„Bitte, denken Sie nach, wer in der letzten Zeit bei Ihnen gewesen ist und Ihnen das Geld unter Umständen in die Tasche gesteckt haben kann."

„Ich wüßte es wirklich nicht — — —"

„Herr Peterling, ich mache Sie erneut darauf aufmerksam, daß Sie sich äußerst verdächtig machen. Sie streben eine Verdunkelung des Falles an."

Peterling zuckte wieder die Achseln.

Hier mischte sich ein Wachtmeister ein.

„Der Wirt und auch das Schenkmädchen sagten aus, daß sich Herr Peterling in Begleitung eines jungen Mädchens befunden habe, das ihn verließ, ehe er bezahlte."

„Sie wohnen allein?" fragte der Kommissar plötzlich und schaute Peterling fest an.

Peterling antwortete geschickt: „Die junge Dame hat nichts mit mir zu schaffen, als daß sie vor mir das Atelier bewohnte, in dem ich mich jetzt wieder eingerichtet habe."

„So, so", horchte der Kommissar auf, „die junge Dame bewohnte vor Ihnen den merkwürdigen Raum, in dem wir es sehr wahrscheinlich mit einer Falschmünzerwerkstatt zu tun haben. — Sie sagten", fuhr der Kommissar unbeirrbar fort, „daß Sie ein Atelier bewohnen, in dem Sie sich wieder eingerichtet haben. Was heißt dieses ‚wieder'?"

„Ich wohnte früher schon einmal lange Zeit dort."

„Warum zogen Sie aus?"

„Die gute Frau Schnüllgen warf mich hinaus. Ich konnte die Miete nicht bezahlen."

„Und mit einem Male hatten Sie dann wieder Geld?"

„Ich bekam Aufträge."

„Wer verschaffte Ihnen die Aufträge?"

Hier stockte Peterling eine Sekunde, dann sagte er fest:

„Ich fand — so märchenhaft das klingen mag — einen Mäzen."

„Ach", sagte der Kommissar und lehnte sich in seinem Stuhl zurück, Peterling scharf und sehr gefesselt ansehend, „wohl eine bekannte Größe dieser Stadt, die sich eine Freude daraus macht, vielversprechenden Talenten vorwärtszuhelfen?! Ein Fabrikbesitzer? Ein Bankmann? Wie?"

„Das weiß ich nicht", antwortete Peterling mit einem zornigen Gesicht.

„Das wissen Sie nicht?" Der Kommissar war wirklich überrascht. „Wie ist denn der Name dieses — Mäzens?"

„Er heißt Wandel, Felix Wandel."

Der Kommissar dachte eine Weile nach, dann meinte er: „Den Namen habe ich nie gehört. Woher stammt er? Können Sie mir seine Wohnung angeben?"

Aller Blicke waren auf Peterling gerichtet. Der Kommissar sah ihn an, Toni Schrader, der Wirt, das Schenkmädel, die Polizisten.

„Herr Wandel wohnt bei mir", sagte Peterling langsam und dachte bei sich: So, jetzt ist es aus. Jetzt ist Wandel in die ganze unangenehme Geschichte verwickelt. Er wird sich nun dafür bedanken, sich weiterhin um mich zu kümmern! Er wird auf und davon gehen, und ich habe das Nachsehen!

Der Kommissar sagte ungewöhnlich sanft: „Warum haben Sie uns das nicht gleich gesagt? Das ändert doch vieles und gibt vielleicht ganz neue Anhaltspunkte."

„Ich verdanke Felix Wandel sehr viel", stieß Peterling bitter hervor. „Sie müssen doch verstehen, daß ich ihn nicht gern unnötig in unangenehme Dinge verwickele."

„Vielleicht geschieht das auch nicht unnötig", meinte der Beamte verständnisvoll. „Der Herr wohnt bei ihnen. Fanden Sie das Geld vielleicht in den Anzugtaschen Ihres — Mäzens?"

„Ich, das ist ja Unsinn", schimpfte Peterling.

Unentwegt fragte der Kommissar: „Welchen Beruf hat dieser Herr Wandel?"

Welchen Beruf? Ja, da kam der gute Peterling wirklich in Verlegenheit.

„Ja, ich glaube, der Mann hat gar keinen Beruf. Er ist reich. Er tut sehr viel für junge Künstler aller Art."

Die Beamten wechselten vielsagende Blicke miteinander.

„Das ist uns wichtig. — Sind Sie schon lange mit Wandel befreundet? Das heißt: kennen Sie ihn genauer?"

Peterling schwieg eine Weile. Toni Schrader stellte erstaunt fest, daß dieser witzige Mensch, der sonst sich und andere mit bissigen Wortblitzen geißelte, ernst sein konnte, ernst und fast ergriffen.

„Herr Kommissar, wenn Ihnen ein Mensch begegnet in Ihrer allerdunkelsten Stunde und er hilft Ihnen, dann fragen Sie nicht nach woher und wohin! Ich lernte Wandel kennen, als es mir sehr dreckig ging. Verteufelt dreckig! Ich hatte ausgespielt — aber nichts verkauft. Ich hatte auch gar keine Bestellungen, keine Begabung zum Verkaufen und noch weniger Geld. Wandel setzte sich da für mich ein, griff mir unter die Arme, gab mir zunächst einmal mein verlorengegangenes Selbstvertrauen zurück und gewährte mir ein sorgenfreies Schaffen ohne kleinliche, bittere und gerumkriechende Nahrungssorgen. Wir gewannen schließlich mein altes Atelier zurück, und ich schaffte von neuem."

Er hatte mit einer großen Herzlichkeit gesprochen, und niemand unterbrach ihn. Nach einer Weile fragte der Kommissar:

„Haben Sie sich, Herr Peterling, denn niemals Gedanken darüber gemacht, woher der Reichtum Ihres Freundes stammen könne?"

„Nein, Herr Kommissar, keine Minute! Wir Künstler sind vielleicht ein seltsames Volk, wir stehen wohl nicht ganz so auf dem Boden wie die anderen Menschen; wir sind auch nicht so übergenau und praktisch. Wir stecken immer ein bißchen im Märchenland. Und der „gute Onkel" mit dem vielen Geld ist eine Traumgestalt, die uns nicht unmöglich erscheint."

„Nun, was würden Sie aber sagen, wenn Ihr Freund das Geld nicht auf eine normale Weise gewänne oder besäße, wenn er — beispielsweise ein Falschmünzer wäre?"

Dieser Ausspruch nahm Peterling nun doch den Atem. Er rang um eine Antwort, ohne sie zu finden.

Hier mischte sich Toni Schrader ganz ungebührlich ein.

„Können wir jetzt nicht gehen?" fragte er. „Wir haben doch mit der ganzen Sache nichts zu schaffen."

„Das weiß man noch nicht," war die knappe Antwort. „Warten Sie noch! Immerhin kennen Sie die Dame ebenfalls, mit der Herr Peterling zusammen war."

„Aber wenigstens ich muß gehen," sammerte das Schenkmädchen. „Wer ersetzt mir den Verdienstausfall an diesem Kirmesabend?"

„Gut, Sie können gehen," entschied der Kommissar. „Wir brauchten Sie ohnehin nur für die Bestätigung der Aussage des Wirtes Barth." Er wandte sich mit neuer Aufmerksamkeit der neuen Spur zu: „Uebrigens — wer ist die Dame, die früher das Atelier bewohnte, und wie heißt sie?"

Peterling sagte: „Es handelt sich da um ein Fräulein Else Strette, und sie wohnt im ‚Wittelsbacher Hof'."

Toni Schrader zuckte auf, und sein Herz frohlockte. Nun wußte er wenigstens ihre Anschrift! Im nächsten Augenblick aber überfielen ihn mißtrauische Gedanken. Wieder war die mittellose Else Strette im teuersten Hotel der Stadt untergebracht? — Es sollte ihm jedoch bald Aufklärung werden, da auch der Kommissar diese Wohnung beanstandet.

„Sie haben wohlhabende Bekannte, Herr Peterling," sagte er nicht ohne Spott.

„Es sieht nur so aus, Herr Kommissar. Das arme Wesen ist Schneiderin und hat bisher nicht viel zu tun gehabt. Das ist auch der Grund, weshalb Fräulein Strette ihre Wohnung, mein jetziges Atelier, aufgeben mußte. Heute abend traf ich sie zufällig auf dem Kirmesplatz — immerhin stehen nämlich ihre Möbel noch in meinen Räumen, da sie diese vorerst nicht unterzubringen wußte. Sie erzählte mir also bei unserem Zusammentreffen, daß sie eine Stelle als Hausschneiderin bei einer Dame angenommen habe, die als Kabarett-Künstlerin alle deutschen Städte bereist. Allerdings hat diese fremde Dame merkwürdige Gewohnheiten. Wenn dieser Hokuspokus nicht geschehen wäre, hätte ich mich bestimmt noch im ‚Wittelsbacher Hof' nach der Dame erkundigt, denn immerhin steht Fräulein Strette ziemlich allein in der Welt und reist mit einer Dame fort, die sie nicht kennt. — Könnte sie nicht sogar sang- und klanglos verschwinden?"

„Nanu", meinte der Kommissar, „woraus schließen Sie das?"

„Die Dame — übrigens nennt sie sich Tijana — wünscht nicht, daß man über sie spricht, noch daß man weiß, wo und wie sie auftritt. Das ist um so verdächtiger, als Bühnen-Künstler im allgemeinen schon aus Werbegründen sehr gern über sich sprechen und sprechen lassen und ihr Auftreten überall bekannt machen."

„Sie trauen also der fremden Dame nicht, bei der Ihre Bekannte angestellt ist?" fragte der Kommissar mit undurchdringlichem Gesicht.

„Nein, denn wenn sie es mit mir erlebt hätten, Herr Kommissar, wie schwer das Mädel zum Reden zu bringen war, dann wären Sie auch stutzig geworden."

„Wenn ich mich hier einmal einmischen darf," ließ sich Toni Schrader plötzlich mit einer geheimen Stimme vernehmen, „so bitte ich Sie inständigst, von hier aus den ‚Wittelsbacher Hof' anzurufen. Ich muß Fräulein Strette noch sprechen, ehe sie, wie Herr Peterling glaubt, mit unbekanntem Ziel abreist. Ich habe das junge Mädel bereits einmal als ‚vermißt' gemeldet! Auf dem Revier West! Man kennt mich dort genauestens. Ich bin Schornsteinfeger."

Ein Wachtmeister stellte auf den Wink des Kommissars die Verbindung mit dem Hotel her. Der Kommissar hatte seine entgegenkommende Miene verloren; seine Züge drückten jäh Unerbittlichkeit aus.

„Herr Schornsteinfeger Toni Schrader," sagte er, „es kommt mir so vor, als hätten Sie doch nicht so wenig mit der Sache zu tun, wie es zuerst den Anschein hatte. Wenn ich mich nicht täusche, liegt ein Bericht über Sie vor, wonach Sie zu sehr später Nacht-

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Das alles geschah an einem einzigen Tage: Friedrich Szaba, seines Zeichens Seher in einer Budapester Druckerei, erhielt mit der Morgenpost einen Brief seiner Braut, in dem diese die Verlobung mit ihm auflöste. Szaba begab sich an sein Tagewerk. Das erste, was er in seinem tiefen Herzweh tat, war, daß er den Namen seiner treulos Angebeteten in zwei Zentimeter hohen Typen setzte, die er sodann — offenbar wollte er eine „Rache" besonderer Art haben — verschluckte. 15 Minuten später brachte man Szaba ins nächste Krankenhaus, wo er einer sofortigen Operation unterzogen wurde. Gegen 9 Uhr erhielt das Mädchen, das bis dahin seine Braut war, die Todesnachricht. Von Neue gepackt eilte sie in das Hospital. Drei Stunden mußte sie warten, ehe man sie vorließ. Szaba konnte zwar noch nicht sprechen, aber es kam zu einer rührenden Versöhnungsszene. Geduldig harrte das junge Mädchen bis 10 Uhr abends im Vorzimmer aus. Dann erhielt es die erlösende Nachricht, daß jede Gefahr beseitigt sei. Dem Happyend steht nichts mehr im Wege.

*

Jean Lacken, eine amerikanische Studentin, befindet sich seit zwei Jahren auf einer Weltreise. Daß man dazu nicht unbedingt das Kind reicher Eltern sein müßte, beweist sie, indem sie mit nicht mehr auf die Reise ging als mit einem Handkoffer und einem Dollar in der Tasche. Damit hat sie zuerst den ganzen amerikanischen Kontinent durchquert, 30 00 km vom Atlantischen zum Pazifischen Ozean. Dann war sie in Japan, in China, in Australien, Indien und Aegypten, und von da hat ihre Reise sie nach Europa geführt, wo sie bisher England und Frankreich besucht hat.

Aber reicht ein Dollar so weit? Ja, das tut er, wenn er immer wieder erneuert wird. Daß das geschieht, dafür gibt es ja die Arbeit. Und Jean Lacken hat überall gearbeitet, als Mannequin, als Verkäuferin, als Journalistin. Als erst einmal der Anfang gemacht war, ging die Sache ganz gut, denn nun ist sie sich schon alles verzweifelt, was sie in der Welt erlebt hat. Außerdem finden Jugend, Anmut und Liebenswürdigkeit überall in der Welt Zutritt. Jean Lacken ist 22 Jahre alt und stammt aus einer kleinen Stadt im Staate Wisconsin. Mit 15 Jahren hat sie den Plan für ihre Leben gemacht; von 15 bis 20 Jahren würde sie im „College" sein, mit 20 Jahren auf Reisen gehen. Länder und Völker kennenlernen. 80 Jahre hat sie als angemessenes Alter zum Sterben vorgesehen.

Auf ihrem Koffer hat sie ein Schild prägen lassen: „Jean Lacken, die Vagabund Co—ed" (die vagabundierende Studentin). Daselbst steht auch auf ihren Medaillen", von denen sie etwa 40 von zu Hause mitgenommen hat, mit der ausgesprochenen Absicht, sie an die Staatsoberhäupter und Regierungschefs, die sie zu suchen würde, zu verschenken als Freundschaftsgriffe der Völker untereinander. Der Vizekönig von „Indien besitzt eine und der Gouverneur von Australien und natürlich Präsident Roosevelt, das Oberhaupt ihres eigenen Staates. In Europa freilich wurde ihr in der Beziehung die erste Enttäuschung, indem Chamberlain die Medaille nicht annehmen wollte. Sie hofft aber, bei anderen Regierungschefs mehr Glück damit zu haben.

*

Die häufigen Autodiebstähle in Australien haben erfinderische Köpfe auf den Gedanken gebracht, nach der Boaelschleuchen-Methode die Pläne der Verbrecher zu durchkreuzen. An den Wagen soll stets eine Maschinerie mitsahren, die als Mann gekleidet ist. Muß der Fahrer sein Auto für längere Zeit verlassen, so richtet er die Puppe im Wagen auf, so daß die Diebe glauben, es säße ein Mann darin. Eine Methode, die zwar im Anfang vielleicht Erfolg verspricht, auf die Dauer aber die Spitzbuben ebenso wenig von den Autos abhalten dürfte, wie eine Strohpuppe die Spatzen von einem Kirschbaum.

*

Die Pariser Polizei begegnete dieser Tage bei einem nächtlichen Rundgang einer merkwürdigen Erscheinung. Es war ein Mann, der nur mit einem Nachthemd bekleidet war. In seiner Hand trug er einen Säbel, der ihm trotz seiner sonst so spärlichen Ausrüstung ein kriegerisches Aussehen verlieh. Man vermutete zuerst einen Nachtwandler in dem seltsamen Heiligen. Der Mann erklärte jedoch, daß er durchaus bei Besinnung sei. Nur hatte er einen Ehekrach hinter sich. Seine Frau hatte mit ihm Streit begonnen und schließlich von der Wand einen alten Säbel genommen, mit dem sie ihn niederstechen wollte. Dem Mann gelang es schließlich, ihr die Waffe zu entreißen und im Nachthemd zu fliehen. Er bat die Polizei um Schutz gegen seine streitsüchtige Frau.

*

In dem Dorf Matara auf der Insel Ceylon fand ein Brautpaar vor dem Altar. Als aber der Augenblick gekommen war, da die Braut ihr „Ja" aussprechen sollte, weigerte sich diese, den Mund zu öffnen. Der Bräutigam geriet außer sich und verlangte wütend von den Eltern sofortigen Schadenersatz. Diese wußten sich nicht anders zu helfen, um seinen Zorn zu besänftigen, und schlugen ihm vor, eine Schwester der Braut zu heiraten, die als Brautjungfer danebenstand. Das Angebot wurde ohne weiteres angenommen, aber da erklärte die erste Braut, daß sie einen jungen Mann, der auch zugegen war, leidenschaftlich liebe und daß sie diesen heiraten möchte. Um weitere Wirren zu vermeiden, heilte sich der analytische Geistliche, die beiden Traumpaar zu vollziehen, und die Sache endete mit einer fünfzigen Feier, die ohne jeden Zwischenfall verlief.

Xaver Xanten

Geheimnisse des Winterschlafes

Das Murmeltier läßt sich nur ungern durch Wärmeeinbrüche stören — Fische, die im Eis überwintern

Für Millionen von Insekten, Amphibien und Reptilien, für Fledermäuse, Igel, Hamster, Dachse und Murmeltiere, ist der Winter kein Problem. Sie legen sich, wenn die Kälte einsetzt, einfach schlafen, um häufig erst wieder aufzuwachen, wenn die Frühlingssonne ihre ersten Strahlen aussendet. Dies Phänomen des Winterschlafes dingt für den modernen Naturforscher auch heute noch manches Geheimnis. Zum Beispiel hat man herausgefunden, daß die Temperaturen, die die Tiere aus ihrem Winterschlaf aufwecken, für die einzelnen Lebewesen ganz verschieden sind.

Wir erleben es häufig, daß mitten im Winter ein plötzlicher vorübergehender Wärmeeinbruch einsetzt. Steigt das Thermometer in einer solchen Periode beispielsweise auf 8 Grad Wärme, so beginnen sich die schlafenden Haselmäuse „die Augen zu reiben" und sich für kurze Zeit auf Nahrungssuche zu begeben. um erst, wenn es wieder kälter wird, sich erneut zum Winterschlaf einzugraben. Der Zeitverbrauch ist infolge der Herabsetzung der Körpertemperatur und der Verringerung aller Lebensvorgänge stark vermindert. Unter Umständen können die Tiere auch lange Zeit ohne Sauerstoff auskommen. Ferner ist der Blutkreislauf sehr verlangsamt. Das Herz eines winterschlafenden Tieres schlägt lede 3. bis 4. Minute einmal, manchmal noch seltener. Die Erregbarkeit der Nerven ist fast auf den Nullpunkt herabgesetzt. Uebrigens haben interessante Versuche ergeben, daß man den Winterschlaf sowohl künstlich erzeugen, als auch künstlich unterbrechen kann. Ersteres geschieht durch Einspritzung von Insulin, letzteres durch Einspritzung von Schilddrüsen-[illegible]. bis vier Monate, ohne sich zu rühren, desgleichen Fledermäuse, die, an Bäumen und Hausmauern festgeklemmt, erstaunliche Schaffleistungen vollbringen können, wobei es ihnen gar nicht darauf ankommt, wenn sie gelegentlich mit dem Kopf nach unten an einem Baum hängen. Es gibt Frosch arten, die ihren Winterschlaf unter Wasser halten. Dabei tritt sie eine etwaige Eisbildung nicht im mindesten, ja selbst, wenn sich Eiskristalle in ihrem Blut bilden, empfinden sie diesen Zustand keineswegs unangenehm. Gefrierungen schmiegen sich eng aneinander, um sich gegenseitig wärmend ihres Winterschlafes Wärme zu geben.

Der Winterschlaf rettet all diese Lebewesen vor dem sonst sicheren Tod. Bei den Säugetieren vermindert sich die Körpertemperatur um ein Beträchtliches. Auch sie sind in der Lage, jegliche Nahrungsaufnahme einzustellen, haben sie doch vor Beginn des großen Schlafes Vorratsstoffe, hauptsächlich in Form von Fett, in ihrem Körper aufgespeichert. Der Stoffverbrauch ist infolge der Herabsetzung der Körpertemperatur und der Verringerung aller Lebensvorgänge stark vermindert. Unter Umständen können die Tiere auch lange Zeit ohne Sauerstoff auskommen. Ferner ist der Blutkreislauf sehr verlangsamt. Das Herz eines winterschlafenden Tieres schlägt lede 3. bis 4. Minute einmal, manchmal noch seltener. Die Erregbarkeit der Nerven ist fast auf den Nullpunkt herabgesetzt. Uebrigens haben interessante Versuche ergeben, daß man den Winterschlaf sowohl künstlich erzeugen, als auch künstlich unterbrechen kann. Ersteres geschieht durch Einspritzung von Insulin, letzteres durch Einspritzung von Schilddrüsen-[illegible].

stunde auf dem Dache des Schnüllgenhauses gesehen worden sind."

„Das ist mein Beruf," widersprach Schrader erblassend.

„Wir werden feststellen, wie weit Ihr Beruf Sie zu jener Stunde zum Aufstieg auf ein Dach berechtigte."

Die Verbindung mit dem „Wittelsbacher Hof" war hergestellt. — — Frau Tijano, — — Die Hotelleitung bedauerte; Frau Tijano sei bereits vor einer guten halben Stunde abgereist. — — Mit unbekanntem Ziel, jawohl — — In ihrer Begleitung habe sich ein junges Mädchen befunden, sehr jung, sehr blond. Es handele sich um die Jungfer und Hausschneiderin Else Strette.

Toni Schrader, von seinem Stuhl aufgeschnellt, sank wieder zurück. Sein Gesicht war verzweifelt und hoffnungslos. Noch immer beobachtete ihn der Kommissar mit mißtrauischen Blicken. War die Verzweiflung echt, oder verstellte er sich? Hatte er nur erfahren wollen, ob die — Helfershelfer schon abgereist waren?

Der Wachtmeister verhandelte noch mit der Hotelleitung. Es habe, so sagte er, sich bei Frau Tijano doch um eine Künstlerin vom Kabarett gehandelt. Sicherlich sei anzunehmen, daß sie in einer anderen Stadt wieder auftreten werde. Sie müsse doch ihre Koffer dahin befördert haben . . ? Die Hotelleitung konnte nur die Auskunft geben, daß Frau Tijano einen Wagen bestellt habe, ihre Koffer aufladen ließ und davongefahren sei, ohne etwas zu hinterlassen. Frau Tijano habe einen guten Eindruck gemacht, sehr zurückgezogen gelebt und nur bisweilen den Besuch eines Herrn empfangen, der sich als Gerd Röther angemeldet habe.

Der Kommissar unterbrach seinen Beamten und sagte: „Ich bin dafür, daß Sie hingehen und sich eine Beschreibung des Mannes geben lassen. Ich habe so das Gefühl, als spiele dieser Mann eine Rolle in unserer Angelegenheit."

Er wandte sich wieder an Peterling.

„Könnte nicht Fräulein Strette selbst diese eilige Abreise veranlaßt haben?"

Peterling schreckte hoch. Sein Gesicht hatte allen Spott, alle Unbefangenheit verloren.

„Fräulein Strette sprach von Anfang an über diese baldige Abreise."

„Könnte sie nicht die Tijano — gewarnt haben?"

Ratlos stotterte Peterling: „Aber wieso? Wegen des Falschgeldes? — Was soll denn nun wieder die Tijano damit zu tun haben? Ich denke, das sind zwei verschiedene Angelegenheiten."

„Kann sein, kann auch nicht sein. Man darf da nichts außer acht lassen."

„Else Strette ging doch schon fort, ehe der Streit um die Fünfmark-Stücke begann. Und im übrigen: dieses Kind — ich möchte meine Hand dafür ins Feuer legen!"

„Nicht so unvorsichtig!" warnte der Kommissar. „Und nicht so vertrauensselig! — Und nun zu Ihnen, Herr Schrader! Was suchten Sie in der betreffenden Nacht, an die Sie sich wohl noch sehr gut erinnern, auf dem Dach des Schnüllgenhauses?"

„Ich suchte — Fräulein Strette."

„Warum gingen Sie nicht durch die Tür hin und nicht am hellen Tage?"

„Weil ich Fräulein Strette da nicht erreichen konnte. Sie war durch die Schwierigkeiten ihrer Kundinnen sehr in Schwierigkeiten geraten und aus der Wohnung gewiesen worden."

„Aus der Wohnung, die Herr Peterling dann mietete?"

„Ja, aber das wußte ich nicht. Ich nahm an, ihre Wirtin verscheuche mir nur aus Bosheit ihren Aufenthalt."

„Wie kamen Sie zu solch einer Annahme?"

„Fräulein Strette hatte Pech gehabt. Durch mein Kaminfegen wurde ihr ein Stoff verdorben, der ihrer Wirtin gehörte, und aus dem sie für die rückständige Miete — ein Kleid für Frau Schnüllgen nähen sollte."

„Warum wollten Sie sich denn mit Fräulein Strette so unbedingt in Verbindung setzen?"

In Toni Schraders Stirn trat eine dunkle Röte. Mit einer fühlbaren Hilflosigkeit starrte er vor sich hin.

„Ich wollte ihr helfen."

„Ich denke, Sie kannten sie kaum?"

„Immerhin war ich doch mit an ihrem Unglück schuld, und dann — es war so, daß ich — — Ich weiß wirklich nicht, wie —"

Hier mischte sich Peterling raubheiring ein: „Herr Kommissar, es gibt doch so Dinge, die kann man nicht mit Worten ausdrücken. Sie haben in Ihrem Privatleben sicher auch so was am Herzen — ganz bestimmt! Die beiden haben sich eben einfach gern."

Der Kommissar zuckte nicht mit der Wimper. Er blickte auf die Akten nieder und fuhr sachlich fort: „Sie kletterten also zu dem Atelier empor, weil Sie annahmen, Else Strette dort zu finden, Herr Schrader?"

„Ja, und bei dieser Gelegenheit machte ich Herrn Peterlings Bekanntschaft; das warf mich fast vom Dach herunter."

„Fiel Ihnen nichts Verdächtiges in dem Raum auf?"

„Nein," gestand Schrader zögernd.

Peterling schüttete gutmütig: „Noch bis heute hat er geglaubt, ich hielte das Mädchen doch bei mir versteckt. — Gott, dieses arme Elschen."

Der Kommissar schlug mit der flachen Hand auf seinen Schreibtisch.

„Zum Donnerwetter noch mal, das scheint doch eine Spur zu sein. Diese angeblliche Kabarettkünstlerin Tijano, von der niemand etwas weiß, diese Verwandlungskünstlerin mit eigener Hausschneiderin, das muß eine der Personen, wenn nicht die Person sein, die das Falschgeld unter die Leute bringt. Sie wird als schlicht gekleidete, bürgerliche Frau beschrieben, in einfachen Kleidern, mit gewinnendem Wesen."

Schrader stieß einen gurgelnden Laut aus.

„Herr Kommissar, das junge Mädchen ist ahnungslos in ihre Gewalt gegeben!"

Der Kommissar fuhr wie im Selbstgespräch fort: „Von dieser Frau weiß man, daß sie mit einer erstaunlichen Sicherheit vorgeht, weshalb sie auch noch nie gefaßt worden ist. Es muß sich um eine Frau handeln, die über einen ungeheuren Vorrat an Kleidern verfügt, denn noch niemals ist sie zweimal in der gleichen Aufmachung gesehen worden."

„Und — Elschen hilft getreulich bei der Verwandlung!" stöhnte Peterling zähneknirschend.

Die beiden Männer, die sich erst angeschnauzt hatten und noch vor wenigen Stunden bittere Feinde gewesen waren, wechselten einen Blick des Einverständnisses miteinander und fühlten sich als Freunde.

„Wenn man nur eine Spur von dem Mädchen hätte", sagte Schrader.

Peterling tröstete: „Ich denke doch, daß sie sich in ihrer Harmlosigkeit melden wird. Ihre gute Meinung von Ihnen ist ja zum Glück wiederhergestellt. Ich habe ihr klargemacht, wie sehr Sie nach ihr gesucht haben, daß Sie sogar nachts auf dem Dach vor dem Atelier waren. Sie lief von mir weg, um Sie zu suchen. Dann kam die lächerliche Angelegenheit hier dazwischen."

„Es tut mir leid," warf der Kommissar ein, „aber ich kann Sie nicht freilassen, Herr Peterling, ehe ich nicht festgestellt habe, ob Ihre Angaben auch stimmen, Sie, Herr Schrader, können jetzt gehen. Ich bitte Sie aber, sich zur Verfügung zu halten, falls wir Auskünfte von Ihnen brauchen sollten. So, und nun wollen wir dem lustigen Maleratelier mal einen nächtlichen Besuch abstatten. Vielleicht widerfährt uns das seltene Glück, Ihren Mäzen kennenzulernen, Herr Peterling!"

Elftes Kapitel.

„Gott gebe," sagte Peterling, „daß die gute Frau Schnüllgen nicht aus ihrem gesegneten Schlaf erwacht. Ich hätte selbst als Ober-Haupt-Wachtmeister Angst vor diesem liebenswerten Hausdrachen."

Aber die Polizei nahm keine große Rücksicht, als sie den Hausflur betrat und mit derben Stiefeln die knarrende Treppe hinanstieg. Prompt ging denn auch im Erdgeschoß die von Peterling genau gekannte Tür auf, und Frau Schnüllgens Stimme gellte durch das Treppenhaus:

„Wer macht denn da oben so 'nen Krach? Sind Sie das wieder, Peterling? Sind Sie denn ganz von Gott verlassen? Was sollen denn meine anderen Mieter sagen? Muß man sich denn sofort wieder betrinken, wenn man ein bißchen Geld hat?"

„Reden Sie nicht foviel!" scholl es zurück. „Kommen Sie lieber herauf. — Polizei!"

„Peterling! Das ist der Gipfel der Frechheit von Ihnen. Ich muß Ihnen wieder kündigen!"

Peterling zischte unterdrückt: „Da haben wir also getreulich den Salat! Und das gerade jetzt, wo ich anfange, mich hier wieder richtig wohlzufühlen."

Frau Schnüllgen hielt sich für gekoppt. Aber dann trat ein Tschako in ihren Blickbereich.

„Ach du lieber Gott — —!" Die Schnüllgenmutter-Stimme schlug um. „Polizei? Was tut denn die in meinem Hause?"

„Haussuchung!"

„Du lieber Himmel! Haussuchung?"

„Jammern Sie nicht! Ziehen Sie sich lieber an und kommen Sie herauf zum Verhör!"

Nun fing das Gejammere mit dem lieben Gott wieder an: „Und das mitten in der Nacht. Ach, was hat man doch für ein Kreuz, was hat man für ein Kreuz mit seinen Mietern!"

Aber sie zog sich mit fliegenden Händen an und hastete nach oben.

Inzwischen erreichten die nächtlichen und ungebetenen Gäste den vierten Stock. Die Atelierwohnung war dunkel und verschlossen. Peterlings Herz begann ganz plötzlich wie rasend zu jagen. War Felix Wandel wohl das Freitlich, er blieb sehr selten über Nacht hier, und er wußte nicht, wo er sich nachts aufhielt. Peterling in seiner Ungebundenheit hatte sich niemals Kopfschmerzen darüber gemacht. Jetzt zum ersten Male empfand er eine Gefahr.

„Oeffnen Sie!" verlangte man von ihm, und er gehorchte unwillkürlich.

Der Raum war dunkel, und nichts regte sich. Von Peterlings Hand eingeschaltet, flammte Licht auf. Die Staffeleien waren grell beleuchtet. Der Blick fiel zuerst auf

Gegenüber dem Hofbräuhaus in München hört man allabendlich laute Lachsalven. Der bekannte Komiker

Weiß Ferdl

ist es, der mit seinen ganz aus dem Volk gegriffenen Typen die Stürme der Heiterkeit entfesselt.

Landschaften von lyrischer Zartheit, auf Marktszenen von wundervoller Buntheit und Bewegtheit. Der Kommissar hätte eine kleine Spanne Zeit davor verweilen mögen. Aber er war im Dienst. Das schloß hingegen nicht aus, daß man zu gelegener Zeit wiederkehrte! Nur den Bildern zuliebe!

Er wandte sich ab und Frau Schnüllgen zu.

„Sie können bezeugen, daß Herr Peterling das Atelier nicht allein bewohnt?"

„Natürlich, Herr Wandel hat es ja selber gemietet. Peterling hat ja doch ewig kein Geld."

„Sie kennen Herrn Wandel nicht?"

„Noch nicht," sagte die Schnüllgen-Mutter, „er wohnt ja erst ganz kurz hier. Wenn es länger her wär', dann wüßt' ich schon, wohin der Hase läuft."

„Sie kennen alle Ihre Mieter?"

„Jedenfalls weiß ich bald, was mit ihnen los ist."

Der Kommissar betrachtete Frau Schnüllgen aufmerksam, dann nickte er.

„Ich glaube es Ihnen; Sie haben Menschenkenntnis! Nun, wie gefiel Ihnen denn dieser Herr Wandel?"

„Ach, das kann man mit drei Worten nicht so sagen. Er war still, fiel nicht auf und machte nicht viel Worte. Viel Geld hätt' ich ihm eigentlich nicht zugetraut. Wenn ihn mir der Peterling als Dichter oder als — Philologe — so nennt man die Leute doch? — vorgestellt hätte, ich wär' kein bißchen verwundert gewesen."

„Donner und Doria, Frau Schnüllgen, Sie erkennen Philologen auf den ersten Blick?" Insgeheim lächelnd schrieb der Kommissar kleine Bemerkungen in sein Buch. Sein ernstes Gesicht trug einen kleinen, unmerklichen Zug von Heiterkeit.

„Mein Haus, Herr Kommissar," betonte Frau Schnüllgen, „ist sozusagen ein „Künstlerheim", und die Menschen, die ich betreue, sind alle was Besonderes oder Ungewöhnliches. Daran gewöhnt man sich, und wenn ich auch mal schimpfe — im Grunde genommen hänge ich doch ganz fürchterlich an der Bande und könnte mir ein Leben ohne sie gar nicht denken." Und hier trat ein warmer, mütterlicher Blick den Maler Peterling, so daß er darunter fast erzitterte und sein einsames Herz, das sich meist hinter Grobheit und derbem Lautsein verkroch, etwas wie Heimat verspürte. „Manchmal hilft ja auch das Harteln," fuhr Frau Schnüllgen in ihrer Betrachtung fort. „Begabte Menschen neigen zur Faulheit, und die darf man nicht unterstützen. Mein Haus hat ja auch Tradition! Schon Goethe und Eckermann, Peter Cornelius und — —"

„Gut, gut, Frau Schnüllgen, das hören wir uns alles später einmal an," unterbrach sie gutmütig der Kommissar der sich inzwischen seine eigenen Gedanken gemacht hatte. „Jetzt geht es hier um folgendes: Der Ihnen also bestens bekannte Maler Peterling wurde heute abend verhaftet. Mitglied einer Falschmünzerbande zu sein, zum wenigsten aber falsches Geld unter die Leute gebracht zu haben."

Frau Schnüllgens Augen wurden groß wie kleine Teller. Ihre Hände fuchtelten einen Augenblick lang hilflos in der Luft herum, ehe sie sich aufgeregt ineinander verbakten.

„Peterling?" lachte sie dann. „Ausgerechnet Peterling? Nee, Herr Kommissar, dat is'n Irrtum, dat is' janz bestimmt 'n Irrtum. Dat jute Jüngsken?" Sie verfiel in ihre niederrheinische Mundart, aber ihre Stimme erschien Peterling wie wunderschöne Musik. Sie war Klang, Melodie und Traum. Ein Mensch kam und trat für ihn ein. Ein Mensch traute ihm das einfach nicht zu! Seine Augen wurden ganz heiß. Verdammt, er würde doch nicht heulen —?!

Und nun wandte sie sich ihm auch noch zu und sagte mit einer kleinen sanften Stimme: „Jung', Sie müssen mal öfter runterkommen zu der alten Schnüllgen und ihr alles erzählen! Dann kommen Sie auch nicht in so neun bödinnigen Verdacht."

„Sie trauen also Herrn Peterling eine Beteiligung an der Falschmünzerei nicht zu!?" fragte der Kommissar nachdenklich. „Nun gut: ich auch nicht. Bleibt nur noch Herr Wandel."

„Ja, und den kenne ich nun noch gar nicht."

Der Kommissar wandte sich wieder an Peterling.

„Sie haben gar keine Ahnung, wo sich Herr Wandel aufhält, wenn er nicht bei Ihnen ist?"

„Nicht die geringste. Ich habe mich nie um sein Leben gekümmert."

„Wann kommt er hierher?"

„Das ist ganz verschieden. Er besitzt — ebenso wie ich — einen Schlüssel zum Atelier."

Der Kommissar durchschritt den Raum und öffnete einige Schränke. Eine Truhe, die verschlossen war, verlockte er zu öffnen.

„Sie gehört Else Strette," erklärte Peterling, und er wies auf mehrere Möbelstücke, die Elses Eigentum waren. „Wenn es ihr einmal ernstlich besser geht, wird sie diese Sachen wohl wieder abholen."

„Else Strette? Das ist auch noch so ein Kapitel für sich in dieser Geschichte," murmelte der Kommissar und richtete sich wieder auf.

„Die Anzüge hier sind alle von Ihnen?" fragte er dann vor dem geöffneten Kleiderschrank.

„Nein," gestand Peterling, „die Mehrzahl ist Wandels Eigentum."

„Wo fanden Sie das Geld?"

„Ich weiß es nicht mehr. Ich stand dicht vor den Anzügen und griff von einer Tasche in die andere."

„Machten Sie sich denn gar keine Gedanken darüber, daß Sie sich fremdes Gut aneignen könnten?"

„Nein," entgegnete der Maler. „Wandel und ich waren sehr kameradschaftlich miteinander. Wir sind beide nie auf den Gedanken gekommen, daß einer den anderen fragen müßte, wenn er etwas brauchte. Wandel nahm auch oft eine Mappe mit Zeichnungen von mir irgendwohin mit, ohne mich zu fragen. Manchmal verkaufte er eine Anzahl Blätter und legte mir nur stumm den Betrag auf den Tisch."

„Es wird demnach unfehlbar Wandels Rocktasche gewesen sein, in der Sie das Falschgeld fanden!"

„Ich kann es nicht behaupten," sagte Peterling würde, „aber bei meinem ständigen Geldmangel wäre es schon möglich —"

(Fortsetzung folgt.)

Herdfeger besser denn je

Welt der Frau

„Kleiner Kerzen Glanz und Duft"

Liebe schmückt die Weihnachtstanne — Vom Wachsstock zum Paraffin-Licht

Als die Weihnachtsbäume sich in deutschen Landen ein Heimrecht erworben hatten, waren auch die Kerzen da, um sie in festlichem Glanz erstrahlen zu lassen. Auch der Weihnachtsbaum selbst hat viele Wandlungen durchmachen müssen. Da es im Winter an geeigneten Verbrennmitteln mangelte, war eine Tanne vor hundert Jahren in den Städten eine unglaublich größere Kostbarkeit, als es heute der Fall ist. Da klagt z. B. der Vater in einem alten Bericht, daß er es wohl anstellen könne, in der großen Stadt solchen „begrünten Fichtenstamm" in seinen Besitz zu bringen. Bis zum Walde war es zu weit; das hätte bei den schlechten Verbindungen wohl viele Stunden hin und zurück gedauert. Also wurde ein vertrauenswürdiger Mann beauftragt, der sich täglich für Besorgerdienste zu melden pflegte. Nach einigen Tagen überbrachte er ein höchst dürftiges Tannenbäumchen mit dünnen Nadeln, das den Eindruck erweckte, als wäre es im Schatten eines alten Parks aufgewachsen, denn der Bericht schließt: „Der Herr Besorger hat nicht viel getraut, als er es mit den halben Wurzeln aus der Erde hob". Zu jener Zeit standen die Weihnachtsbäume auf einer wie ein Gärtchen umzäunten grünen Rutsplatte. Und da wie gesagt in vielen Gegenden die Beschaffung der Tannen auf Schwierigkeiten stieß, da sich die Forstleute gegen die Baumfrevler wehrten, griff man zu einem Ersatzmittel, wobei die grüne umzäunte Fichtplatte beibehalten wurde. Es entstanden die oft meterhohen aus grünagestrichenen Stäben zusammengefügten Pyramiden, die an allen Seiten mit Lichthaltern besteckt und mit Buntpapier, Schaumgold und Flitter reich verziert waren. Es waren die künstlichen Weihnachtsbäume, die ihren Zweck, einen leuchtenden Mittelpunkt auf dem Tisch zu bilden, auch erfüllten. Es gab sehr einfache und sehr kostbare „Weihnachtspyramiden". Solche von wenigen Zentimetern Höhe, die man schon für ein paar Groschen kaufen konnte, und andere, deren Anschaffung einen Taler und mehr erforderte. Bis am Familientisch zimmerte der Vater in der Adventszeit oft solch eine Weihnachtspyramide, und die ganze Familie beteiligte sich an ihrer Ausschmückung.

Talglicht und Wachsstock

Noch in der Zeit der Befreiungskriege war man in den Bauernhäusern gewohnt, nur bei besonders festlichen Anlässen Kerzen zu brennen. Es waren gewöhnliche Talgkerzen, die man sich auf dem Lande selbst herstellte. Langgezogene, gewebte oder geflochtene Dochte. Die zu Dutzenden an einer Stange befestigt waren, wurden in flüssigen Talg getaucht und nach dem Erstarren in eine Talgmasse von niedrigerer Temperatur. Das wurde sooft wiederholt, bis sich um die Dochte dicke Talgstäbe gebildet hatten. Zum gänzlichen Erstarren wurden die Talgstäbe dann in den kühlsten Winkeln hinter der Haustür aufgehoben. Das wußten die russischen Soldaten, die damals in den harten Wintern nach Ostpreußen hinüberkamen. Das Land hatte unter Nahrungsmangel zu leiden, und bei den Bauern gab es auch nichts zu beißen und zu brechen. Beteuerte der Bauer, daß er nichts hatte, um die ungebetenen Gäste zu verpflegen, dann riefen diese: Panje, wo ist Licht?", rissen die Worten auf und guckten in die Winkel. Da hingen wohlgeordnet die bleichen Talglichte, nach denen Hera und Magen der Soldaten sich sehnte. Jeder steckte sich eine Kerze in den Mund und kaute vermutlich das ersehnte Fett. Solche Talgkerzen haben auch unsere ersten Weihnachtsbäume geschmückt; später kamen die Wachskerzen, die auch heute noch als Krone aller Weihnachtskerzen gelten, und der zu einer Rolle zusammengedrehte gelbe Wachsstock. Und ihn meint der Dichter, wenn er von der „Kerzen Glanz und Duft" spricht. Denn es gibt nichts, das so herrlich duftet, wie eine Wachskerze am Weihnachtsbaum. Wer sich heute etwas Besonderes leisten will, besteckt gerne seine Weihnachtstanne mit Wachskerzen oder Wachsstock. Zur Befestigung des Wachsstockes gebrauchte man früher keine Lichthalter. Und auch heute kann man mit einiger Vorsicht so verfahren: Ein fingerlanges Stück des Wachsstocks wird von der Rolle gelöst, geradegerichtet und an einem Ende zwischen den Fingern knetbar gemacht. Das erweichte Wachs klebt nach leichtem Fingerdruck an den Spitzen der Aeste, ohne Verwendung eines Lichthalters. Aber man muß acht haben, daß das Licht nicht zu weit herunterbrennt, da der Zweig sonst leicht in Brand gerät.

Baumschmuck aus eigener Hand

Wie man sich Kerzen durch Verwendung des Wachsstocks heute oft selbst schafft, so ist auch der Schmuck aus Buntpapier in selbstverfertigten Kleinigkeiten noch nicht ganz durch die blitzende Pracht der Glaskugeln verdrängt worden. Man klebt noch heute mit Vorliebe Sterne mit sechs oder acht Spitzen aus transparentem Papier, „vergoldet" oder „versilbert" Nüsse und Aepfel, flicht ellenlange Ketten aus Buntpapier, genau wie zu Zeiten der Großeltern. Kinderhände brauchen Arbeit in den langen Abenden vor Weihnachten. Aus dreieckig zusammengefalteten Silber- und Goldpapier lassen sich durch wenige Schnitte mit der Schere kunstvolle Netze herstellen, deren Schönheit sich erst beim Auseinandernehmen enthüllt und die einen kleinen Apfel oder eine Nuß aufnehmen müssen. Nach dieser Richtung hin sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt. Matte und jedes andere blitzende und billige Material läßt sich verwenden, und wer sehr geschickt ist, kann sogar selbst modellieren. Schon früh haben sich auch die Zuckerbäcker des Christbaumschmuckes angenommen und stellten leichtes, buntgefärbtes Schaumkonfekt aus geschlagenem Eiweiß und Zucker her. Da sah es Soldaten zu Pferde und zu Fuß, Jäger, Gärtner, Tiroler und Tirolerinnen, Postillone, Früchte, Blumen, kurz alles, was auf und über der Erde kreucht und fleucht. Eine geradezu beherrschte dieser süße Baumbehang fast vollständig den Weihnachtsmarkt: er verdrängte allen anderen Baumschmuck. Die Kinder waren auf ihn eingeschworen. Von nah dem Fest aing es an das große Baumplündern. — Zum Schluß noch das Zeugnis eines Chronisten aus dem Jahre 1840: Um den Weihnachtsbäumen das Ansehen wiederzugeben, das sie einst alten Tage. Ich hoffe, daß wir unsere Verlobung bald begießen können. Ihr hochachtungsvoller Rühe, Gärtner."

*

Einer schrieb: „Liebe, schöne, beste Beate! Ich liebe dich, ich kann ohne dich nicht mehr leben, ich will dich mein Leben lang auf Händen tragen, ich bitte dich, gewähre mir diese Gunst, ich werde nur für dich, für dein Glück leben. Dein Favort macht mich zum Glücklichsten aller Sterblichen! Sei mein! Dein Tropf, Dichter."

*

Der Konsumkurrist schrieb: „Liebes Kind, ich biete Ihnen die Chance Ihres Lebens. Ich habe mich schwer genug entschlossen, zu heiraten. Sie haben ein großes Vermögen, das Sie mir am Tage der Hochzeit übertragen werden. Sie können mir ewige Treue bei einer von Ihren Eltern zu stellenden Sonderkaution von zehntausend Mark. Sie erklären ein für allemal, daß Ihre Verwandten samt und sonders Verbrecher sind. Ihnen hingegen meine Verwandtschaft heilig ist. Die von Ihnen bereitzustellende Wohnung ist nach meinen Wünschen einzurichten, von den zwölf Zimmern stehen zehn zu meinem alleinigen Gebrauch. Sie verpflichten sich bei einer von Ihren Eltern zu stellenden weiteren Sonderkaution von zehntausend Mark, diese meine Zimmer nur nach ausdrücklicher Aufforderung meinerseits zu betreten. Im Falle einer Scheidung nehmen Sie jede Schuld auf sich. Ihr Vermögen fällt unter Ausschluß jedes Rechtsweges an mich. Ich erwarte, daß Sie die große Chance Ihres Lebens mit Freude ergreifen und sich durch eine sofortige Zahlung von dreitausend Mark diese Option auf mich sichern. Ihr Peter Knabe, berufslos."

*

Ein Mittelgewichtsmeister schrieb: „Wertes Fräulein! Hiermit fordere Ich Sie zum Entscheidungskampf der Liebe heraus. Der Kampf geht über 16 Runden Ehejahre, vier Ungezwangen und weiche Bandagen. Nackenschläge sind wie bei allen Kämpfen verboten. Ich bin aufgrund meiner hart im Nehmen von Schicksalsschlägen, gut trainiert im Ausweichen bei prekären Situationen, lasse mich nie an den Seile drängen und stehe in jeder Ecke meinen Mann. Wenn Sie keine andere Verpflichtung haben und nicht anderweitig gebucht und vorgemerkt sind, würde ich mich sehr freuen, falls Sie meine Herausforderung annehmen und Ort und Zeit bestimmen wollen, wo die Sache starten kann. Mit schönem Gruß der Boxer Doppelkinn."

*

Ein Kanzleibeamter schrieb: „An das p. p. Fräulein Emma in Ebersbach. Hiermit werden Sie um postwendende Erledigung ersucht, Ihre Bereitschaftserklärung zur Ehe mit Endunterzeichneten beizubringen. Nichtbeantwortung innerhalb einer angemessenen Frist von drei Tagen hat Zurückziehung vorliegen-

Mein Fräulein, darf ich's wagen . . . ?

Ein Kapitel Liebeserklärungen / *Von J. H. Rösler*

Kein Mensch kann aus seiner Haut. Und wenn ihn die Liebe tausendmal verwandelt, wenn ihn der Schmerz der Leidenschaft schüttelt, daß er in allen Fugen kracht, der Stuhl, auf dem der Mensch sitzt, bleibt immer derselbe. Alles mag beweglich sein, aber das Sitzfleisch ist beharrlich. Ich fand in einer Kassette eines Mädchens acht Liebesbriefe. Sie waren von acht Männern geschrieben, die achtmal das Gleiche wollten und es achtmal anders sagten:

Ein Handelsagent schrieb: „Sehr verehrtes Fräulein, ich habe gestern mein früheres Leben abgeschlossen, ich habe die Bilanz aus meinem Junggesellendasein gezogen, ich habe die Kollektion meiner Gefühle für Sie geprüft und sortiert und bin zu dem Entschluß gekommen, Ihnen zunächst rein unverbindlich ein Angebot einer Heirat zu unterbreiten. Referenzen über mich stehen Ihnen jederzeit zur Verfügung, ich gewähre Ihnen auch gern ein Ziel von zwei Monaten, sich zu entscheiden. Sollten Sie jedoch jeder Erwarten augenblicklich keinen Bedarf an Liebe haben, so prüfen Sie trotzdem bitte mein Angebot sorgfältig und vergleichen Sie es mit dem, was Sie von anderer Seite erhalten. Sie werden von selbst zu der Erkenntnis kommen, daß Sie bei mir in den besten Händen sind und meine Gefühle für Sie ohne Konkurrenz sind. Selbstverständlich muß ich mir bis zu Ihrer Antwort einen Zwischenentscheid vorbehalten und die endgültige Betätigung ginge Ihnen dann von meinem Haus aus zu. Stets mit Vorliebe Ihnen zu Füßen. Ihr Buffines, Handelsagent."

*

Grundsätze am Waschtopf . . .

Nicht nur reinigen, sondern erhalten!

Wäsche solange zu reiben, zu bürsten, zu wringen, mit Chemikalien zu behandeln, bis die Flecke weg und die Löcher da sind, heißt nicht nur unsparsam mit dem eigenen Geld umgehen, sondern es heißt auch Verschwendung mit dem Volksvermögen zu treiben.

Gewisse Grundsätze am Waschtopf sollten heute auch von der ungeübten Hausfrau beachtet werden. Sie wird sich dadurch die Arbeit erleichtern und ihren Wäscheschrank gut instand halten.

Stets sind weiße und farbige Wäschestücke beim Einweichen zu trennen. Wäsche, in der sich Stärke befindet, muß besonders gut, vor allem leicht erwärmt eingeweicht werden. Kann man kein Regen- oder weiches Flußwasser verwenden, so muß das Wasser mit geeigneten Zusätzen erweicht werden. Alle benutzten Waschmittel müssen völlig aufgelöst werden, die Hausfrau muß sich auch stets genau nach der Gebrauchsanweisung richten, da sonst erhebliche Schaden entstehen kann. Wird die Wäsche aus dem Einweichwasser in die Waschlauge getan, so muß das schmutzige Wasser gut entfernt werden, am besten ist es, man spült einmal nach. Das Einweichen muß mindestens acht Stunden dauern, es geschieht am besten über Nacht, niemals mit heißem Wasser.

Kommt die Wäsche zum Kochen in den Kessel, so muß so viel Lauge und so wenig Wäsche darin sein, daß sich die Wäsche ohne trockene Oberfläche leicht bewegen läßt. Die Wäsche darf nicht zu stark kochen und nicht länger als 15 Minuten. Ein wiederholtes Kochen in zweiter, neuer Lauge soll noch kürzere Zeit dauern. Besonders schmutzige Stellen mit Seife leicht einreiben und vorsichtig nachwaschen. Gekocht darf natürlich nur weiße Wäsche werden. Buntwäsche bringt man nur bis zu einer gewissen Hitze, so daß die Hand sie gerade noch ertragen kann und wäscht dann.

Das Spülen, wenn die Wäsche vorsichtig ausgewrungen wurde, geschieht zuerst in warmem, dann in lauem, dann so oft in kaltem Wasser, bis das Wasser klar bleibt. Nach jedem Spülen gut ausdrücken, wringen nur vorsichtig und in Richtung des Gewebes, nicht schräg zum Faden, da sich der Stoff sonst verzieht.

Das Aufhängen geschehe nur an einwandfrei sauberer Leine, mit nicht rostigen Klammern und nie bei starkem Wind, da die Gewebe sonst einreißen. Buntwäsche darf nach dem Spülen nicht lange in nassem Zustande aufeinander liegen bleiben, da sonst Abfärbungen entstehen. Auch weiße Wäsche darf naß nicht lange liegen, sonst bilden sich Stockflecke.

Feinwäsche aus Zellstoffen usw. darf nicht heiß gewaschen werden. Sie wird in handwarmer milder Waschlösung durch Eintauchen und vorsichtiges Drücken gereinigt. Mehrmalige laue Spülungen entfernen die Reste der Waschmittel. Das Trocknen dieser Gewebe geschieht am besten nicht im Hängen, sondern durch Ausbreiten auf weißen Badetüchern usw. Bügeln nur von links mit mäßig heißem Eisen in feuchtem Zustand.

Gertrud Abel

Die Volkspflegerin und ihre Aufgabengebiete

Die Volkspflegerin leistet volkserzieherische Arbeit (Berufs- und Wirtschaftsfürsorge) und gesundheitsfürsorgerische Betreuung. Sie wird innerhalb der NSV. eingesetzt als Sachbearbeiterin in verschiedenen Dienststellen: z. B. Tuberkuloseschilfswerk, Mütter- und Säuglingsberatungsstellen und auch vorübergehend praktizierend in Jugenderholungsheimen, Mütterheimen und NS.-Jugendheimstätten. — Ferner arbeitet die Volkspflegerin praktisch in den Kreisen der NSV. und muß besonders in der Familienfürsorge eine geschickte volkserzieherische Betreuungsarbeit leisten. — Neben den weitumfassenden Aufgaben in der NSV. wird die Volkspflegerin auch eingesetzt beim Mütterdienst des Deutschen Frauenwerkes und in den öffentlichen Fürsorgeämtern, wie das staatl. Gesundheitsamt, Tuberkulosehilfsstellen, in der staatl. Familienfürsorge, bei Mütter- und Säuglingsberatungsstellen der Gemeinden, bei der Schulkinderfürsorge usw. Immer ist die Volkspflegerin dort zu finden, wo es Not zu lindern gilt, und wo deutsche Menschen zu Gesundheit, Kräftigung und innerer Festigung geführt werden. Mutter und Volkspflegerin hören befriedigt, daß Klein-Traudel zwar nicht krank ist — der Arzt aber viel frische Luft, Sonne und eine richtige Ernährungsweise vorgeschrieben hat. (Aufn.: Herta Lammers)

Mann für Mann

Ein Spiel der Arbeit und Kameradschaft

Der Reichsautobahn-Film der Ufa ist fertiggestellt

Von unserem nach Berlin entsandten Kunstschriftleiter

Vor einem der vielen Mikrophone, die in dem Tonatelier der Ufa in Babelsberg aufmontiert sind, steht ein Chor von Arbeitsdienstmännern. Prächtige Kerle sind es, vom Wind und Wetter gebräunt und ganz offenbar durch nichts zu erschüttern. Daß sie noch einmal in einem deutschen Film und gleich in einem so wichtigen und exponierten mitwirken würden, hat sich gewiß keiner von ihnen träumen lassen. Aber es ist so: die Männer des Spatens haben das große Glück, in dem Ufa-Tonfilm „Mann für Mann" spielen zu dürfen.

Soeben steht der Spielleiter R. A. Stemmle, routiniert und begabt wie er nun einmal ist, vor ihnen und erklärt mit ebenso klaren wie treffenden Worten und Gesten die Szene. „Kapiert?" wendet er sich an seine jungen Freunde. „dann kann es also losgehen!" Und es geht los. Der Komponist Friedrich Schröder, der auch für diesen Film die Musik schrieb, hebt den Taktstock und die Probe für das so wichtige Marschlied ist in vollem Gange. Wer indessen glaubt, daß man es beim Film gewohnt ist, mit nur wenigen Vorbereitungen auszukommen, der wurde bald eines anderen belehrt. Dann ist es der Spielleiter, dann ist es der Tonmeister, dann ist es der Komponist, der etwas auszusetzen hat und so sind denn die Arbeitsmusikanten, die alle Instruktionen mit wachem Ohr über sich ergehen lassen müssen, beileibe nicht zu beglückwünschen. Aber sie halten durch. Und schließlich ist die Aufnahme, d. h. die Tonaufnahme, die bekanntlich von der Bildaufnahme getrennt wird, beendet . . . Es hat alles gut geklappt!

Wir nehmen Gelegenheit, uns in der Pause mit dem Spielleiter R. A. Stemmle zu unterhalten. Und somit erfahren wir aus erster Quelle, um was es in diesem Film geht. Es gilt, das Leben der Reichsautobahnarbeiter zu schildern und ein hohes Lied jener Kameradschaft zu singen, die durch harte Arbeit und zähen Fleiß an einem der größten Werke unseres Jahrhunderts geschmiedet wird. Dabei sind in den Gang der Handlung, so erzählt uns Stemmle liebenswürdigerweise, eine Fülle bunter Schicksale eingebaut. Aber was ist schon der Einzelne, wenn ein so stolzes Werk

Nur nicht rasten und nicht rosten!

wie das der Autobahn immer mehr seiner Vollendung entgegengeht. Und dennoch spielt der heldische Einsatz eine so wichtige Rolle! Ja man wird es geradezu als besonders wirksam bezeichnen dürfen, daß bei dem großen Unglück, das der Film im Finale schildert, der persönliche Mut zum Wohle aller von ausschlaggebender Bedeutung ist. Darum heißt der Film berechtigt: „Mann für Mann".

Wie große Sorgfalt seitens der Ufa gerade auf diesen Stoff verwandt wurde, davon konnten wir uns bereits am Nachmittag überzeugen. Wir hatten Gelegenheit, zu den Außenaufnahmen herauszufahren und mußten feststellen, daß man inmitten der märkischen Kiefern nur für dieses Bildwerk ein Reichsautobahnlager mit allem was dazu gehört aufgebaut hatte. Geradezu verblüffend war es, wie sorgsam die Architekten jegliche Einzelheiten nachgebildet hatten. Da fehlt aber auch nichts und selbst das Mummenest inmitten des Lagers war so echt, als ob es die Natur hier hätte wachsen lassen.

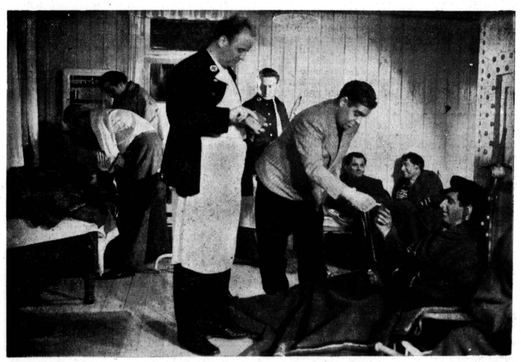
Unterdessen bergsimmen die großen Scheinwerfer, die trotz des Sonnenscheines eingeschaltet waren, um die Szene in „das hellste Licht" zu rücken.

Hermann Speelmans kommt des Weges! Wer kennt ihn nicht, diesen prächtigen Schauspieler! Als wir ihn fragen, ob ihm seine Rolle gefiele, winkelt er seinen Unterarm an und entgegnet mit einem kurzen „bombig". Auch Josef Sieber gesellt sich zu uns. Als gebürtiger Sauerländer und Kenner des „7. Tages" unterhält er sich besonders freundlich, nicht ohne es zu unterlassen, allen Abonnenten einen herzlichen Gruß zu übermitteln. Und der Regisseur R. A. Stemmle? Schwarz auf weiß hat er uns folgenden Satz mit auf die Heimreise gegeben: „Sechs Tage hat die Woche, den „7. Tag" aber sollst Du lesen."

Nun weißt Du es, lieber Abonnent.

Doch zurück zu den Tonaufnahmen: Das etwa 45 Mann starke Orchester, das seinem Dirigenten Friedrich Schröder gern und willig folgte und alle Instruktionen so gut es nur eben ging, die der Tonmeister, bei wieder Platz genommen. Und weiter musizieren diese 45 Mann, von denen ein jeder ein großer Könner, einige sogar selten begabte Solisten sind.

Da mischt sich plötzlich der Tonmeister ein! Friedrich Schröder dem Dirigentenpult klopft ab, wendet sich um und erfährt aus dem Munde dieses Mannes hoch oben auf der Empore, daß



Kameradschaft hilft Schmerzen lindern

Ab geht's nach Mutterl

Junge Liebe (Fotos: Ufa)

die Pauken und Trompeten nach seiner Ansicht für die Aufnahme zu laut, die Streicher dagegen mehr in den Vordergrund treten müßten. Schon aus dieser einzigen Bemerkung kann man entnehmen, daß es bei den technischen Gegebenheiten überaus schwierig ist, ein guter Filmkapellmeister zu sein. Aber Friedrich Schröder kennt die Materie. Wir wissen das bereits, haben wir doch in einer der letzten Ausgaben des „7. Tages" ein ausführliches Lebensbild dieses Komponisten entworfen.

Mitterweile ist 1 Uhr in der Frühe geworden. Die Tonaufnahmen sind beendet und es wird nicht mehr lange dauern, bis daß dieser Reichsautobahnfilm, dessen ethische Grundhaltung und dessen erfreuliche Wirklichkeitsnähe wohltuend von den kühnen Phantasiereien anderer Filmstoffe absticht, den Weg durch die deutschen Lande antreten und jedermann erfreuen und begeistern wird.

Darauf warten die große Filmgemeinde schon jetzt. — Wir aber fahren nach einem erlebnisreichen Tage von Babelsberg in die Reichshauptstadt zurück und plötzlich ist der nächtliche Himmel taghell von Millionen Lichtern . . .

Dr. Gustav Rötger

Haus, Hof und Garten

Chemische Bekämpfungsmittel unentbehrlich

Der Vernichtungskrieg gegen tierische und pflanzliche Schädlinge muß in den Obstgärten mit allen Mitteln — unmittelbar wirkend und vorbeugend — betrieben werden. Als mechanische Schutz- und Abwehrmittel sind zunächst zu nennen: das Absangen und Töten von Schädlingen durch Auslegen von Lockmitteln und Anbringung von Fangvorrichtungen. Mit Leimringen, die im Herbst vor den ersten Nachtfrösten um die Baumstämme und -stützen zu legen sind, wird der weibliche Frostnachtspanner abgefangen und zugleich dessen Nachkommenschaft vernichtet. Von Juni bis Oktober angelegte und etwa wöchentlich abzusuchende Insektenfanggürtel aus Wellpappe, Heufeilen oder Lappen dienen dazu, den Käfer des Apfelblütenstechers und die Made des Apfelwicklers, auch Obstwürmer usw., abzufangen. Die naschsüchtigen Wespen werden am wirksamsten in ihren Nestern mit kochendem Wasser oder mit Benzin vernichtet, freihängende Nester mit der Stichflamme verbrannt. Zum Abfangen hängt man in den Weinstock usw. enghalsige Flaschen, halb gefüllt mit gärenden Fruchtlösungen, Weine- oder Bierresten. Durch sorgfältige Rindenpflege können auf mechanischem Wege viele tierische und pflanzliche Schädenbringer beseitigt werden, das gleiche erreicht man durch Ausleichen der Baumkronen von abgestorbenen, krebs- und monilliakranken Resten und Zweigen bis ins gesunde Holz. Entfernung von Fruchtresten als Sporenträger, von Raupennestern des Goldafters, verdächtigem Laubwerk usw. Mit einiger Aufmerksamkeit sind auch verdeckte Befallstellen, z. B. die Eisablagen des Ringelspinners, mit bloßem Auge oder unter Zuhilfenahme einer Lupe zu erkennen, und es können die notwendigen Abwehrmaßnahmen getroffen werden.

Jeder Gartenfreund hat aber auch erfahren müssen, daß trotz sorgfältigster winterlicher Pflege der Obstgehölze ein erneuter Schädlingsbefall nicht vollständig verhindert werden kann. Manche Schmarotzer sind so klein oder so geschickt untergebracht, daß sie schwer zu fassen sind, andere so widerstandsfähig, daß sie von den mechanischen Mitteln nicht vernichtet werden. Hier nützen zur Ausrottung nur chemische Bekämpfungsmittel, die deshalb im Obstbau nicht zu entbehren sind. Mit der nach vielfach bestehenden Abneigung gegen die Verwendung solcher Mittel muß endgültig gebrochen werden. Von der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft ist erst kürzlich wieder darauf hingewiesen worden, daß durch Bespritzen der Obstgehölze mit amtlich empfohlenen Pflanzenschutzmitteln nachteilige Folgen nicht auftreten können, wenn dafür die richtigen Mittel gewählt und die Arbeiten zur rechten Zeit sachgemäß durchgeführt werden. Die Pflanzenschutzämter haben genaue Anweisungen herausgegeben, wie zu verfahren ist; auf den Beistern der verschiedenen Mittel ist meistens die Anwendungsweise angegeben. Von den Pflanzenschutzstellen der Landesbauernschaften werden, den örtlichen Verhältnissen entsprechend, Auskünfte erteilt. Die chemischen Schutzmittel unterscheiden sich in solche, die im Winterei- und Puppenzustand der Insekten angewandt werden und in solche, die als Fraß- bzw. Atemgift oder Berührungsgift wirken. Für ersteren Zweck sind nur Spritzungen mit Mitteln wirksam, die Mineralöle enthalten, wie das vielbenutzte normierte Obstbaumkarbolineum und gleichwertige Baumspritzmittel. Die feine Oelschicht stellt einen Luftabschluß her, unter dem die ruhenden Lebewesen ersticken. Mit einem für diese Zwecke besonders hergestellten Baumspritzmittel, gemischt mit Kupferkalkbrühe, wird ermöglicht, eine späte Obstbaumkarbolineumspritzung mit einer frühen Kupferspritzung in einem Spritzgang durchzuführen. Das gilt als Winterbehandlung gegen tierische Schädlinge und gleichzeitig gegen Pilzkrankheiten (Rußel- und Birnenschorf). Die Vorfrühjahrsspritzungen (vor dem Schwellen der Knospen) mit Obstbaumkarbolineum oder Baumspritzmitteln wirken nach dem von der Biologischen Reichsanstalt unter Mitwirkung des Deutschen Pflanzenschutzdienstes aufgestellten Spritzkalender bei Kernobst gegen Eier von Frostspanner, Apfelblattsauger, Blattläusen, Blutlaus und Gespinst- und Sackmotten, sowie gegen Moose und Flechten, beim Steinobst gegen Eier von Frostspanner, Blattläusen und Kirschblütenmotte, Gespinst- und Sackmottenraupen, Zweischerenschildlaus sowie gegen Moose und Flechten. Spritzungen mit Schwefelkalkbrühe wirken zu diesen Zeiten besonders gegen Spinnmilben und Rote Spinne. Die Brühen sind mit den in festem, pulverigem oder flüssigem Zustand zu beziehenden Mitteln beinem herzustellen. Sie werden für die meisten Zwecke auch gesondert angeboten, so daß es nicht schwer ist, die richtige Auswahl zu treffen. Die nachfolgenden Frühjahrs- und Sommerspritzungen (Vor- und Nachblütenspritzungen) mit Arsen-Kupfer- oder Schwefelkalkbrühe, ebenfalls gebrauchsfertig zu beziehen, werden gegen Schorf, Frostspanner, Knospenwickler, Schrotschußkrankheit, Kirschblütenmotte, Kräuselkrankheit des Pfirsichs, Obstmade, Gespinstmottenraupen und andere Raupen in der Zeit ihrer Entwicklung angewandt; die Spritzzeiten sind daher genau einzuhalten. Gegen Mehltau werden Schwefelbestäubungen oder Spritzungen angewandt, sie sind im Vorfrühling zu beginnen, bevor die Dauersporen sich wieder entwickelt haben. Gegen falschen Mehltau wird mit Kupferkalkbrühe, als Pulver bezeichnet, gespritzt. Eine erste vorbeugende Spritzung der Obstbäume erfolgt vor dem Schwellen der Knospen mit zweiprozentiger Lösung. Nach der Entwicklung der Blätter wird die Spritzung im Bedarfsfall mit 1- bis 2prozentiger Lösung wiederholt. Beim Wein erfolgt die erste Kupferspritzung im Mai, sie wird dann öfter wiederholt, während der Blüte werden die Spritzungen ausgesetzt.

Die Schädlingsbekämpfung mit chemischen Mitteln ist gar nicht so schwierig, wie es beim Lesen der Anweisungen zunächst aussehen mag. In Siedlungen und von Gartenbauvereinen wird sie meistens schon gemeinschaftlich durchgeführt. Für den eigenen Obstgarten genügt dazu eine Handspritze in entsprechender Größe, wie sie heute in guten Ausführungen geliefert wird. Zu Betäubungszwecken werden Spritzdosen, der Menge angepaßt, verwandt. Schutzbrille und Atemschützer ergänzen diese Ausrüstung, deren einmalige Anschaffung sich lohnen wird. Denn eine vorschriftsmäßig durchgeführte chemische Bekämpfungsweise aller Schadenbringer im Obstbau wird zu einem gewaltigen Aufschwung unserer Obstgärten führen. Es ist dies daher eine Aufgabe im Interesse unserer Ernährungswirtschaft und zugleich der Volksgesundheit, der sich kein Gartenbesitzer entziehen darf.

Landwirt Höppner, Zurow

„Der 7. Tag" antwortet

Wo wächst Spargel am besten? H. M. in Z.

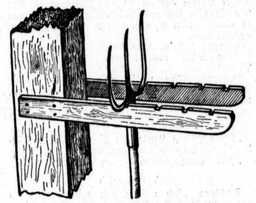
Ich habe ein Gartengrundstück mit mehr fangigem als schwerem Boden. Man riet mir, hier eine Spargelkultur anzulegen. Eignet sich den Boden dazu und wann muß das Beet angelegt werden?

Antwort: Spargel liebt eher einen fangigen als einen zu schweren Boden. Er gedeiht am besten in ausgelockerten leichten Böden, aber auch in nicht zu schweren Böden ist noch mit einem annehmbaren Ertrag zu rechnen. In schweren Böden, die lange die Feuchtigkeit halten, gedeiht Spargel nicht, er wächst hier nur kümmerlich und bringt deshalb auch nur sehr mäßige Erträge. Spargelbeete werden im Frühjahr angelegt, doch sind dazu Vorbereitungen notwendig, die im Herbst oder im Winter bei offenem Wetter gemacht werden müssen. In erster Linie muß der Boden tiefgolt werden. Es genügt, den Boden bis zu einer Tiefe von 50 cm zu bearbeiten, besser ist es noch, wenn man bis zu 60 cm in die Tiefe dringt. Das ganze Gebreche wird zweckmäßig mit verrottetem Dünger oder mit Kompost durchsetzt. Diese besondere Mühe wird der Spargel durch ein freudiges Wachstum lohnen, zumal es ja in den ersten Jahren nach der Anlage gerade auf die Wüchsigkeit ankommt. Das gut vorbereitete Land bleibt über Winter liegen. Im Frühjahr, etwa Ende März oder Anfang April, werden die jungen Spargelpflanzen bei guter Witterung gesetzt.

Unser praktischer Wink

Praktische Gerätehalter

In manchen Wirtschaften sieht man immer noch die kleinen Handarbeitsgeräte wie Spaten, Gabeln usw. in einer Ecke liegen oder herumstehen, obgleich es viele Gerätehalter gibt. Einen einfachen Gerätehalter kann man sich leicht selbst herstellen, indem man zwei schmale Bretter mit entsprechenden Einschnitten zur Aufnahme der Geräte versieht. Die Bretter werden an einem Ständer befestigt. Auf diesem Gerätehalter können alle möglichen Geräte ohne Schwierigkeiten aufgehängt und unabhängig voneinander herausgenommen werden. Das Fehlen einzelner Geräte ist sofort festzustellen. Außerdem schont man durch eine solche Aufbewahrung die Geräte sehr, denn es ist immer vorteilhafter, wenn die Geräte frei hängen und nicht mit der Schneide oder Spitze auf dem Boden stehen.



Das ist ein praktischer Gerätehalter („Landw. Bilderdienst" M.)

Landwirt Höppner, Zurow

Große oder kleine Eier?

Das große Ei wird vom Verbraucher immer bevorzugt werden, besonders dann, wenn dieser unmittelbar vom Erzeuger an dessen Wohnort kauft, wofür ein Festpreis je St. ohne Rücksicht auf die Größe, besteht. Es ist auch selbstverständlich sozusagen „Ehrensache" für den Züchter, darauf zu achten, daß seine Rasse bzw. sein Stamm Eier von guter Größe legt, denn schließlich will der Züchter sich mit den Leistungsnissen seiner Zucht nicht blamieren, und er selbst hat bestimmt auch lieber ein großes Ei im Eierbecher als ein kleines. Die Eigenschaft des Legens großer oder kleiner Eier ist nun allerdings ein besonderes Merkmal der verschiedenen Rassen. So sind Eier von 75 und 80 g. z. B. bei den Welsumern, an der Tagesordnung, während andere Rassen nur Eier von 50—55 g legen. Es gibt jedoch auch innerhalb derselben Rasse, z. B. bei den Leghorn oder Rhodeländern oder Wyandotten, Hennen, die Eier von 70 g und solche, die Eier von 50 g legen. Hier heißt es nun, durch Zuchtwahl entsprechend auszugleichen und sich, sowohl nach oben als auch nach unten, Grenzen zu ziehen. Hennen, die sehr viele Eier hervorbringen und diese in Serien ablegen, d. h. erst nachdem sie mehrere Tage hintereinander täglich ein Ei legten, einen Ruhetag haben, werden fast immer kleinere Eier legen. Hennen wiederum, die besonders große Eier hervorbringen, legen häufiger einen Ruhetag ein und werden es in der Eierzahl nicht sehr hoch bringen. Alles Gute ist nicht beisammen! Haben wir aber einmal eine Henne, die sehr große und dabei auch noch sehr viele Eier legt, so wird sich dieses Wundertier zumeist frühzeitig zu Tode legen. Eine Henne, die große aber weniger Eier legt und eine solche, die viele aber sehr kleine Eier hervorbringt, können das gleiche an Eimasse erzeugt haben.

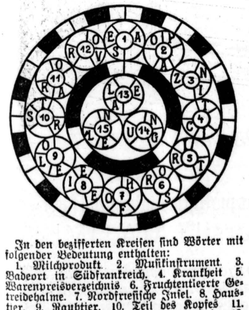
Wir müssen darauf sehen, mengenmäßig viele Eier zu erzeugen. Das Erzielen vieler Eier steht also im Vordergrund und so ist das Streben nach einem besonders großen, schweren Ei — das fast immer einer Erzielung vieler Eier entgegensteht — unwirtschaftlich. Deshalb ist es ratsam, auf ein der Rasse entsprechendes normales Eigewicht zu achten und starke Abweichungen nach oben oder unten zu vermeiden. Aus besonders großen, schweren Eiern schlüpfen — insbesondere bei der Kunstbrut — die Küken oft schlecht, während aus sehr kleinen Eiern auch nur sehr kleine, lebensschwache Küken schlüpfen. Wir müssen daher in bezug auf die Eigröße den goldenen Mittelweg. Für die meisten und verbreitetsten wirtschaftlichen Rassen dürfte das normale Durchschnittsgewicht um 60 g liegen.

W. Krebs

Basler Leckerli

625 Gr. Mehl, 250 Gr. Zucker, 65 Gr. gewürfeltes Orangeat, 15 Gr. Zimt, 90 Gr. Mandeln, 45 Gr. gestoßene Nelken 65 Gr. Zitronat werden gut vermengt, 375 Gr. erhitzter Honig darübergegeben und alles tüchtig verrührt. Wenn der Teig abgekühlt ist, gibt man 12 Gr. in einem kleinen Glas Kirschwasser oder Arrak aufgelöste Pottasche dazu und knetet alles gut durch. Der Teig bleibt über Nacht stehen, wird dann dünn ausgerollt, Figuren ausgestochen und bei Mittelhitze gebacken.

Kreisrätsel



In den bezifferten Kreisen sind Wörter mit folgender Bedeutung enthalten:

1. Milchprodukt. 2. Musikinstrument. 3. Badeort in Südfrankreich. 4. Krankheit. 5. Warenpreisverzeichnis 6. Fruchtentierte Getreidehalme. 7. Nordfriesische Insel. 8. Haustier. 9. Raubtier. 10. Teil des Kopfes 11. Gerichtsbeamter. 12. Englische Hafenstadt 13. Himalaja-Staat. 14. Farbe. 15. Hülsenfrucht.

Die gefundenen zwei Buchstaben jedes Kreises sind der Reihenfolge nach in die betreffenden Ringfelder einzutragen. Sie ergeben, hintereinander gelesen, einen Sinnspruch.

Inhaltsreich.

Jedem der folgenden Wörter sind drei zusammenstehende Buchstaben zu entnehmen, welche, im Zusammenhang gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Ostfriesland — Schuljahr — Ungewitter — Ragtime — Meister — Widerhall — Lobgesang — Wonnemonat — Tannenberg.

Denkpartaufgabe.

Bevor Herr B. das Büro verließ, diktierte er Fräulein Z., der Stenotypistin, folgenden Brief:

„Auf Ihr Schreiben vom . . . erwidere ich Ihnen, daß die bestellten Blechdosen vorgestern an Ihre Adresse abgesandt wurden, so daß dieselben heute bereits in Ihrem Besitz sein dürften. Die etwas verspätete Absendung hatte ihre Ursache in einem Maschinenschaden, der mich zwang, meinen Betrieb für ein paar Tage stillzulegen . . ."

Beim Einspannen des Bogens bemerkte Fräulein Z., daß die Type „f" der Schreibmaschine ausgehakt war. Da ihr das Einsetzen nicht gelang, änderte sie den BriefText etwas ab und schrieb doch den Brief, damit ihn Herr B. nach seiner Rückkehr unterschreiben konnte. — Trotz Umgehung des Buchstabens „f" blieb der Sinn erhalten, auch wurde der eigentliche Text nicht länger. — Was ungefähr schrieb nun Fräulein Z.?

Aus zwei mach' eins.

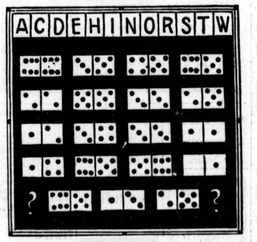
Ahr — All — Berg — Bier — Bock — Busch — Christ — Dorn — Eck — Eis — Ernst — Fluß — Frau — Furt — Hand — Heim — Ill — Jim — Kuß — Macht — Nerz — Not — Ort — Veis — Pflicht — Punkt — Ruhr — Schluß — Sinn — Spruch — Stand — Stein — Thal — Treff — Trug — Wehr.

Je zwei der vorstehenden Hauptwörter sind zu einem Doppelwort zu vereinen, die in ihren Anfangsbuchstaben eine gern geübte Beschäftigung nennen.

Literarisches Versteckrätsel.

Falls einer kommt und sagen kann,
Ich hab's es allen Leuten recht getan,
So bitt' ich diesen lieben Herrn,
Er woll' mich diese Kunst auch lehr'n.
Werden die fettgedruckten Buchstaben in vorstehenden Vierzeiler richtig miteinander verbunden, so nennen sie uns dessen Verfasser.

Dominoaufgabe.



Schnrade.

Das eine wird ohne Feuer gar,
Die andern werden durch Feuer heiß;
Das Ganze liegt auf dem Rücken zwar;
Doch ist es auf der Reis'.

Kürzungsrätsel.

In den Wörtern:
Korduan — Renate — Barock — Kawasse — Kasino — Marter — Remonte — Beleg — Mimose — Laiette — Karrete — Onkel

streiche man je zwei nebeneinanderstehende Buchstaben.

Es erscheinen dann neue Wörter, und zwar wiederum Hauptwörter, wogegen die ersten Buchstaben dieser Buchstabenpaare, verbunden, uns einen treuen Freund im kalten Winter nennen.

Sprichworträtsel.

1. Es geht, wie im Kramladen.
2. Das Glück darf man nicht warten lassen.
3. Wer will, der kann.
4. Ein jeder macht's, wie er's versteht.
5. Besser mein als dein.
6. Er ist aller Welt Freund.
7. Was sein soll, das schickt sich wohl.

Einem jeden der vorstehenden Sprichwörter entnehme man ein Wort. Zu einem Satz verbunden, ergeben diese Wörter wiederum ein Sprichwort.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Boje, Naie, Eich, Bett. — Senkrecht: Rolle, Hecht, Farbe, Iller. — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Silbenrätsel: Erinnerung. 2. Semester. 3. Fisch. 4. Spachtel. 5. Tarantella. 6. Kormoran. 7. Ebelweiß. 8. Immermann. 9. Nandu. 10. Eisenzeit. 11. Trithe. 12. Urach. 13. Greifenhart. 14. Einspruch. 15. Norne. 16. Diarium. 17. Erwerb. 18. Dundee. 19. Elend. 20. Limonade. 21. Großmut. 22. Erinnye. 23. Beleg. 24. Ohrdruf. 25. Rohrpost. 26. Enterich. 27. Korwegen. — Es ist keine Tugend edel geboren werden, sondern sich edel machen.

Problem: „Uebersicht" (über S—ü—cht).

Das neue Herz: Hafer, Marie, Stahl, Henne, Mäzen, Hagen, Birne, Feier, Felge, Pelle, Puppe, Waage, Marta, Bozen, Miete, Herde. — Franz Grillparzer.

Geographisches Problem: Der Anfang befindet sich im oberen Teil. Die einzelnen Teile ergeben folgende Namen: 1. Weichsel. 2. Lech. 3. Rom. 4. Plauen. 5. Ober. 6. Wurm. 7. Etsch. — Weiche nicht vom Pfade der Pflicht.

Zitatenrätsel: „Wer stets will, was er kann, der fängt nichts vergeblich an!"

Ortsveränderung: Don. An: Donau.

Zweisilbige Scharade: Stentor.

Erfindungen

Anton rast mit dem Auto an einen Telegraphenmast.

Anton schimpft: „Statt der Telegraphie ohne Draht hätten sie lieber die Telegraphie ohne Mast erfinden sollen!"

(Lustige Blätter)

*

Tante Ida leidet an Reißen und bedient sich zur Linderung dieses Uebels eines Katzenfells. Ihre kleine Nichte Annemarie ist bei ihr zu Besuch. Sie sieht das Katzenfell und erkundigt sich nach ihrem Zweck.

„Das gebrauche ich gegen meine Schmerzen, liebes Kind", sagt Tante Ida recht freundlich.

„Ach", meint Annemarie, „wir haben zu Hause auch so'n Katzenfell, aber unsere Katze braucht's doch selber!"

Köbes und Pitter

Köbes und Pitter machen eine Wochenendfahrt nach Helgoland. Bei der Ankunft des Dampfers an der Insel steigt ein Taucher aus dem Wasser. Da klopft Pitter dem Köbes auf die Schulter und sagt: „Köbes, dat mösste mer gewoßt han, dann wäre mer och ze Foß gegange."

*

Der zerstreute Professor fragt den Schaffner, ob dieser Wagen zum Dönhoffplatz fährt.

„Nein, dieser nicht, der nächste!"

„Danke", sagt der Professor — und steigt in den Anhänger ein.

*

„Du weißt, wer dein Auto gestohlen hat und zeigst ihn nicht an?"

„Ich warte, bis alle Reparaturen ausgeführt sind und das Auto neu lackiert ist."

Maßgebend

Professor B. fragte seine Studenten, fünfzehn an der Zahl, ihnen einen Patienten vorführend, ob das ein Fall sei, der zur Operation reif sei.

Die fünfzehn Studenten verneinten.

Professor B. lächelte.

„Sie irren sich alle miteinander. Ich werde sofort zur Operation schreiten."

Da stand der Patient auf, nahm seinen Hut und seinen Stock und sagte:

„Sie werden nicht, Herr Professor! Fünfzehn zu eins ist eine schöne Mehrheit. Guten Morgen!" Damit verschwand er.

*

Eine Taxe rollt zum Hauptbahnhof. Hält. Der Fahrgast steigt aus: „Na, was bin ich alles schuldig?"

Lächelt der Chauffeur: „Ja, wer kann das wissen. Ich für meinen Teil, ich bekomme nur 1,90 Mark von Ihnen."

„Laß los, Liebling, er hat die Erdnuß zuerst gesehen!" (Ev. Weekly)

„Es wäre doch eigentlich ganz ulkig, alle seine Verwandten einmal alle zusammen um sich zu haben."

„Nichts ist einfacher als das; kaufe dir ein Wochenendhäuschen!"

*

Stoll trifft Groll nach langer Zeit in der überfüllten Straßenbahn wieder. Stoll erzählt: „Seit drei Jahren stehe ich jetzt auf eigenen Füßen . . ."

Da sagt Groll: „Heute ausnahmsweise auf meinen!"

(Allgemeiner Wegweiser)

*

„Na, mein Junge, du bist wohl der Aelteste in eurer Familie?"

„Nee, mein Vater is noch ville älter!"

„Hören Sie, Ober, Sie haben sich bei der Rechnung geirrt, es macht dreizehn Mark und nicht vierzehn!"

„Entschuldigen Sie, ich dachte bloß, Sie wären vielleicht abergläubisch!"

*

Der Lehrer deklamiert aus Schillers Glocke: Wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang! Fritz ist dauernd unaufmerksam.

Lehrer: „Fritz, was habe ich gesagt?"

Fritz weiß von nichts. Fritz bekommt Prügel.

Lehrer: „Nun, weißt du's jetzt?"

Fritz: „Ja. Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten!"

*

„Sind Ihnen Leute, die hinter Ihrem Rücken reden, auch so unangenehm?"

„Ja! Hauptsächlich die im Theater!"

Verständlich

Tochter: „Ich möchte nur wissen, was du gegen Willi hast. Er ist doch so nett. Und dazu hat er dir zuliebe gestern sogar Klavier gespielt."

Mutter: „Das ist es ja gerade. Als ich kam, spielte er den Trauermarsch, als ich ging, die Jubel-Ouvertüre." (Jugend)

*

„Wie gefällt dir der neue Lehrer, Trudchen?"

„Ich glaube, der ist sehr fromm!"

„Wieso?"

„Immer, wenn ich geantwortet habe, sagt er: ‚Mein Gott, mein Gott!'"

Der ideale Mann

„Ich möchte gern einen Mann haben, der auch im Winter im Freien badet!"

„Nanu, warum denn?"

„Ich glaube, ein solcher Mann muß sehr abgehärtet sein. Er würde sicher nicht, wie meiner, jeden Mittag entrüstet schreien: ‚Was, schon wieder kaltes Essen auf dem Tisch!'"

Gemütsmenschen

Tünnes und Schäng sehen stundenlang zu, wie eine große Spiegelscheibe in ein Schaufenster eingesetzt wird. Endlich sagt Schäng: „Kumm, Tünnes, laß mer gonn, se losse se nit falle!" (Woche)

*

Pauline ging zum Kränzchen.

Pauline erzählt ein lustiges Erleben: „Stellt euch vor, gestern schüttete ich versehentlich Seifenflocken statt Haferflocken in die Suppe. Wir merkten es erst bei Tisch."

„Was tat dein Mann?"

Pauline lächelte: „Er schäumte." (Weite Welt)

*

An einem See sitzt ein Sportangler und angelt. Seit langer Zeit sieht ihm ein Mann zu, der endlich neugierig fragt: „Sagen Sie, was denken Sie eigentlich, wenn kein Fisch anbeißt?"

„Hm, hm", brummt der Angler.

„Und was denken Sie, wenn ein Fisch anbeißt?" fragt der neugierige Herr weiter.

„Aha!" ist die kurze Antwort des Anglers.

*

Er beklagte sich bei einer Pensionsinhaberin über das Essen, das seiner Meinung nach nicht reichlich genug war.

„Ach", wehrte sie ab, „ich vermute, daß Sie gar nicht wissen, was eigentlich Hunger ist!"

„Nein", grollte er, „aber bei Ihnen lerne ich es allmählich!" (Münchener Illustrierte Presse)

*

Karl hat die Angewohnheit, Selbstgespräche zu führen.

„Warum tuft du das eigentlich?" fragte ihn Erwin.

Karl: „Weil ich es liebe, mich mit einem geistvollen Menschen zu unterhalten und so selten einen finde!" (Weite Welt)

„Dieses Bild wurde an meinem 20. Geburtstag gemacht! Finden Sie, daß ich mich sehr verändert habe?"

„Ja, — — hm — — Sie tragen die Haare jetzt anders!" (Lektyr)

„Ich will eine Komponistenbüste für mein Klavier kaufen. Soll ich Beethoven oder Bach nehmen?"

„Kaufen Sie Beethoven, der war taub!" Hannesen (M)

*

„Vater, dann hat uns der Lehrer erzählt, daß es in Afrika Volksstämme gibt, wo der Mann seine Frau erst nach der Hochzeit kennenlernt."

„Nicht nur in Afrika, mein Sohn!"

*

Der Schneider kam um sein Geld. Das Dienstmädchen ließ ihn sofort herein.

„Ist der Herr heute zu Hause?" fragte der Schneider verwundert.

„Gewiß."

„Da habe ich heute Glück! Sonst, wenn ich mit der Rechnung kam, war er stets nicht da."

Das Mädchen Minna lächelte: „Ja. Aber gestern hat man mir gekündigt."

*

„Aber, Männe, wo kommst du denn her?"

„Von einem Wiegenfest."

„Deshalb schwankst du auch so!"

*

„Was ist eigentlich platonische Liebe?"

„Liebe, bei der die Sinne keine Rolle spielen."

„Also eine sinnlose Liebe!"

Aus einer Anzeige

„Der Beschuldigte schlug so auf den Ochsen ein, daß es der Unterzeichnete nicht mehr aushalten konnte." (Lustige Blätter)

*

Chef: „Haben Sie sich denn gar nicht gewehrt, als der Räuber Ihnen die Geldtasche entriß?"

Kassenbote: „I, wo werde ich? Man weiß doch, wie solche Brüder sind. Fragen einem ein halbes Dutzend Kugeln in den Leib und dann lassen sie einen stehen."

*

Aber Edgar, du wirst doch wissen, was ein Spiegel ist. Wenn du dich gewaschen hast und du willst sehen, ob dein Gesicht sauber ist, wohin guckst du da?"

„Ins Handtuch, Herr Lehrer."

Nur nicht hungern,
das könnte Ihnen schaden. Essen Sie sich ruhig satt — aber bleiben Sie schlank, elastisch und gesund durch den so beliebten, wohlschmeckenden
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee,
auch als Dria-Tabletten-Dria-Dragees

Kein anderes Werbemittel hat die gleichen Erfolge wie die Leitungsanzeige. Behalt Anzeigen und nicht anderes!

Haben Sie schon gehört
daß Pilo jetzt auch hier wieder erhältlich ist? Sie kennen doch Pilo, die bewährte und hochmoderne Creme, das Pflegemittel für jeden Schuh und jedes Leder! Pilo-Schuh-Pflege ist ausgezeichnet, aber doch nicht teurer. Die Dose Reichweite kostet nur 20 Pf., farblos 25 Pf. Kaufen Sie wieder Pilo. Sie werden, wie schon so viele andre, sagen:
„Wo wir gute, milde Pilo"
Pilo

Warum kaufen Sie besser die große Dose Seifix?
Sie sparen dadurch 20 Pfg. Das lohnt sich doch, nicht wahr?

Seifix ist wirklich ihr Preis-am vorteilhaftesten die große Dose!
Und eine Güte, ausgezeichnet erbonnert einfach glänzend

1937 er Rheinwein
20 Ltr. 19 Mk. Nachn.
Weinhuth 5
Wallertheim b Bingen.

Laubsägerei
Bis. Verlang. Preisvorsp. Liste gratis!
Hofmann & Schmitt
Lindenhardt (Pfalz.) 11

Recht deutliche Schrift
erbitten wir bei Anzeigen-Manuskripten

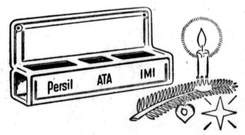
Weihnachtswunsch!
2 junge, bld., gr., kath. Mädchen mit aufrichtig. Wesen möchten 2 junge, 24—28 Jahr., kath. Herren in sicherer Lebensstell. kennenlernen, die mit uns durch Wind und Wetter gehen, zu spätrer **Heirat**
Ernstgem. Zuschr., Bild zurück, zu richt. u. Nr. 1188/10 an „Der 7. Tag" Paderborn

Berufstät. Mann, 29 Jahr., kath., vom Lande, m. 5 Morg. Land u. Haus sucht kath. Mädchen v. Lande, bis zum gleich. Alt., zwecks baldiger **Heirat**
kennen zu lernen. Zuschrift. mit Bild unt. Nr. 1192/5 an „Der 7. Tag", Pbd.

Nur in der Wiederholung
der Anzeige liegt der Erfolg. - Das sollten Sie beim Werben beachten

Billige aber gute Uhren
m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 3 Herrenarmbanduhr m. gepreßt. 36 stündig. Ankerwerk, vernickelt, M. 1.90
Nr. 4. Versilbert. Ovalkapsel, 2 verpolst. Rinder, M. 2.30 Nr. 5. Bunter Wecker, flache Form, M. 3.40 Nr. 6. Stoppuhr, stockel-Uhr, 3 Deck., verpolstert, M. 4.90 besseres Werk M. 7.60. Nr. 8. Armbanduhr, vernickelt, m. Lederarmband, M. 2.60. Nr. 85. Damen-Uhr, für Damen, kleine Form, mit Ripsband, M. 4.—. Nr. 99. Damen-Golddoublé, 5 Jahre Garantie, für Damen, mit Ripsband, M. 5.90
Nr. 640. Tischuhr, für Herren, viereckige Form, M. 6.90
Nr. 642. Tischuhr, moderne Form, 8-Tage-Werk, Eiche pol., M. 8.—
Nr. 1461. Geschnitzte Kuckucksuhr, 8 Tage, ständlich Kuckuck rufend, M. 2.60
Weckeruhr, ganze gehend, M. 1.60.
Nickelbetts-, 25. Doppelkette, verpolst. M. —.70. Kassel M. —.25.
Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, einzel. Monogramm M. 1.10
Nr. 614. Siegelring, 8eckige Platte, M. 1.30. Nr. 2603. Siegelring, moderne Form, M. 1.40. Trauring, Double, M. —.90
Double-Ring mit Similistein M.—.80. — Alle Ringe. Papierstreif. einzeln. Vers. geg. Nachn. Jahresumsatz 20 000 Uhren. 20 000 Kunden
Katalog mit ca. 600 Bildern gratis!
Fritz Heinecke
Braunschweig 209

„DER 7. TAG"
Auflage z. Zt. über 40 000
HEIRATS-WUNSCHE
finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntagszeitung **„Der 7. Tag"** Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.



Das Weihnachtsgeschenk für Mutter
Das praktische Küchengerät für
Persil + ATA + IMI
In jedem besseren Haushaltgeschäft bekommt man dieses hübsche Weihnachtsgeschenk für nur M. 1,70

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 3. Vj. 38: 34 350. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 51 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 18. Dezember 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Jeder hat nun sein Geheimnis . . .

In diesen letzten Tagen vor Weihnachten findet man sich plötzlich mit seinen lieben Mitmenschen nicht mehr so ganz zurecht. Jeder geht heimlich eigene Wege, hat „dringende Besorgungen" zu machen, hütet mit Argusaugen bestimmte Ecken des Hauses, verbirgt offensichtlich etwas vor seinen Hausgenossen . . . Aber da sind wir dann nicht traurig, schöpfen keinen Verdacht als höchstens einen sehr fröhlichen und den sprechen wir natürlich nicht aus, um nicht selbst erkannt zu werden. Es ist das ja in jedem Jahr dasselbe. Und es macht erst richtigen Spaß, wenn man den anderen, der angeblich „dringend zum Zahnarzt mußte", dabei erwischt, wie er mit einem geheimnisvollen Etwas unter dem Mantel oder in der Aktentasche ein Geschäft verläßt, in dem es allerlei praktische oder angenehme Dinge zu kaufen gibt . . .

Ein Glück für den Heimlichtuer: er kann ohne Aufsehen in dem Gewühl untertauchen, das jetzt vor allen Fensterläden in den Geschäftsstraßen herrscht. Denn nicht nur die Städter selbst sind unterwegs, auch vom Lande sind sie in die Stadt gekommen, und ob Städter, ob Dörfler: alle haben das gleiche Anliegen, die gleichen Sorgen und die gleichen Gedanken: Geschenke machen, wie fang' ich's nur an . . .?

*

Nichts ist leichter als das. Nichts ist schwerer als das. Ein Widerspruch? Mit nichten! Wenn man jetzt ein stillvergnügtes Gesicht sieht, denkt man: der oder die hat für sie oder ihn das Richtige gefunden, was die große Ueberraschung darstellt und ohne Zweifel den „Nagel auf den Kopf trifft". Sieht man aber unruhig suchende Augen vor den hell erleuchteten Fronten der Geschäfte, dann ist es klar: hier weiß einer sich nicht zu helfen. Er möchte so gerne eine besondere Liebe, eine besondere Freundschaft bezeugen, aber er weiß nicht wie. Ihm fällt unter den tausend Dingen nichts ein, wovon er überzeugt ist, daß es sicher Freude bereiten wird, und immer wenn ihm wie ein Blitz eine Erleuchtung kommt, stellen sich unzweifelhaft auch die dazugehörigen Bedenken ein. Wird denn auch wohl . . .?

Ja, die Sache ist nicht so einfach. Oder wenigstens in jedem Falle nicht so einfach. Denn das Problem des Geschenkes (daß es ein Problem ist, wird doch niemand bestreiten?) hat nicht nur eine sachliche, sondern auch eine persönliche Seite. Das heißt, es gibt Leute, die haben dafür Talent, und es gibt solche, die haben das Talent nicht. Das äußert sich praktisch darin, daß einige, von denen bekannt ist, daß sie sich im Geschenkemachen besonders auskennen, vor dem Weihnachtsfest zu regelrechten „Beratungszentralen" entwickelt. Freunde, die sich wochenlang nicht haben sehen lassen, kommen plötzlich und fragen behutsam und ein wenig verschämt nach: Du, was meinst du, was ich meiner Frau schenken könnte, oder meiner Braut, oder meinem Jungen, der jetzt Soldat ist? Und diese „Geschenktalente" fühlen ihre große Stunde gekommen. Innerlich wachsen sie über ihre Alltagserscheinung hinaus, sie thronen wie ein Maharadscha auf einem unsichtbaren Thron und teilen nur immer ihre guten Ratschläge lächelnd und scheinbar ohne Mühe aus. Sie geben sie fort, wie etwas, von dem man unendlich viel besitzt und das einem selbst wertlos ist. Und der andere geht tiefbeglückt heim. Man sieht es dem schon erwähnten stillvergnügten Gesicht an, das alle tragen, die gewiß sind, eine rechte Freude bereiten zu können.

*

Man liest es immer in der Zeitung und man hört es ja wohl auch so, daß die Auswahl unter tausend Dingen so groß ist, daß jeder schon das Richtige finden wird. Aber da ist eben der Haken: Wo liegt denn dieses „Richtige" unter den Möglichkeiten zwischen den warmen Wintersocken und dem Staubsauger? Es existiert, es ist da und verbirgt sich dennoch so geheimnisvoll, daß man es suchen muß wie eine Stecknadel, daß man viele Zeit darüber vergrübeln muß, bis daß man (immer noch mit einem Rest von Unsicherheit) den entscheidenden Schritt wagt und eines von den hundert Dingen zum Geschenk wählt. Aber sehen Sie, das alles müßten wir viel mehr bedenken, wenn wir ein Geschenk in Empfang nehmen: oft sieht es so harmlos, so einfach aus und wir vermögen garnicht zu ahnen, wieviel Kopfzerbrechen, wieviel Sorge dahinterstecken. Denn mit so nüchternem Herzen schenken doch wohl nur wenige, daß sie sich einfach sagen: Halt, ich muß da noch schnell ein Geschenk „besorgen", also nehme ich das erste Beste und Billigste. Da würde ja dann das Geschenk sein tiefstes Wesen verlieren, es würde zur einfachen Ware herabsinken und das Schenken wäre ein einfacher Kaufakt. Da brauchte man dann nicht sorgenvoll und vergnügt drum zu sein. Aber das ist es ja eben. In dieser Sorge, in diesen Zweifeln um das „Richtige" steckt eine fröhliche Leidenschaft, auf die man unter gar keinen Umständen verzichten möchte. Das Besondere und Einmalige muß gefunden werden und koste es die Stunden der Nachtruhe. Denn auf die großen Augen, die der Empfänger macht, kommt es an, auf die Ueberraschung, auf die Freude. Sie sind der einzige Lohn, der uns für die vielen Mühen, Sorgen und Wege zu teil wird. Sie sind der Maßstab unseres Aufwandes an Nerven und Barmittel, die plötzlich in diesen Tagen auch ihren eigenen Kurs bekommen: Denn wenn sich das geheimnisvolle „Richtige" für ein paar Groschen erstehen läßt, kann man es durch die größte Kostbarkeit für vieles Geld nicht ersetzen. Es ist nicht entscheidend, daß das Geschenk „nach etwas aussieht", daß es „was gekostet" hat, sondern daß dieses Stunden fröhliche Mühe, gedankenvolle Unruhe, liebevolle Güte darin sichtbar wird. Wer das begriffen hat, wird am Heiligabend sorglos und glücklich unter dem Weihnachtsbaum sein und gespannt auf die „großen Augen" warten, die der andere macht, nachdem mit soviel Geheimnistuerei, mit Schweigen und Verstecken die letzten Tage glücklich überstanden sind . . . Lk.

In der Bahnhofshalle herrscht Betrieb und Gedränge. – Zu Weihnachten möchte jeder bei seinen Lieben daheim sein

Holzschnitt von Rudolf Peschke (Bavaria-Verlag)

UNBERÜHRT

Von Fritz Müller, Pastenkirchen

Es war die alte Geschichte: Der Wertvollste muß sterben.

Bruno Stroll war wirklich der wertvollste von uns Freunden. Wo wir am Rande waren mit unserem Latein, fing er zu funkeln an. Zu funkeln und zu brennen. Wie oft haben wir uns gewärmt an seinem Feuer und die nehmenden Hände darüber gehalten. Auch in jenem Winter noch, als er sterben mußte. Denn er sprühte bis zuletzt von Leben. Wir haben keinen wiedergesehen, der dem Leben so gut war wie der Bruno Stroll. Dem Leben in jeder Form, auch in der schmerzhaftesten. Bis zu dem Tage, da ihm der Medizinmann unter uns Freunden offen sagte:

„Stroll, lieber Stroll, du hast mir leider das Versprechen abgenommen, dir schonungslos die platte Wahrheit zu sagen. Es ist so weit . . ."

„Unheilbar, nicht?" hatte Stroll darauf erwidert.

Und unser Medizinmann gab sich einen Ruck und sagte interessiert:

„Was hast du doch für einen feinen Kopf dort an der Wand, mein lieber Stroll. Darf ich ihn herunternehmen?"

Und dann hatten sie beide den Kopf studiert:

„Ein Prediger des Lebens", sagte der junge Doktor.

„Aber nicht des Lebens um jeden Preis", gab Stroll zur Antwort.

„Wer weiß, wer weiß. Der hat es selbst um den Preis der geistigen Umnachtung noch gelebt."

„Em", sagte Stroll und hing das Bildnis schwingend wieder an die Wand.

Ein paar Tage darauf lag er im Hospital. Die Schmerzen kamen und gingen wie die Wolken am Himmel. Die dunkelste Wolke hat noch einen Rand von Silber. Und das kleine freie Himmelsstück, um das die Wolken drängen, ist von einem schöneren Blau, als der ganze unbedeckte Himmel jemals war. Freund Stroll blieb von einer tiefen Lebensfreude erfüllt in den schmerzfreien Stunden. Die wurden freilich immer schmaler.

Einmal aber zogen sich noch die Wolken über das letzte Blaustück seines Himmels. Ich sah an seinem Bettrand.

„Willst du mir noch etwas Liebe tun?" fragte er, als ich mich erhob, um fortzugehen.

„Natürlich, Stroll. Was ist es denn?"

„Avantati", sagte er einfach. Und es verzog ihm den Mund vor Schmerzen dabei. Ich erschrak und bot an zu einer Predigt. Man kennt sie ja, die Predigt. Aber er sah es und sagte:

„Keine langen Reden, gelt? Ich habe nicht mehr so arg viel Zeit, sie anzuhören, weißt du. Nur „ja" oder „nein", nicht wahr!"

„Nein", sagte ich tiefaufatmend und ging.

Ich wurde eine Woche lang nicht mehr froh darauf. Dann traf ich unsern Doktorfreund. Er war auch bei Stroll gewesen.

„Hat er dich auch darum gebeten?" fragte ich ihn zwischen zwei gleichmütigen Gähen.

„Um was?" sagte er. Aber er war zusammengefahren.

„Du hast's ihm also doch gegeben."

„Konnte ich anders?" fuhr er auf. „Da lag er in dem Einzelzimmer, das sie für Sterbende hergerichtet halten im Hospital. Und er wußte das. Er spürte, daß sie seinen Sterbetag, seine Sterbestunde jetzt berechnen konnten. Ganz genau. All das sah er durch seine Schmerzen durch, die nicht mehr wichen. Und auf seiner Stirn lag noch ein letzter matter Schimmer seiner alten Lebensfreude, während der Körper von unten der lemsam starb. Stück für Stück. „Kannst du deinen Freund so leiden lassen?" fragte er. „Mach ein Ende", fuhr er fort, „oder besser, gib mir die Waffe in die Hand, es selbst zu tun". Natürlich sagte ich: „Ich darf es nicht. Sieh, wenn ich so dalage, so wie du jetzt, und ich bäte dich darum, was würdest du mir sagen?" — „Na, würde ich sagen; denn du bist mein Freund", gab er zur Antwort. Und da — und da — da gab ich es ihm."

„Das Gift?"

„Na, das Gift. Er hat es in die hohle Stange gelegt, die am Rande seiner Bettstatt ausläuft und von der er den abstellbaren Metallknopf abgedreht hat, weißt du. Da liegt es jetzt drin —"

„Noch?"

„Ich weiß es nicht. Es war vor einer Woche."

„Hast du daran gedacht, daß du dich selbst dabei aufs Spiel setzest?"

„Es ist gutes Wetter heute. Wie ist's mit einem Spaziergang vor die Stadt hinaus?" gab er zur Antwort. „Willst du ihn besuchen?"

„Na", sagte ich und war ein wenig beschämt dem Freunde gegenüber.

Diesen Besuch werde ich nie vergessen. Wie ich da an seinem Bett saß, und er durch seine Schmerzen durch ein heiteres Gesicht erzwang, froh und leicht schien trotz der Qualen, wie meine Augen immer und immer wieder an der hohlen Stange hingen blieben, in deren Höhlung die weißen Stücke lagen, wie er plötzlich einen starken Schmerzanfall zu überwinden hatte und die hohle Stange umklammerte, worauf er wieder wunderbar beruhigt schien, wie er am Ende leise, fast zärtlich über diese Stange strich und mir ein fröhliches Ade bot — all das werde ich nie vergessen.

Und dann weiß ich noch wie wir — seine Freunde — jeden Tag die Sterbelpalte in der Zeitung mit einem leichten Zittern überflogen. Er stand nicht darin. Ein Sonntag nach dem andern kam ins Land. Die Aerzte im Spital schüttelten die Köpfe — er lebte jetzt schon zweimal so lange, als sie vorausgesehen hatten. Der Zerfall des Körpers schien aufgehalten durch eine magische Kraft.

Der ganze Herbst ging vorüber. Der Winter fing schon an, sich weiß auszubreiten über dem Land — da war es am Sonntag vor Weihnachten, daß unser Doktorfreund mit einem Telegramm in der Hand in meine Wohnung kam. Stroll war entkorben.

„Na, das Gift, Er hat es in die hohle Stange gelegt, die am Rande seiner Bettstatt ausläuft und von der er den abstellbaren Metallknopf abgedreht hat, weißt du. Da liegt es jetzt drin —"

„Noch?"

„Ich weiß es nicht. Es war vor einer Woche."

„Hast du daran gedacht, daß du dich selbst dabei aufs Spiel setzest?"

„Es ist gutes Wetter heute. Wie ist's mit einem Spaziergang vor die Stadt hinaus?" gab er zur Antwort. „Willst du ihn besuchen?"

„Na", sagte ich und war ein wenig beschämt dem Freunde gegenüber.

Diesen Besuch werde ich nie vergessen. Wie ich da an seinem Bett saß, und er durch seine Schmerzen durch ein heiteres Gesicht erzwang, froh und leicht schien trotz der Qualen, wie meine Augen immer und immer wieder an der hohlen Stange hängen blieben, in deren Höhlung die weißen Stücke lagen, wie er plötzlich

Blondes Herz an rotem Faden

Von E. C. Christophé

Während ich in einem Kaffeehaus saß, trank ich mit der Rechten mein Glas Wasser, und mit der Linken las ich die Inserate in den Zeitungen.

Plötzlich bleibt mir das Wasser fosufagen vor dem Magen stehen. Vor mir funkelte diese Zeitungsanzeige:

Blondes Herz an rotem Faden. Mädchen, Frohnatur, großes Geschäft, sucht Ehepartner ohne Geldinteressen. Angebote unter „Liebesknochen eins — zwei — drei—" an diese Zeitung.

Für eine Sekunde tanzten mir rötliche Sternspucher meinen flimmernden Augen. „Liebesknochen eins — zwei — drei, blondes Herz an rotem Faden! Wenn das nichts für mich war, dann gab es überhaupt nichts, das mich reizen konnte!

Hastig setzte ich mich hin und schrieb. Nach fünf Tagen schon saßen wir in einer kleinen Konditorei und lächelten uns an.

Es war wirklich ein entzückendes, blondes Kind ohne Geld, Verzeihung, ohne Geldinteressen. Aber was war das für ein Trick mit dem inserierten roten Faden? Weshalb sprach sie nicht selbst davon?

Ich wollte ihr entgegenkommen. Wollte ihr helfen gewissermaßen, den letzten Schleier von dem roten Faden ihrer Mädchenseele zu ziehen. Deshalb flüsterte ich ihr leise ins rosige Ohr:

„Denke Dir, mein Engelchen, denke Dir, ich bin ein seltsamer Mensch, ich habe einen Spleen. Ich muß den Mädchen, die ich liebe, stets einen roten Faden um die linke Wade binden. Ist das nicht komisch, wie?"

„Allerdings", entgegnete sie und rückte etwas davon, wahrscheinlich ist das der Trick eines kompletten Idioten!"

„Verzeih", erwidere ich leicht gekränkt, „aber wo hast Du denn sonst Deinen roten Faden?"

„Ich", stottert sie und glüht wie ein Brikett im Badeofen ohne Zug, „ich, was soll ich denn mit einem roten Faden . . ."

„Hier", sage ich und ziehe das Inserat heraus, „hast Du nur so, oder ist es bei mir bereits der Kalf?"

Sie nimmt mir die Zeitung aus der Hand, liest und stößt einen kleinen, spitzen Schrei aus, der irgendwo am Kronleuchter zerschellt.

„Oh", ächzt sie, „ha, Sie Teufel, auf dieses Inserat haben sie sich gemeldet, auf diesen sozusagen widerlichen Druckfehler baut sich meine anständige Bekanntschaft mit Ihnen? Hebe Dich hinweg, Satan!"

Was blieb mir übrig, ich hob mich hinweg! Aber ich hob mich direkt zur Zeitungsredaktion hinweg. „Herr", schnob ich den Mann an, der die Redaktion dieser Anzeigen sozusagen als Lebensaufgabe betrachtete, „wo denken Sie hin? Was fällt Ihnen ein? Glauben Sie, ich spende diese meinen Kaffee an nichtoriginelle Mädchen gratis und franko?"

„Entschuldigen Sie", sagte der Mann, „aber Sie sind bei dem jungen Mädchen in eine falsche Spalte geraten."

„Sie", fauchte ich, „Sie selbst sind in eine falsche Spalte geraten! Haben Sie das genau verstanden?"

„Allerdings", meint er bekümmert, „das Inserat der jungen Dame hieß nämlich so:

Blonde Dame, Mädchen, Frohnatur, sucht Ehepartner ohne Geldinteressen. Angebote unter 123 an die Zeitung."

„Ha", ächzte ich, „und das ist alles? Wo bleibt der rote Faden und der Liebesknochen?"

„Der gehörte in das nächste Inserat", erklärte der Herr. „Das nächste Inserat hieß nämlich:

Schokoladenherz an rotem Faden, großes Geschäft für Wiederverkäufer, Liebesknochen und Bonbons bei Lieschen Müller, Amorstraße 8.

„Auch mir tut es leid", stöhnte der Mann, aber in dem Augenblick, in dem er mir bedauernd die Hand schütteln wollte, kam eine junge Frau um die Ecke gebogen, eine junge Frau, der man schon von weitem ansah, daß sie als Rakete auftreten konnte. Sie fischte den Mann an, was ihm einfiele! Sie sei Fräulein Müller, Lieschen, Konfitürenmüller aus der Amorstraße gewissermaßen!

„Nun und", fragte der Herr und zog die Augenbrauen entsetzt hoch, „ist Ihnen denn auch etwas passiert . . .?"

„Mir", fragte die Entzückende, „mir noch nicht, aber Ihnen wird sogleich etwas passieren!" Damit riß sie ein Inserat aus der Tasche, folgendes Inserat mit diesem Text:

Schokoladenmädchen, Frohnatur für Wiederverkäufer, liefert alles. Lieschen Müller, Amorstraße 8.

In dieser Sekunde brach der Mann, der für die Inserate verantwortlich zeichnete, wie eine Nippessache in die gipfernen Knie.

Ich aber hatte Lieschen unter. „Kommen Sie", säuselte ich, „ich bin sozusagen in der gleichen Angelegenheit hier. Gründen wir eine Interessengemeinschaft."

„Eine Interessengemeinschaft . . .? Wieso?" fragte sie erstaunt und betrachtete mich vom Kopf bis zu den feschbesohlten Stiefeln.

„Ich laufe von Ihnen ein Pfund saure Bonbons, zahle bar, und Sie werden dafür die Meine", sagte ich.

Sie wurde es. **Man sieht: Inserieren bringt Gewinn!**

Jo.-Jo.

Das Dutzend von Krusemanns

VON GEORG BÜSING

Zwölf Stück waren es ja. 7 Jungens und 5 Mädels. Die Aelteste 16 Jahre alt, der Jüngste 3 Jahre. Karl, Werner, Horst, Maria, Christa, Almuth und alle die andern. Die Namen kann ich nicht alle behalten. Aber ich sehe die ganze Meute vor mir, die blonden, braunen und schwarzen Köpfe und Köpfchen. Und die vielen Augenpaare, die ernsten und lachenden, die verwunderten und schalkhaften. Es gab gewiß keinen in der Straße, der das Dutzend des Bauarbeiters Krusemann nicht kannte.

War das ein Tisch, den unsere Mutter Krusemann zu versorgen hatte. Ahnt ihr etwas davon? Zwölf Kinder mit hungrigem Magen, morgens, mittags, abends — das ist nicht so einfach! Gebetet wurde vorher wohl nicht, nein. Aber wenn da bei Krusemanns Mahlzeit gehalten wurde, so war das feierlicher als im Gottesdienst. Es war still. Die Kleinsten hielten den Milchbecher in den Fäustchen und an die 400 Zähne mahlten. Mutter Krusemann, groß und ernst, hielt den Brotlaib an die Brust gepreßt und schnitt Scheibe um Scheibe. Manch einer würde schon diese Arbeit riesenhaft gefunden haben. So ist das im Leben.

Eine Stoge tiefer wohnten dann Krügers. Da waren auch sieben Kinder. In dieser Gegend gab es eigentlich bloß kinderreiche Familien. Man mußte sich bald schämen, daß man noch keine Nachkommen hatte.

Bei Krügers war in letzter Zeit nicht alles in Ordnung. Der Ernährer hatte auf der Werft einen Unfall gehabt, nun hieß es erst mal zu Hause im Bett bleiben. Dumm, das dies Pech gerade zu Weihnachten kommen mußte. Man hatte sich in diesem Jahre für Weihnachten allerhand ausgedacht für die Kinder — früher war man arbeitslos gewesen — nun konnte wieder nichts daraus werden. Krüger wälzte sich stöhnend im Bett und war sehr niedergeschlagen.

Weihnachten kam, der Heiligste Abend. Ueberall wurde es hinter den Fenstern strahlend hell. Bei Krügers brannte auch ein Lichterbaum, aber darunter war es ziemlich leer gewesen. Die sieben Kinder waren still, aber in ihren Augen stand eine stumme Frage.

Da ging die Tür auf und das Dutzend von Krusemanns marschierte herein. Karl, Horst, Maria, Christa, Almuth und alle die andern. Ein jeder trat an den Tisch und sagte etwas unter den Weihnachtsbaum. Kleinigkeiten war, ganz winzige Dinge — Bimbchen, eine Puschelfine, einen Ball, ein paar Nüsse — zuletzt kam der dreijährige Horst. Er hatte einen Kasten Zinnsoldaten vom Weihnachtsmann bekommen, zwei davon trug er in dem krampfhaft verschlossenen Händchen. Er trat an den Tisch heran, er zögerte lange, indem er die Zinnsoldaten immer wieder betrachtete. Aber dann legte er sie mit raschem Entschluß zu den andern Sachen — man konnte es seinem Gesichtchen ansehen, wie unendlich schwer ihm dies Opfer wurde.

Gerade begannen von den Türmen der Stadt die Glöckchen zu läuten.

Dies nebenbei

Nein, wie die Ziegen neugierig sind! Das mußte der Mann erleben, der in Vielbaum in der Altmark seine Ziege über die Straße führte, unglücklicherweise aber vor einer geschlossenen Bahnschranke warten mußte. Der Mann traf einen Bekannten und war bald mit ihm in ein Gespräch vertieft. Dieweilen mußte die Ziege natürlich untersuchen, worin das tiefste Wesen einer Bahnschranke besteht. So etwas war ihr nämlich während ihres kleinen Stalldaseins noch nicht vorgekommen. Sie schob also neugierig den Kopf zwischen die einzelnen Stäbe der Bahnschranke. Inzwischen war aber der Zug vorbei, und die Bahnschranke ging hoch — mitsamt der Ziege, die nur noch einen kümmerlich meckernden Laut von sich gab und dann erstickte. Als die Bahnschranke heruntergelassen wurde, kam jede Hilfe zu spät. Fürwahr, ein seltsamer Ziegentod . . .

*

Der amerikanische Humor ist von ganz besonderer Art. Ein interessantes Beispiel dafür gibt eine Zeitung des Staates Tennessee in einer ihrer jüngsten Wochenendausgaben. Sie wollte sich löblicherweise an dem Kampf gegen den Verkehrstod durch Alkoholgenuß beteiligen und machte das auf folgende originelle Weise: Sie brachte auf der Titelseite den folgenden schwarzumrandeten Aufruf, der so recht bezeichnend für amerikanischen Zeitungshumor ist: „Der Redaktionsstab würde ungemein dankbar sein, wenn sich alle Bürger, die sich vorher noch ein Quantum Feuerwasser (Ausdruck für Alkohol. D. Schrftl.) einverleiben, ehe sie sich ans Lenkrad ihres Autos setzen, um zur Großmutter oder zum Fußballspiel zu fahren, zuerst einmal bei unserem Verlag einfinden und ihre eigenen Nachrufe hinterlegen würden. Eine solche Rücksichtnahme würde es uns nachher ersparen, am Abend des Sonntags in allen Hospitälern und bei Leichenbestattern herumzujagen, um festzustellen, wer Sie eigentlich waren, ehe Sie es versuchten, gleich zwei Kurven zu nehmen, wo bloß eine vorhanden war." Die Schriftleitung versichert, daß sie mit diesem Aufruf einen Bombenerfolg erzielt habe.

*

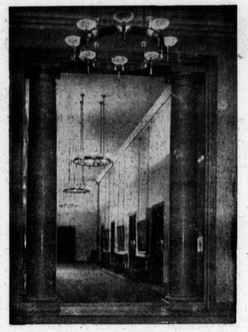
Auch in Geschäftsdingen haben die Leute jenseits des Großen Teiches ihre eigenen Anschauungen. Was meinen Sie, wen man drüben für den tüchtigsten Geschäftsmann hält? Es ist James Moran aus New York; dieser junge Kaufmann hat es nämlich fertiggebracht, einem Eskimo einen Eisschrank zu verkaufen. Ueber diese „Meisterleistung" berichtet der junge Kaufmann in der Zeitung der New Yorker Handlungsreisenden. Dort steht zu lesen, daß der nördlichste Eisschrank der Welt auf der St.-Michaels-Insel steht. Sein Besitzer ist ein Eskimojäger namens Charlie Pastolik, der die Ueberzeugung gewonnen hat, daß ein Eisschrank auch im höchsten Norden zur Unterbringung von Fleisch, Tierfellen und Walfischspeck seine Vorteile hat. Der Eskimo bezahlte für den Eisschrank laut Quittung 150 Silberdollars, sowie Felle und Elfenbein im Werte von weiteren 100 Dollars. Ein Geschäft, mit dem James Moran abzüglich der hohen Transportkosten immer noch zufrieden sein kann.

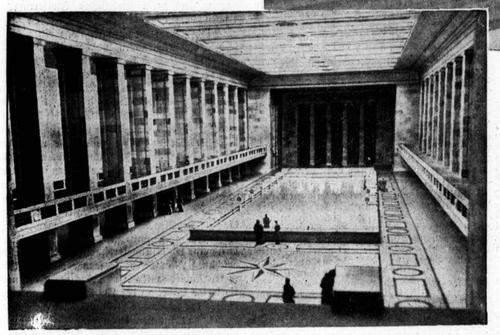
*

Womit soll sich eine Dichterin gegen Einbrecher wehren? Eine dänische bekannte Dichterin, die bereits ein hohes Alter erreicht hat, verhielt sich gegen einen Einbrecher auf folgende harmlose, aber wie man sehen wird, äußerst umsichtige Weise. Man muß zunächst wissen, daß man in Dänemark eine Gruppe von Einbrechern als „Nachmittagsdiebe" bezeichnet. Sie pflegen in die Villen der Wohlhabenden zur Nachmittagszeit einzudringen, wenn der Mann in sein Geschäft, die Frau zum Tee und das Mädchen zum Einkaufen ausgegangen sind. In der Villa der Dichterin war nachmittags ein Bettler erschienen, den das Mädchen an der Tür abfertigte. Der Bettler hielt sich aber weiter im Park auf und beobachtete, wie das Mädchen kurz darauf mit der Einkaufstasche am Arm ausging. Der Bettler-Dieb hielt nun seinen Augenblick für gekommen, er öffnete mit Nachschlüsseln die Türen und war erstaunt, daß er im Wohnzimmer die bejahrte Dichterin auf der Chaise'ongue liegen sah. Jedoch erkannte er sogleich, daß die Frau völlig wehrlos war und besaß dann die Frechheit, sich wegen der „Störung" höflichst zu entschuldigen, ging dann aber zum Schreibtisch, entnahm der Schublade eine größere Summe Geldes, entschuldigte sich nochmals, wünschte gute Ruhe und verschwand. Was hatte die Dichterin in der Zeit getan? Sie erkannte, daß eine Gegenwehr völlig zwecklos gewesen wäre, da sie keine Waffe zur Hand hatte. Also beschränkte sie sich darauf, den Einbrecher genau zu beobachten. Sie vermochte hinterher der Polizei eine so genaue Beschreibung zu geben, daß der Verbrecher trotz der Maske, die er trug, noch am selben Tage gefaßt werden konnte. Man sieht, auch eine glänzende Beobachtungsgabe ist eine Waffe und nicht einmal die schlechteste.

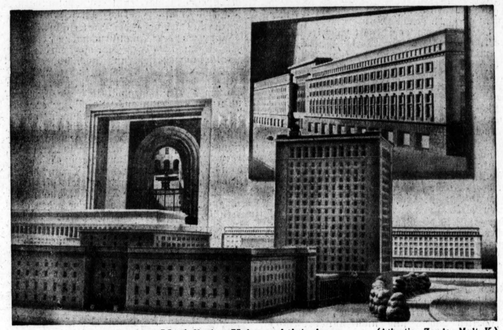
Jo.-Jo.

Zur Zweiten Architektur- und Kunstgewerbe-Ausstellung in München





Die riesige Abfertigungshalle des Flughafens Berlin-Tempelhof (Weltbild, Zander-Mult.-K.)

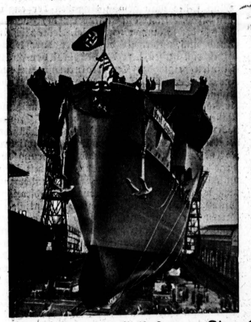


Modell des Kriegsministeriums (Atlantic, Zander-Mult.-K.)

Bild oben links: **Der Führer in der Architekturausstellung**

Der Führer besichtigte die Zweite Große Deutsche Architektur-Ausstellung, die in München im Hause der Deutschen Kunst eröffnet wurde. In seiner Begleitung befanden sich (von links): Prof. Ludwig Ruff, Prof. Heinr. Hoffmann, Reichsleiter Bormann. Von rechts: Prof. Albert Speer, der Direktor des Hauses der Deutschen Kunst, Herr Kolb, und Dr. Endres vom Haus der Deutschen Kunst. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Bild oben rechts: **Eine der Eingangshallen vo m Neubau der Reichskanzlei** die nahezu vollendet ist. Architekt: Prof. Albert Speer, der Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt.



„Graf Zeppelin" lief vom Stapel

Der erste deutsche Flugzeugträger „Graf Zeppelin", kurz vor seinem Stapellauf, der in Anwesenheit des Führers und Generalfeldmarschalls Göring in Kiel stattfand. (Presse-Hoffm., Zander-Mult.-K.)

Die feierliche Unterzeichnung der deutsch-französischen Erklärung

Links: Zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich wurde durch Reichsaußenminister von Ribbentrop (links) und dem französischen Außenminister Bonnet (rechts) im Quai d' Orsay die deutsch-französische Friedenserklärung feierlich unterzeichnet. (Presse-Hoffmann, Zander-Mult.-K.) — Rechts: **Reichsaußenminister von Ribbentrop und Ministerpräsident Daladier bei der Abendtafel in der deutschen Botschaft.** (Scherl Bilderdienst, Zander-Mult.-K.)

Dr. Neumann führte die Memeldeutschen zu einem überwältigenden Bekenntnis ihres Deutschtums

In einer mitreißenden Kundgebung im größten Saal von Memel sprach der Führer der Memeldeutschen vor Tausenden mit Worten unbeugsamer und klarer Entschlossenheit. Die Landtagswahl hat schon durch die hohe Beteiligung bewiesen, daß das Memeldeutschtum eine geschlossene Front bildet. (Zander-M.)

Demonstrationen gegen Italien auf Korsika

In Ajaccio kommt es ständig zu neuen wüsten Ausschreitungen gegen Italien. Auch in Bastia auf Korsika haben jüdisch-marxistische Elemente erneut vor dem italienischen Konsulat randaliert und zahlreiche Fensterscheiben eingeworfen. Die Gendarmerie und Polizei haben die Kundgeber zerstreut und um das Konsulat einen verstärkten Ordnungsdienst aufgezogen. (Assoc. Preß, Zander-Mult.-K.)

Die Ermüdung der Stoffe

Erstaunliches von der Feinmechanik der Körper

Von Dr. Raoul Francé

Auf keinem Gebiete der Naturkenntnis haben sich die Begriffe in den letzten Jahren so geändert wie auf dem der Stofflunde. Ein Physiker, der sich nur einige Jahre mit dem Gegenstand nicht mehr beschäftigt hat, findet sich fast gar nicht mehr zurecht in den neuen Begriffen, die da ununterbrochen auftauchen. Ein Gespräch über das, was man heute Materie nennt, könnte man mit unseren Vätern nicht mehr führen. Sie wüßten gar nicht, was wir eigentlich meinen, wenn wir von der Kristallstruktur der Metalle oder der Ermüdung der Stoffe sprechen. Dabei sind das alles keineswegs theoretische Feinheiten rein wissenschaftlicher Vorstellungen, sondern Alltagsbegriffe des praktischen Lebens, soweit es sich mit Werkstoffen in Technik und Industrie befaßt. In geradezu wunderbarer Weise hat die Praxis sich die neuesten wissenschaftlichen Errungenschaften zu eigen gemacht. In einem Gespräch, das ich mit einem englischen Techniker hierüber führte, sagte er ein Wort, dessen Wahrheit mich bis ins Tiefste durchdrang. „Ihr Deutschen", meinte er, „seid darin einzig auf der Welt, daß Eure Industrie, Euer Militär, Eure Lebenspraxis sofort jeden wissenschaftlichen Fortschritt anzuwenden versteht. In Deutschland ist das ganze Leben nach dem letzten Wort der wissenschaftlichen Erkenntnis geordnet."

Das ist wirklich so. Auf keinem Gebiet aber hat sich das in letzter Zeit so nutzbringend gezeigt wie auf dem wichtigsten, auf dem unsere ganze technische Leistung beruht, nämlich auf dem der Materialprüfung der Werkstoffe. Auf diesem Gebiet ist Deutschland führend in der ganzen Welt.

Der Stoff ist die Grundlage der ganzen technischen Arbeit. Je besser wir ihn kennen, desto erfolgreicher wird unsere Industrie arbeiten. Das Letzte auf diesem Gebiete ist heute der Einblick, den man in die Ermüdung der Stoffe gewonnen hat.

Jeder Stoff, den man technisch in Anspruch nimmt, also Träger, die man belastet, Achsen, die sich drehen, Federn, die eine Spannung auszuhalten haben, sind nicht nur der Abnutzung unterworfen, sondern ändern allmählich durch die Inanspruchnahme auch ihre Struktur. Eine Feder bleibt nicht unbeschränkt elastisch, ein Betonblock, auf dem ungeheure Gewichte ruhen, ist nicht für alle Zeiten von gleicher Belastbarkeit, eine Stahlachse erträgt es wohl, achtmillionenmal beansprucht zu werden, aber unter Umständen nicht zwölfmillionenmal. Wenn sie dann bricht, sagt man: Das war eine Ermüdungserscheinung. Vor allem an den Bruchercheinungen konnte man sie studieren, und als erstes stellte sich dabei heraus, daß es überhaupt keinen Stoff und kein Werkmaterial gibt, die nicht der Ermüdung unterworfen sind. Alle inneren Zusammenhänge verändern sich, wenn sie funktionieren. Die nächste Einsicht war, daß der Stoff unter dem Einfluß äußerer Wirkungen Formänderungen erleidet. Wenn sich diese Renderung nach dem Aufhören der Außenwirkung wieder ausgleicht, dann sagt man, dieser Stoff ist elastisch. Und es hat sich herausgestellt, daß die Elastizität weit mehr in der Welt der Materie verbreitet ist, als man gemeinhin glaubt.

Es gibt nun auch den Fall, daß die Elastizität nach einer gewissen Zeit verschwindet. Beton bleibt jahrelang elastisch, dann aber wird er endgültig starr. Und wenn später dieselbe Beanspruchung eintritt, der ein solcher Stoff früher gewachsen war, entstehen Spannungen, die bis zum Zusammenbruch führen können.

Es ist nun Aufgabe der Materialprüfung, diese Grenzen der Inanspruchnahme festzustellen. Man hat dazu die merkwürdigsten Apparaturen geschaffen und auch bemerkenswerte Ergebnisse erzielt. Es hat sich z. B. herausgestellt, daß gewisse Stahle die bei einer Spannung sohnmillionenmal in Anspruch genommen werden, dann auch zweimilliardenmal die gleiche Leistung hergeben können, ohne zu brechen. Andere technisch wichtige Metalle halten noch mehr aus. So sind gewisse Aluminiumlegierungen darin geradezu unbegrenzt, dagegen zeigen Magnesiumlegierungen sehr bald ihre Ermüdungsgrenze. Wenn diese Grenze überschritten wird, erfolgt oft ein Dauerfließen des Stoffes. Das heißt, auch nach Beendigung seiner Inanspruchnahme gehen die inneren Gestaltveränderungen weiter.

Die Ermüdungswissenschaft, die vor allem eine deutsche Wissenschaft ist und besonders auf Bauschinger zurückgeht, hat natürlich ihre besondere Aufmerksamkeit der Frage zugewendet, wie denn die gefürchteten Brüche (man denke an Achsenbrüche!) innerlich zustandekommen, und mit dem Mikroskop und der Röntgenröhre tief in die Geheimnisse der Stoffwelt hineingesehen. Man kennt heute schon die Mechanik des Bruches und weiß, daß es sich dabei um Verschiebungen der Atome und Vergrringen der Kristallstruktur handelt. Jedes Metall, jeder Werkstoff — mit Ausnahme von Gummi — ist aus Kristallen aufgebaut, die ein bestimmtes Raumgitter bilden, das heißt: eine gesetzmäßige Anordnung haben. Erfolgt nun durch dauernde technische Inanspruchnahme eine Verschiebung dieser Anordnung, dann tritt die Ermüdung ein.

Die Raumgitter gleiten dann aneinander vorbei, verrücken sich, die Atome ordnen sich anders an, unregelmäßig, bis Lücken zwischen ihnen entstehen und an ihnen entlang Bruchlinien verlaufen. Das konnte man auf dem Röntgenschirm unmittelbar sehen. Die Kristalle, die bei Metallen ohnedies unregelmäßig angeordnet sind, zerbrechen, zerfallen in kleinere Kristalle, der ganze geordnete Feinbau löst sich auf, und besonders von jenen Stellen, wo ohnedies von vornherein Blasen, Unvollkommenheiten in der Struktur waren, geht der dann unvermeidliche Bruch aus.

Die erste Ermüdungserscheinung die ein Werkstoff zeigt, sind diese Kristall- und Atomverschiebungen. Er wird noch lange Dienst tun, aber innerlich ist er schon „müde" und krank. Ganz besonders wird dieser innere Zerfall beeinstigt durch die Korrosion, die man in einer ihrer Erscheinungen gemeinhin Rosten nennt. Chemisch und elektrochemisch ändert sich dadurch jeder Stoff, er wird innerlich umgebaut, und sofort nähert er sich seiner Ermüdungsgrenze ganz wesentlich.

Scheint für Schritt ist man so gleichsam in die feinste Anatomie unserer Maschinen eingedrungen und hat an Hand dieser Kontrollen die Güte der Werkstoffe um viele Grade verbessert. Nichts steht dem im Wege, sie zu geradezu idealer Vollkommenheit zu steigern. Auch sind nun die Möglichkeiten gegeben, durch pflegliche Behandlung die Lebensdauer aller Maschinen, Brücken, Bauten, überhaupt aller technischer Gebilde zu verlängern, und so ist diese neue „Ermüdungswissenschaft" gleichsam der getreue Eckehard unserer gesamten technischen Arbeit geworden.

Die Technik hilft den Fischern

Glühbirnen fangen Aale

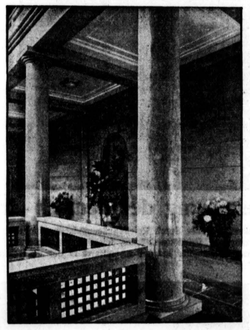
Lichtsperre unter der Elbe und Weser

Der Aal, jener schlangenartige Fisch, der als besondere Delikatesse auf unserm Mittagstisch gilt, hat der Menschheit schon seit altersher schweres Kopfzerbrechen gemacht. Er ist nun mal ein Sonderling unter seinen Artgenossen. der seine eigenen Wege geht und dessen geheimnisvolles Leben auch heute noch nicht ganz erforscht ist. Man frage sich lange Zeit vergeblich, warum diese Fische, wenn sie nach mehrjährigem Aufenthalt im Süßwasser sich fett gefressen haben, plötzlich stromabwärts zum Meere wandern, um hier ihre Reise durch die Gründe des Atlantischen Ozeans fortzusetzen. Erst durch die eingehenden Untersuchungen des dänischen Forschers Johann Schmidt wurde dieses Rätsel, das mit ihrer Fortpflanzungsgeschichte zusammenhängt, gelöst. Die Aale suchen nämlich die Laichplätze in der sogenannten Sargassosee östlich von Mittelamerika auf, wo sie in 6000 Meter Tiefe ihrem Brutgeschäft nachgehen. Die weidenblattförmigen Larven folgen dann einem gleichen geheimnisvollen Trieb wie ihre Eltern und schwimmen, immer dem Golfstrom folgend, wieder den europäischen Küsten zu, von wo sie flußaufwärts, oft bis in Gegenden von 1000 Meter Höhe, ja sogar nicht selten übers Trockene, wandern.

Nun, die Fischer des Rheins, der Weser, Elbe und Oder, den Hauptzugsgebieten der ausgereiften Aale, überlassen die Beantwortung der Frage, warum gerade das Sargassomeer als Wochenbett dieser Fische ausersehen ist, den Wissenschaftlern. Sie selbst haben nämlich ganz andere Sorgen. Die Aale sind „Dunkelmänner", das heißt, sie scheuen das Licht und suchen auf ihrem Zug zum Meere immer die tiefsten Stellen der Flüsse auf. Besonders bevorzugt werden von ihnen die von der Strömung gegrabenen Rinnen und von den Strudeln erbohrten Löcher auf dem Grunde der Gewässer. Durch die Flußregulierungen, die auf den schiffbaren Strömen überall erfolgten und erfolgen, sind diese Vertiefungen aber ausgeebnet worden, und die Aale nehmen nun auf ihrer Ausreise die ganze Breite des Flußbettes ein. Das kommt aber den Fischern sehr ungelegen, die nun nicht mehr wissen, wo sie ihre Reusen und Fangnetze aufstellen sollen.

Ein Jünger Petris aus Landsbergen bei Nienburg an der Weser überlegte lange, wie ihm die Aale auch ohne „hohle Gasse" in die Falle gehen könnten, und da kam er auf die Idee, sie mit — Licht zu fangen. So zog man kurzentschlossen über den Grund der Weser und Elbe dicke Stromkabel mit zahlreich aufgeschraubten Glühbirnen von starker Leuchtkraft, die so eine Lichtsperre über das Bett der beiden Flüsse verhängten. Alles andere, nur keine Helligkeit, sagten sich die erschreckten Aale und versuchten, ob sie nicht doch noch einen dunklen Durchlaß finden könnten. Den hat man ihnen auch wohlweislich gelassen, doch wird er zu ihrem Verderben, denn hier lauern die spitztütenartig zulaufenden Aalkamen, aus denen es kein Entkommen mehr gibt. Die Elektrotechnik hat also den bedrängten Fischern aus ihrer Notlage geholfen, und die Aalfischer von der Weser und Elbe können wieder lachen.

Die Versuche, die dieser Tage mit Unterstützung der Fischereiorganisationen unternommen wurden, brachten ein so gutes Ergebnis, daß die für die Aale so verhängnisvolle Unterwasser-Illumination auch in anderen Flüssen, die zum Meere strömen, unternommen werden soll. Von einer neuen Erfindung kann man hier allerdings nicht sprechen, da die Italiener es schon seit langem verstehen, mit in die Tiefe gehaltenen elektrischen Lampen die Aale aus ihren Schlupfwinkeln aufzustöbern, während schon im Jahre 1911 die dänische Regierung mit Hilfe einer Lichtsperre den Zug der Aale von der Ostsee nach der Nordsee aufzuhalten versucht hat. Welches Ergebnis dabei erzielt wurde, ist leider nicht bekannt geworden.

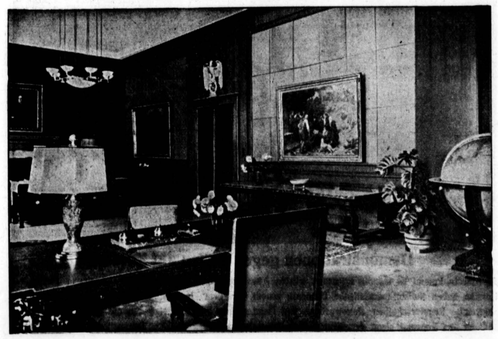


Der Baustil des Dritten Reiches

Zwei Bilder aus dem von dem verewigten Prof. Paul Ludwig Troost geschaffenen Führerbau in München, der als eines der ersten großen repräsentativen Bauwerke des Nationalsozialismus als Vorbild des Baustils des Dritten Reiches gelten darf.

Aus dem Lichthof des Führerbaues →
Die Pfeiler sind aus Jurakalkstein gestaltet.
(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Das Arbeitszimmer des Führers
Der historische Schauplatz der Unterzeichnung des Münchener Abkommens.
(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)



Kabel und Träger — völlig feuerfest!

Asbestisolierungen, die 571 Grad Hitze trotzen . . .

Für Kabel bei unterirdischen und submarinen Anlagen nahm man früher Kupferdrähte. die mit Guttapercha isoliert und durch Bleimäntel geschützt waren. Dennoch kam es oft zu erheblichen Kabelbrüchen. Es mußten besondere Kabelschiffe eingesetzt werden. denen die Ueberwachung und Ausbesserung der einzelnen Kabelverbindungen oblag. Was nun insbesondere die unterirdischen Kabel betrifft, so wiesen sie bisher den Nachteil einer zu geringen Feuerfestigkeit auf. Es kam also darauf an, eine wirksamere, das heißt feuerfischere Isolierung zu finden.

Auf der Kraftererzeugungsanlage eines britischen Unternehmens in Durham wurden kürzlich absolut feuerfeste Kabel und Träger einer Gruppe von Fachleuten vorgeführt. Man hatte zu diesem Zweck eine Ziegelsteinkammer mit Wänden von 860 Millimeter Dicke errichtet. und zwar über einer Metallschale. die durch ein 30-Millimeter-Rohr geleitet wurde. Oaser über die eine Hälfte der Kammer legte man oben zwei ungeschützte 150 × 75-Millimeter-Balken aus gewalztem Stahl. Sie hatten eine Last von 2500 Kilo loser Ziegelsteine zu tragen. Dann legte man über die andere Hälfte der Kammer zwei ähnlich große Balken. Sie hatten die gleiche Ziegelstein-Last zu tragen, waren jedoch im Gegensatz zu den ersten Trägern durch eine 25 Millimeter starke Asbestisolierung geschützt. Man befestigte ferner ein 50 Millimeter starkes, mit Blei bedecktes aber nicht isoliertes Kabel an der Wand entlang an einer Seite der Kammer, sodann ein ebensolches Kabel, das indessen durch eine 75 Millimeter dicke Asbestsülle geschützt war. Außerdem wurde ein 50 Millimeter starkes Rohr von einer mit Sand gefüllten 25 Millimeter dicken Asbestrinne umgeben, ein ähnliches Rohr, an den Seiten von einer 50 Millimeter starken Ziegelsteinwand geschützt, bedeckte man oben mit einer 25 Millimeter starken Asbestplatte. Ein drittes 60-Millimeter-Rohr schützte man durch eine 25 Millimeter dicke gerifselte Asbestsülle.

Nun füllte man gemäß Angaben der englischen Fachzeitschrift „Engineer" die Bodenschüssel der Kammer mit Oel, setzte sie in Brand und unterhielt das Feuer durch Oelzufluß von außen her. Nach Ablauf von zwölf Minuten zeigte der Temperaturmesser bereits eine Hitze von 571 Grad Celsius an. Die ungeschützten Träger brachen zusammen, ebenso die Kabel. Das Feuer erlosch dann allmählich. Während die ungeschützten Kabel und Träger nach brannten, erwies sich, daß die geschützten bei diesem Versuch völlig unverletzt geblieben waren. Die hierbei verwandte Isolierung bestand aus Stücken von geformtem Asbest. Sie umschlossen die Träger und Kabel rundherum und wurden durch Bolzen oder Bandstreifen zusammengehalten. Die meist 80 Zentimeter langen Formstücke hatte man durch einen hitzebeständigen Spezialkitt miteinander verbunden und mit einer widerstandsfähigen Tünche überstrichen. Zur Konstruktionsverstärkung wählte man Chromnickelbindedrähte, die in die Außenflächen der Formstücke eingelassen wurden.

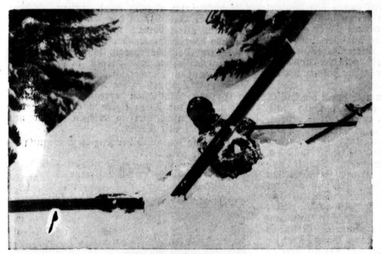
Wunderstoff Aluminium

Alex Büttner und Fred Fees: Metall aus Lehm. Der hundertjährige Kampf um den Wunderstoff Aluminium. (Bücherreihe „Weltgeschehen"). Gebunden 2.— RM. (Wilhelm Goldmann-Verlag in Leipzig). — Dieses Werk ist eine Gemeinschaftsarbeit von Alex Büttner und Fred Fees. Büttner lebt als technischer Schriftsteller in Karlsruhe und hat außer zahlreichen einschlägigen Zeitungsaufsätzen schon wiederholt technische Fragen in volkstümlicher Form behandelt. Angesichts der überragenden Bedeutung der deutschen Rohstoffversorgung im Rahmen des Vierjahresplanes erscheint diese Schrift gerade für ein breites Leserpublikum von erhöhtem Interesse, zumal die Leichtmetalle von Jahr zu Jahr eine stärkere Verwendung finden und uns auf Schritt und Tritt begegnen. Man könnte fast von dem Beginn des „Zeitalters der Leichtmetalle" sprechen.

Das Buch ist in der Bücherreihe „Weltgeschehen" erschienen, die eine starke Beachtung findet und viel zu Schulungszwecken benutzt wird.

Der Siegeszug des Schneeschuhs

Die Geisha als „Skihaserl" — Im Burnus auf der Sprungschanze



Was gehört hier wo zu?
Ein Sturz, an dem „alles dran ist", gehört mit zu den aufregenden Momenten des Wintersports.

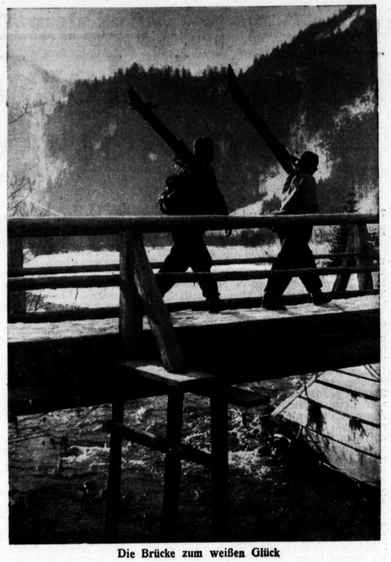
Wer in diesen Tagen, da sich das Herz mit Sehnsucht nach überschneiten Hügeln und Bergen füllt, seine Bretter, die hier den Winter bedeuten, aus der Ecke holt, die Bindung nachsieht und die Wachsrollen zückt, denkt sicher nicht daran, daß er einem Sport huldigt, der sich in einem unvergleichlichen Siegeszug die Welt erobert hat. So überraschend es auch erscheinen mag: es gibt heute keinen Erdteil mehr, über dessen Landschaften nicht die langen, schlanken Bretter sausen, sei es, daß sie über weite, verlorene Ebenen hinwegeilen oder in kühnen Schwüngen auf gliternden Bergesrücken zu Tal sitzen. Ja, der ganze Erdball ist heute schon von Skispuren durchfurcht, selbst in jenen Gegenden, wo es uns unserer europäischen Vorstellung nach als Widersinn dünkt, weil wir dort nur eine ewig gleißende Sonne vermuten.

In der Aprilnummer einer illustrierten Wochenzeitschrift erschien vor fünf Jahren ein Bild, das einen Araber in wallendem weißen Burnus auf Schneeschuhen zeigte, der sich eben anschickte, die Bindung festzumachen. Dieser Scherz ist nach einem halben Jahrzehnt schon Wirklichkeit geworden, denn im vorigen Jahr konnte man oftmals die braunen Söhne der Wüste auf den Auslaufen des Atlasmassivs sich auf den Skiern tummeln sehen. Ein in diesem Gebiet ansässiger Norweger brachte nach dem Weltkrieg von einer Urlaubsreise in die Heimat das erste Paar Schneeschuhe nach dem schwarzen Erdteil. Bald war er nicht mehr der einzige, der sich unter afrikanischem Himmel diesem Sport hingab, einige seiner Landsleute folgten, und schließlich fanden dann auch die Eingeborenen an diesen seltsamen langen „hölzernen Pferden" Geschmack. So begegneten sich hier Jahrhunderte, der uralte, weitsichtige Arabermantel sanft zu einem Sportgerät, das zwar ebenfalls auf lange Bergangenheit zurückblicken kann, als Mittel der Leibesübung aber doch ein typisches Kind unserer jüngsten Zeit ist. Der Appetit kommt beim Essen! Als sich die Araber die Grundfertigkeiten des Skilaufes angeeignet hatten, gingen ihre Ansprüche nach höheren Zielen, mit dem Ergebnis, daß sie sich schließlich da und dort auch schon kleinere Sprungschanzen nach europäischem Vorbild erbauten.

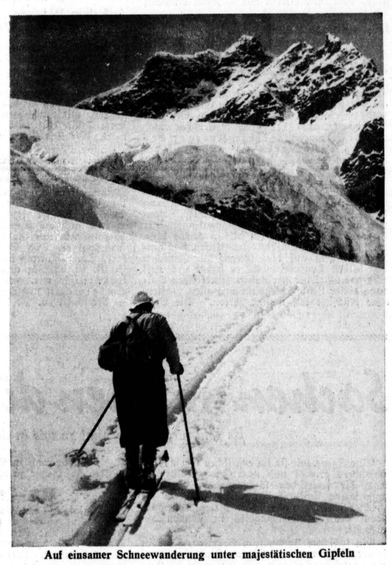
Skilauf im Land der tausend Märchen

Springen wir in Gedanken mit einem kühnen Telemark von Afrika nach Asien! Wir landen in Japan: Kirschblüten, Kimonos, Teehäuser, Tanzmädchen, Laternenfeste und zierende Weiden in monotonem Stakkato stehen in unserer Phantasie auf! Unter den Geishas aber, die wir tripplend dem Gast hauchdünne Teetassen reichen sehen, sind nicht wenige, die in ihrer Freizeit die Schneeschuhe schultern, zum Bahnhof eilen und nach Sapporo fahren, um sich hier, „im St. Moritz Japans", als künftige „Skihaserl" in Kälte, Schnee und Leidenschaft dem Schneeschuhlauf hin. In den letzten Jahren ist nämlich die Umgegend des über dreitausend Meter erhebenden Berges Nikilamara ein wahres Wintersportparadies geworden, das recht gut europäische Vergleiche aushält. Wenn also gewissermaßen die philosophischen Schriften Rabindranath Tagores neben den Hüftlingen in den Stiwesten stecken, was vermag besser den Triumphzug der Bretter, die zur Schneezeit die Welt bedeuten, zu veranschaulichen?!

Aber auch im Irak, in Afghanistan und in Persien weiß man schon einen Sprunglift von einem Langlaufski zu unterscheiden, wenn es hier auch vorerst vorwiegend die auf europäischen Hochschulen erzogenen Söhne des Landes sind, die für den Schneeschuh in ihrer Heimat Schrittmacherdienste leisten.



Die Brücke zum weißen Glück

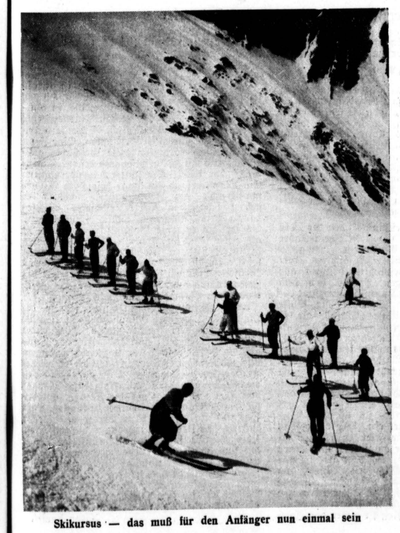


Auf einsamer Schneewanderung unter majestätischen Gipfeln

Auch die Nachtahren Winnetous

Sind wir mit dem Ski bis jetzt nach Afrika und Asien gefolgt, so müssen wir nun in das Mutterland der Wolkenkratzer reisen, um seinen Eroberungszug zu begleiten. Vor drei Jahren etwa ist der Schneeschuhlauf in Amerika als Mode „aufgekommen". Daß man ihn dort vielfach vom erhabenen Sport zur Sensation und artistischen Attraktion degradierte, ist uns nach allen Erfahrungen eher vorstellbar, als die Tatsache, daß er auch schon in die wenigen noch vorhandenen Indianer-Reservationen Eingang gefunden hat. Ein bald nicht mehr ungewohntes Bild: ein Nachfahre Winnetous betritt eines der vornehmen Sportgeschäfte in der 5. Avenue, um für seine Squaw, die ihn zu Hause in Nakota erwartet, als „Mitbringsel" ein Paar Hickorysti zu erstehen. In Südamerika tragen Bergbäuge der Cordilleren ebenfalls schon Skispuren. Mexikanische Cowboys haben erstmals vor acht Jahren die Rücken ihrer wilden Mustangs mit den zahmeren schlanken Hölzern vertauscht, und selbst das Feuerland hat sich den Sport, der aus der Heimat der Lappländer zu uns kam, untertan gemacht.

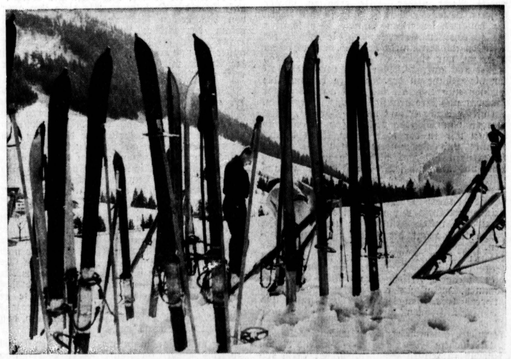
Wenn man bedenkt, daß der Sport, der bei uns die größten Zuschauermassen anzieht, das Fußballspiel, in vielen Breitengraden noch unbekannt ist, erkennt man erst die universelle Macht des Skilaufes. Denn abgesehen davon, daß ihm in Europa längst auch ein so abgerieseltes Land wie Albanien mit Leidenschaft huldigt, wird er heute auch auf dem fünften Erdteil, in Australien, gepflegt. In arktischen und anarktischen Gebieten, auf Inseln und Archipelen der Südsee, in Kanada und im Kapland, überall frönen weiße und gelbe und braunhäutige Menschen dem edlen Sport, der bei uns in Deutschland eine seiner begeistertsten Heimstätten hat.



Skikursus — das muß für den Anfänger nun einmal sein

Sonne zu ergehen. Die letzten Olympischen Winterspiele haben uns ja bewiesen, mit welcher Energie und mit welch überraschenden Erfolgen die Japaner in kurzer Zeit den Skilauf beherrschen gelernt haben. Die Japanerin wollte nicht zurückstehen, und deshalb kreisen heute in den Arbeitspausen die Gespräche der Verkäuferinnen in Tokio, der Tänzerinnen in Jokohama, und der Webarbeiterinnen in Osaka oftmals um Bindung, Wachs und Seehundsfelle.

Gandhi und Sport — das ist eine absurde Ideenverbindung. Und doch ist sie nicht so ganz paradox, denn viele seiner Anhänger, darunter auch der Mann, der als Gandhis Nachfolger genannt wird, geben sich mit



Im Bretterwald des Skigeländes (Fotos: Fenske.)

Aus dem Tagebuch eines Verschollenen

Endlich der Weg in die Heimat frei

Die tollkühne Flucht der „Emden"-Männer über den Indischen Ozean und durch Arabien

Von Fritz Winterling, Emden

7. Fortsetzung und Schluß

Fieberwahn und Kugelregen

Die Nacht vergeht; es ist ruhig geworden — nur die Kranken rufen im Fieberwahn nach Wasser. Langsam graut der zweite Tag. „Fröhliche Ostern!" ruft einer in den erwachenden Morgen. Wir lebten seit Monaten zeitlos, war heute wirklich Ostern? Keiner wußte es. Weit stehen dann Rufer die glotzenden, fiebernden Augen aus dem Kopfe. Armer Kerl, 20 Jahre und schon dem Tode verfallen. Später banden wir ihn fest, denn er tobte. Wie ein feuriger Ball steigt die Sonne auf. Sie, die wir ja liebten, begannen wir zu fürchten. Keinen Tropfen in der Flasche, keinen Bissen im Magen, ausgedörrt sind Hals und Gedärme, und schon wieder beginnt das wahnsinnige Feuer. Wie lange hielten wir diese Tortur noch aus? Eine bange Frage, die ungesprochen auf allen Lippen stand.

Den zweiten gefallenen Kameraden hatten wir in der Nacht begraben. Wir legten ein totes Kamel auf sein Grab, um ihn nicht von den Hyänen ausgraben zu lassen. Mit dem dritten Toten verfuhren wir genau so. Unser Häuflein wurde klein, bald haben wir Gewehre zu viel. Nun merkten wir erst richtig, daß wir nur 28 Gewehre hatten und nicht genug Hände, mehr Gewehre zu bedienen. Immer dichter, gedeckt durch das Wüstengras, schob sich der Gegner heran. Wie die Schlangen wanden sich die Kerle durch das Gras. Wurde der Druck zu stark, dann ackte ein M.-G. Davor hatten sie Angst! Auch wir, denn die dauernden Verluste und die paar vorhandenen Schuß machten uns Sorge. Waren die M.-G's. außer Aktion, dann waren wir einem elenden Tod preisgegeben. Glühend heiß waren die Gewehre, die Verschlüsse haben wir mit Lappen umwickelt, denn der Flugsand verursacht dauernd Ladehemmungen.

Gegen Mittag des zweiten Tages dachten wir daran, etwas zu essen. Liegend wurde mit den Händen ein Loch gegraben, der Kessel aufgesetzt und mit Gras und Holz Feuer angemacht. Gesprochen wird nichts, jedes Wort bedeutet Erhöhung des Durstgefühls; die Lippen wund und mit einer dicken Kruste überzogen, fiebrig stehen uns die Augen im Kopfe — über uns die Aasgeier, die sich raublüstern auf die Kadaver von Mensch und Tier stürzen, des Nachts die Hyänen und ringsum die Beduinen. Trotz aller Mühsal, wir waren noch da, wehrten wir uns verzweifelt; mit dem Steigen der Not wurde der Selbsterhaltungstrieb in uns stärker. Wir waren ja noch so jung, wollten nicht sterben; durch eine Kugel — ja — aber nicht auf solch schreckliche Art.

Sobald sich aber einer, kriechend, mit dem Topf heranfrißt, dem Kessel nähert, wurde er mit Salven eingedeckt. Aber immer kam der Essenholer mit dem Topf heil zurück, und jeder langte gierig hinein. Eine Handvoll Reis kam auf den Kopf. Wie Wiederkäuer hocken wir den Reis gekaut, wir wurden überhaupt nicht fertig! Traurig ist unsere Lage: das ewige Schreien der Fiebernden nach Wasser, das letzte Stück Hemd voll von Schmutz und Ungeziefer in Streifen gerissen, um die Verwundeten zu verbinden, dazu das Feuer der Beduinen, das uns nicht zur Ruhe kommen läßt. Um uns, durch die Hitze aufgeblasen wie Ballons, liegen die Kadaver der Kamele. Bei jedem Einschuß werden wir mit einer ekelhaften Jauche übergossen — es wird langsam entsetzlich.

Der Trotz erhält uns aufrecht!

Wir erfuhren, daß unser Kapitänleutnant heimlich den Dolmetscher fortgeschickt hat, um Hilfe zu holen. Er hat sein Ziel aber nicht erreicht, er wurde abgefangen und bestialisch gefoltert. Wie eine Erlösung senkt sich die zweite Nacht nieder. Wir erhalten wieder unseren Achtelliter Wasser. Vorgeschoben liegen die dauernd feuernden Posten. Wir schaffen die schlechtesten Kadaver weg, lebende Tiere befinden sich keine mehr bei uns. Es geht dem Ende zu, wir fühlen es alle. Aber der Trotz erhält uns aufrecht. Nur noch vereinzelt fallen die Schüsse in der Nacht, in der nun die Hyänen und Schakale bis dicht an das Lager kommen und ihre grausige Mahlzeit beginnen. In dieser Nacht erklärt unser Führer: „Sollte morgen von Dschidda kein Ersatz kommen, so brechen wir in der kommenden Nacht durch." Kranke und Verwundete hätten wir einem schrecklichen Schicksal überlassen müssen. Fiebernd und ängstlich sehen die Hilfslosen zu uns auf, einige lagen ganz still, andere redeten im Fieberwahn. Wir beruhigten sie und sagten: „Laßt den ersten Trupp nur fort, vielleicht bringen sie Hilfe, wir aber bleiben bei euch bis zuletzt." Dankbar drückten sie uns die Hände.

Der Tag graut, die Posten sind zurückgegangen. Schon in der Frühe bedrängen uns die Gegner sehr hart. Wir merken, sie wollen das Ende erzwingen. Dort, weit im Norden, aus dem zackigen Felsengebirge muß die Hilfe kommen, wenn unser Schicksal nicht etwas anderes beschlossen hat. Voll Hoffnung und Sehnsucht schauen wir immer wieder nach Norden, aber nichts zeigt sich. Wir scheinen verlassen, einem schrecklichen Tode geweiht.

Mit hohem Fieber liegt der Matrose A. W. feuernd in seinem Schützenloch. Er dreht sich um — wie unheimlich er lacht — plötzlich springt er auf, stürzt sich auf einen Haufen Gepäck, reißt ihn auseinander und zerrt aus einem Korb ein halb verendetes Huhn, das dem Türken gehörte. Mit einem Ruck reißt er dem Huhn den Kopf ab und säuft das Blut aus — und mit einem Aufschrei bricht er zusammen. Oberarm- und Brustschuß! Still liegt er nun da mit einem zufriedenen Lächeln in dem fiebernden, von Schmutz und Blut starrenden Gesicht. Durst, die Geißel der Menschheit! — Nicht weit von uns sitzt ein Aasgeier auf einem toten Araber und zerhackt ihn. Wir dürfen ihn nicht stören. Jeder Schuß ist kostbar und bedeutet Leben für uns.

Da wird es still. Kein Schuß fällt mehr. Irgendjemand ruft: „Nicht schießen, es kommen Parlamentäre!" Zwei Beduinen nähern sich, Tücher schwenkend, dem Lager. Etwa 50 Meter vom Lager bleiben sie sitzen. Zwei von unseren Polizisten gehen zu ihnen. Die Verhandlung beginnt. In großem Palaver schreien die Gauner aufeinander ein, entscheiden werden sie über die Verteilung der Beute nicht einig. Endlich kommen sie zurück und erklären, die Beduinen wollten nur noch 20000 Pfund. „Nur noch" war gut. Die bieten uns für Nahodz; dabei hatten wir keinen roten Pfennig. Wir vermuteten, daß der lang ersehnte Entsatz anrückte und die Räuber noch retten wollten, was zu retten war. Nun begannen sie und noch einmal dermaßen mit Feuer, daß wir kaum zum Schuß kamen. Ueberall fing es an zu brennen. Mit Sand löschten wir so gut es ging. Aber, wir hielten aus — wenn auch mit letzter Kraft.

Die heiligen Krieger des Emirs von Mekka

Es wird Nachmittag. Das Feuer läßt nach, um später zu verstummen. War es ein Falle? Vorsichtig erheben wir uns, aber kein Schuß fällt mehr, kein Gegner ist zu sehen. Zu zeigen die Polizisten schreiend nach dem Gebirge. Noch sehen wir nichts. Später erkennen wir eine Staubwolke, aus der eine Reiterschar auftaucht. Es waren heilige Krieger des Emirs von Mekka mit der Fahne des Propheten. Sobald sich diese Fahne zeigt, müssen alle Feindseligkeiten eingestellt werden. Der Führer dieser stolzen, ganz in Weiß gekleideten Truppe war der Sohn Abdullah des Emirs von Mekka. In 50 Meter Entfernung hält der Zug. Soweit wir stehen können, halten wir die Waffen auf die Ankömmlinge. Wir sind auf alles gefaßt. In diesem Lande kann uns keiner mehr überlisteln. Unser Kapitänleutnant geht auf die Krieger zu. Zwischen den beiden Truppen bleibt er stehen und ruft uns zu: „Bei der geringsten feindseligen Haltung dieser Leute schießt ihr mit allen Waffen, ohne Rücksicht auf meine Person." Die Verhandlung war kurz. Die Reiter waren unsere Retter. Einige der heiligen Krieger treiben die noch lebenden in das Ferne weidende Kamele heran. Je zwei Kranke oder Verwundete wurden auf einer Bahre seitlich an das Kamel gebunden. Alle anderen heiligen wieder mit 2 Mann ein Kamel. Alles Gepäck wurde zurückgelassen; denn wir konnten außer den Waffen nichts mehr auf die Tiere bringen. Wir starrenden noch keine 1000 Meter von dem Lager entfernt, da stürzten die Beduinen darüber her. Wir wollten sofort die Bande unter Feuer nehmen, aber die heiligen Krieger wehrten uns und zeigten vielsagend auf die grüne Fahne. Andere Völker, andere Sitten.

Langsam trotten die Kamele durch die Wüste. Am Abend machen wir an einer Oase Halt. Seit drei Tagen bekamen wir die erste ordentliche Mahlzeit und richtig zu trinken. Trinken, trinken, wir wurden nicht fertig. Noch eine Tagereise, und wir waren in Dschidda. Wir wurden gut aufgenommen. Kranke und Verwundete gut versorgt. Einen Feind hatten wir mit letzter Kraft abgewehrt, ein anderer lag schon wieder auf der Lauer. Die türkische Behörde erklärte uns, daß wir nicht weiter könnten, da der Hafen von englischen Kanonenbooten blockiert sei. Sofort gab b. Mücke falsche Parolen aus, die auch dem Engländer überbracht wurden, der prompt darauf hereinfiel. Wir benutzten die Gelegenheit und fuhren in der Nacht mit einem großen Sambuck (Segler) aus dem Hafen.

Auf dem Wasser . . . auf dem Wege in die Heimat

Wir waren wieder auf dem Wasser, auf dem weiten Meer. Mochte es auch stürmen und toben, wir waren glücklich und aufrieden, waren in unserem Element. Seit Monaten wieder ein Sonnenaufgang auf dem Meere, wir freuten uns an den Strahlen. Aber, dort drüben mit Schaudern sehen wir die grausame Wüste, die bald unser Grab geworden hätte. Wir sind einem elenden Tod entronnen.

Einige Häfen liefen wir an, um Erkundigungen einzuziehen, Wasser und Proviant zu nehmen. Unser nächstes Ziel war der Hafen Et-Weg. In einer Bucht unweit Sherem Munnaiburra gehen wir vor Anker, um auf dem Landwege Et-Weg zu erreichen, da der Weg zu Wasser jetzt zu gefährlich wurde. Schnell sind die Kamele diesmal zusammen. Wir nehmen nur die Waffen, sitzen auf, und fort geht es. Den Seglern schicken wir allein fort. Ohne Störung sind wir zu unserem Schiff, in Et-Weg angekommen. Zwei Tage später reisen wir, geführt von dem Scheif Suteimann und seinen „Soldaten" weiter — der Bahn zu. Je weiter wir nach Norden vordringen, um so üppiger wird die Vegetation. Wir durchschreiten eine wirklich schöne Landschaft. Es ist der Süden Syriens. Groß war unsere Freude, als wir endlich nach so viel Not und Elend die Bahn vor uns sahen. Wie eine ungeheure Riesenschlange wand sich der Bahnkörper in die endlose Wüste.

Ein Aufatmen geht durch unsere Reihen; endlich der Bahnhof in der Wüste. Der Kommandant reitet voraus und kommt mit einer Gruppe deutsch sprechender Männer zurück. Ob es lauter Deutsche waren, wußten wir nicht. Sie interessierten uns vorerst mehr für den bereitstehenden Sonderzug. Schnell wird der Packwagen geöffnet. Hier waren sie alle, die in kühnen Illusionen erträumten Herrlichkeiten. Wie die Tiere fielen wir darüber her, wir waren nicht satt zu kriegen, weder mit Speise, noch mit Trank.

Am Abend setzte sich der Zug in Bewegung — wir waren gerettet!

(Ende)

Der Arbeitsdienst hilft bei der Reichspost aus

Der Arbeitsmann als Paketpostbote. Während des riesigen Weihnachtsverkehrs auf der Paketpost springt der Arbeitsmann im Zustelldienst ein. Unser Bild stammt aus München.

(Presse-Bild-Zentrale, Zander-Multiplex-K.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Eine Szene, wie sie im englischen Gerichtshof besonders grotesk und unerhört erscheint, wo noch die feierlichen langwallenden Perücken und schöne Amtsroben historischer Zeiten die Richter schmücken, hat sich in diesen Tagen im Saal des Appellationshofes in London abgespielt.

Ein schlichter Landmann, Harrison, hatte in seiner Sache vor dem Gericht Fiasko erlitten. Er protestierte lebhaft und verlangte Wiederaufnahme des Verfahrens. Als diese ihm aber von den beiden Richtern verweigert wurde, bekam der biedere Landmann einen „Wutanfall". „Ich verlange Gerechtigkeit!" fährte er außer sich und eröffnete ein Bombardement auf die Richter mit — Tomaten. Es waren sehr reife und sehr viele Früchte.

Die Tomaten „explodierten" auf der Lehne der Richterbank oberhalb der Köpfe der beiden Amtspersonen. Die ehrwürdigen Perücken und die feierliche Kleidung der Richter wurden ebenso gründlich besprizt wie die Akten und anderen Dokumente auf dem Richtertisch. Kurz gesagt, der ganze Richterplatz war von Tomatenbrei erfüllt. Die Richter selber bewahrten eine eiserne Ruhe bei dem überraschenden Vorfall. Sie duckten sich nicht einmal unter dem Hagel der Tomatengeschosse.

Auf diese in den Annalen der englischen Gerichte unerhörte Tat hin stürzten sich natürlich die Polizisten auf den Tomaten-Attentäter und hielten ihm die Arme fest. Er heulte noch immer wie ein Rasender: „Es gibt keine Gerechtigkeit mehr in England!" Offenbar wollte er die fehlende Gerechtigkeit im Gerichtshof durch Tomaten ersetzen. Auch versicherte er wütend: „Ich will einen gerechten Prozeß! Schade, daß die Tomaten schon alle waren, daß ich nicht besser traf!"

Der wilde Landmann wurde strafenden Fußes zu sechs Wochen Gefängnis wegen Belesdigung des Gerichtshofes verurteilt. Tomatengeschosse sind offenbar auch in England kein geeignetes Mittel, sich Gehör zu verschaffen.

***

Es gibt in den Vereinigten Staaten ein halbes Dutzend Städte mit dem Namen Burlington. Die kleinste von ihnen, die im Staate Wisconsin liegt, ist jedoch zweifellos die bekannteste. Dieses Burlington schreibt nämlich alljährlich seinen berühmten „Lügen-Wettbewerb" aus, an dem sich in diesem Jahre über 6000 Amerikaner beteiligt haben. Seit 10 Jahren gilt Burlington in Wisconsin als die „Hauptstadt der Lügen", und der selige Baron von Münchhausen hätte an diesem lustigen Ort seine helle Freude gehabt.

Der Titel eines „Lügenkönigs", den der „The Liar's Club" von Burlington in jedem Jahre verleiht, ist mit einem Wechorden, einer 1000-Dollar-Prämie und viel „Publicity" verbunden. Denn selbstverständlich stürzen sich die amerikanischen Zeitungen Photos von dem jeweiligen Sieger im Lügen-Wettbewerb. — Sieger aber wurde Mr. Blake. Mr. Blake brei erfüllt. Die Richter selber bewahrten eine eiserne Ruhe bei dem überraschenden Vorfall. Sie duckten sich nicht einmal unter dem Hagel der Tomatengeschosse.

Auf diese in den Annalen der englischen Gerichte unerhörte Tat hin stürzten sich natürlich die Polizisten auf den Tomaten-Attentäter und hielten ihm die Arme fest. Er heulte noch immer wie ein Rasender: „Es gibt keine Gerechtigkeit mehr in England!" Offenbar wollte er die fehlende Gerechtigkeit im Gerichtshof durch Tomaten ersetzen. Auch versicherte er wütend: „Ich will einen gerechten Prozeß! Schade, daß die Tomaten schon alle waren, daß ich nicht besser traf!"

Der wilde Landmann wurde strafenden Fußes zu sechs Wochen Gefängnis wegen Belesdigung des Gerichtshofes verurteilt. Tomatengeschosse sind offenbar auch in England kein geeignetes Mittel, sich Gehör zu verschaffen.

***

Es gibt in den Vereinigten Staaten ein halbes Dutzend Städte mit dem Namen Burlington. Die kleinste von ihnen, die im Staate Wisconsin liegt, ist jedoch zweifellos die bekannteste. Dieses Burlington schreibt nämlich alljährlich seinen berühmten „Lügen-Wettbewerb" aus, an dem sich in diesem Jahre über 6000 Amerikaner beteiligt haben. Seit 10 Jahren gilt Burlington in Wisconsin als die „Hauptstadt der Lügen", und der selige Baron von Münchhausen hätte an diesem lustigen Ort seine helle Freude gehabt.

Der Titel eines „Lügenkönigs", den der „The Liar's Club" von Burlington in jedem Jahre verleiht, ist mit einem Wechorden, einer 1000-Dollar-Prämie und viel „Publicity" verbunden. Denn selbstverständlich stürzen sich die amerikanischen Zeitungen Photos von dem jeweiligen Sieger im Lügen-Wettbewerb. — Sieger aber wurde Mr. Blake. Mr. Blake bereichert über seine Katze „Clara", die in 24 Tagen 4704 Mäuse fing, ehe man es auf gab, weitere Opfer des Tieres zu registrieren. „Meine Katze Clara taugte zahrelang zu nichts", erzählte Mr. Blake. „Obwohl meine Mühle genügend Gelegenheit zum Mäusefang bot, schien Clara keinen Spaß daran zu finden. Sie blieb untätig, und der Mäuse wurden mehr und mehr. Da hatte Clara eines Tages einen Unfall. Sie quetschte sich die linke Vorderpfote in ein Triebwerk ein. Wir versuchten, das und sich gewordene Tier zu retten. Es glückte: das Bein wurde amputiert, und Clara erhielt ein Holzbein. Seitdem geht sie mit Leidenschaft auf die Mäusejagd. Gleich am ersten Tag lieferte sie über 100 Mäuse ab. Wie das zuging? Clara packte an allen Ecken und Enden auf, wo sich Mäuselöcher befanden. Erschien eine Maus, schlug sie dieser das Holzbein über den Kopf und ließ dazu ein vergnügliches Miau erschallen . . ."

***

Diese jüngste preisgekrönte Lüge ist ebenso kennzeichnend für den amerikanischen Humor wie die allererste Münchhauslade, die in Burlington mit dem Bischofsstuhl ausgezeichnet wurde und als amerikanische Schwänke ihren Weg um den ganzen Erdball nahm. Eine Frau aus Indiana hatte sich diese Geschichte ausgedacht und wurde durch sie zum ersten „Lügenkönig" der USA. Sie lautet folgendermaßen: Ein Mann erfand ein Paar besondere Gummischuhe für Fensterputzer, nachdem er gehört hatte, daß Vertreter dieses Berufes häufig beim Abrutschen tödlich herunterstürzen. So fertigte er seine Gummischuhe an, die er als erster selbst ausprobierte. Sie sollen einen herunterstürzten Fensterputzer automatisch wieder in die Höhe befördern. Tausende von Menschen strömten dem Schauspiel bei, als der Erfinder aus dem 20. Stockwerk eines Wolkenkratzers in Chikago in die Tiefe sprang.

Unter ohrenbetäubendem Jubel federte der Mann dank seiner Gummischuhe tatsächlich wieder zu seinem Fenster zurück. Aber leider nahm die Springerei kein Ende. Fiel der Mann auf die Erde, so sauste er im nächsten Augenblick wieder hoch. Jedesmal erreichte er wieder die Höhe des 20. Stockwerks. So ging das drei volle Tage; man schüttete riesige Mengen von Teer und Honig auf die Straße, um den hüpfenden Mann damit halten zu können. Man spannte Leinen, man legte Tücher und Decken auf, um den Fall zu mindern; nichts half. In jeder Stunde sauste der Unglückselige 80mal auf und ab. Als drei Tage vergangen waren, während deren der unselige Springer natürlich weder etwas essen noch trinken konnte, erbarmte man sich seiner. Mehrere Scharfschützen der Polizei wurden herbeigeholt, die dem Erfinder die Gnadenlugel gaben . . ."

Xaver Xanten

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

Roman von Christel Broehl-Delhaes

Copyright by: Karl Köhler & Co., Literarischer Verlag

8. Fortsetzung

Der Kommissar nahm ein paar Bücher aus dem Fach.

„Von Ihnen?"

„Nein. Ich besitze nur ein paar Bücher über Malerei. Ich lese wenig und kenne nichts, Wandel dagegen las viel und gern, ja, fast verbissen."

„Merkwürdig! Lauter technische Bücher. — Oho, woher stammen diese Zeichnungen?" Er hielt ein paar Blätter in die Luft.

Peterling kam neugierig näher und war sehr erstaunt.

„Keine Ahnung . . ."

„Ist Wandel Zeichner?"

„Nicht ausgeschlossen. Vielleicht daher seine Neigung, Künstler zu fördern."

„Ist das seine Handschrift?"

Peterling mußte es zugeben.

Der Kommissar steckte die kleinen, schmalen Blätter mit den technischen Zeichnungen in die Tasche. Auf seiner Stirn saß eine dicke Falte. Plötzlich schaute er Peterling durchdringend an.

„Ich brauche Sie wohl nicht festzuhalten und auch keinen Haftbefehl zu verantlassen. Flucht- und Verdunkelungsgefahr bestehen hier nicht. Außerdem — vertraue ich Ihnen. Sie waren wirklich ahnungslos. Aber nun müssen Sie mir helfen, den Fall zu klären. Falschmünzerei ist ein schweres Verbrechen, Herr Peterling. Nicht allein der einzelne geprellte Volksgenosse, nein, das gesamte Volk, die Staatswirtschaft wird durch die dunkle Tätigkeit dieser Schmarotzer schwer geschädigt. Aus welchen Gründen auch immer ein Mensch falsches Geld herstellt, es bleibt stets verabscheuenswert und unentschuldbar. Sie haben doch, Herr Peterling, und lassen Sie sich in diesem Falle nicht von falschem Mitleid oder von Dankbarkeit leiten. Gewiß, man half Ihnen, aber man mißbrauchte Sie dafür. Man benutzte Ihre Unbescholtenheit, Ihr Künstlertum und Ihre verständliche Freiheit als Deckmantel für dunkle Geschäfte. Sie sind nicht beschenkt worden, Herr Peterling, Sie sind für unschätzbare Dienste bezahlt worden, die Sie unbewußt geleistet haben."

Der lachende Peterling hatte ein schmerzliches und bekümmertes Gesicht. Sein Handschlag war echt und fest, mit dem er in die hingehaltene Rechte des Kommissars einschlug.

***

Der Kommissar lief noch einmal zu seinem Büro zurück. Die Sache ging ihm sehr durch den Kopf, und sie war ja schließlich auch von allergrößter Wichtigkeit. Endlich war man einmal den Falschmünzern auf die Spur gekommen! Endlich konnte man hoffen, einmal dieser Bande das Handwerk zu legen!

Wie er richtig vermutet hatte, war der beauftragte Wachtmeister inzwischen zurückgekehrt und erstattete Bericht. Er hatte vom „Wittelsbacher Hof" aus versucht, den Fahrer jenes Wagens zu erreichen, der Marie Tijano befördert. Eine etwas langwierige Angelegenheit! Der Wagen war bereits zu einer neuen Fahrt gemietet worden und blieb über eine Stunde aus. Dann aber konnte der betreffende Fahrer befragt werden. Er erzählte überraschenderweise, daß er die Dame nicht zum Hauptbahnhof, sondern nur bis zum Graf-Adolf-Platz gefahren habe. — Nein, er habe sich natürlich nicht die geringsten Gedanken darüber gemacht, wohin die Dame mit den Koffern wolle: Das gehöre ja auch schließlich nicht mehr zu seinem Beruf. Uebrigens sei er sofort von einem Herrn angehalten und für die nächste Fahrt in Anspruch genommen worden. —

Die Kriminal-Polizei, der nunmehr der Fall übergeben worden war, kam endlich zu der Auffassung, daß Frau Tijano, wenn sie überhaupt etwas mit „der Sache" zu tun hatte, keinesfalls in der Stadt geblieben sei. Sie konnte mit der Schnellbahn nach Duisburg gefahren sein. Und wenn das geschehen war, war der Vorsprung nun viel zu groß, als daß man ihn noch irgendwie hätte einholen können. Von Duisburg aus gingen unzählige Eisenbahnen nach allen Teilen des Reiches.

„Es bleibt uns nichts anderes übrig, als beauftragte Kommissar. „Ich habe aber das bestimmte Gefühl, daß er — gewarnt ist. Zum Auswachsen ist das, wenn man ihn erst so nah gehabt hat!"

— — — — — — — — —

Am anderen Morgen — der Kriminal-Kommissar hatte sich gerade fernmündlich mit der Artisten-Börse verbunden und nach einer Kabarettistin mit Namen Tijano gefragt — da meldete sich die Leitung des „Wittelsbacher Hofs". Es sei etwas geschehen, was vielleicht einen Anhaltspunkt geben könne. Soeben habe ein Straßenphotograph verschiedene Bilder vorgewiesen, die er von Gästen des Hotels auf der Straße — kurz vor dem Eintritt in das Hotel — gemacht habe, um sie an diese zu verkaufen. Man habe schon eine abweisende Antwort bereit gehabt, da habe der Pförtner auf einem der Bilder Frau Tijano erkannt. Und zwar im Gespräch mit einem Herrn. Die Hotelleitung habe darauf das Bild sogleich angekauft und stelle es nun der Polizei zur Verfügung.

Der Kommissar war begeistert. Er lobte die Leitung des Hotels über die Maßen ob ihrer kriminalistischen Fähigkeiten. Freundlichkeiten wurden über den Draht ausgetauscht. Als der Hörer eingehängt worden war, wurden zwei Beamte losgeschickt. Der eine zum „Wittelsbacher Hof" und der andere zum Schnüllgenhaus, um Peterling herbeizuholen, damit dieser feststelle, ob der Mann, der im Gespräch mit Marie Tijano photographiert worden war, etwa — Felix Wandel war.

Die Beamten waren unterwegs, und der Kommissar verband sich von neuem mit der „Artisten-Börse". Dort hatte man inzwischen festgestellt, daß eine Kabarettistin — vermutlich Verwandlungskünstlerin — unter dem Namen „Tijano" nicht bekannt war. Das sei jedoch nichts Ungewöhnliches. Es könne sich bei diesem Namen um einen Künstlernamen handeln. Wenn die Dame wirklich Artistin wäre, so wäre ihr bürgerlicher Name unter allen Umständen hier eingetragen. Aber — den vermutlichen bürgerlichen Namen wußte der Kriminal-Kommissar nicht. Auch nicht sein Kollege von der Sicherheitspolizei. Es war ein neuer Schlag ins Wasser. Diese Artisten mit ihren vielen Namen konnten ja auftauchen und wieder verschwinden, und kein Mensch vermochte etwas daran zu ändern!

Dem Kommissar fiel als letzte Rettung das Bild ein. Ja, gewiß, man habe auch Lichtbilder der Artisten in den Personalmappen. Immerhin könne man ja einmal nachsehen und vergleichen.

Der Beamte kam jetzt mit der Aufnahme des Straßenphotographen vom Hotel. Der Kommissar betrachtete das Bild eingehend. Es stellte eine schöne Frau in den dreißiger Jahren und einen schmalen, etwas nebenstehenden Mann gleichen Alters dar, der einen scheuen und sehr bescheidenen Eindruck machte. Schade, die Person, welche das Falschgeld vertrieb, kannte man nur aus Beschreibungen, und es gab kein einziges Bild von ihr. Dennoch war es schon jetzt kaum zu glauben, daß die schlanke, über mittelgroße, hier aufgenommene Dame die Falschmünzerin sein sollte. Der Kommissar schüttelte den Kopf. Dennoch: es waren schon andere Dinge möglich gewesen.

Peterling war heute nicht zu erreichen gewesen. Mit seinem Malzeug war er schon früh am Morgen zu den Rheinwiesen hinunter gegangen, um zu zeichnen. Aber der Beamte hatte Mutter Schnüllgen abgefangen, wie sie gerade im Begriff gewesen war, ihren täglichen Marktrundgang anzutreten. Sie hatte zwar weidlich gejammert und gezetert, sie müsse sich ja schämen, wie eine Diebin unter polizeilicher Aufsicht über die Straße zu gehen, aber der Beamte hatte die Sache von der heiteren Seite angepackt und der guten Frau klargemacht, daß es immer auf den Ton ankommt, in dem etwas geschieht.

„Und dann sind wir ja auch alte Bekannte, Frau Schnüllgen." trumpfte er auf und erreichte damit, daß sie wirklich mit ihm ging.

Tatsächlich: kein Mensch schaute besonders nach ihnen; man fand es ganz in der Ordnung, Mutter Schnüllgen schwatzend mit einem Schutzmann dahingehen zu sehen.

Der Kommissar legte ihr nun mit begreiflicher Erregung das Bild vor. Daß es Marie Tijano darstellte, wußte man nun. Es hing aber soviel davon ab, ob der Mann auf dem Bilde wirklich Wandel war. Dann erst konnte man mit völliger Bestimmtheit sagen, daß dort Zusammenhänge bestanden.

Mutter Schnüllgen hatte erst einen halben Blick auf das Bild geworfen, als sie überrascht ausrief:

„Gut' mal an, das ist ja Peterlings hoher Gönner!"

Also so war es! Die Ahnung des Kommissars hatte nicht getrogen. Wandel und Marie Tijano hatten irgendwie miteinander zu tun. Nun mußten alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, damit das Eisen geschmiedet wurde, solange es heiß war. Die Gauner sollten an den Frühling dieses Jahres 1937 denken! Mit einem Fernruf verständigte man die Leitung der Landeskriminalabteilung. — —

Zwölftes Kapitel

Für Else Strette waren viele Tage wie ein einziger Traum vergangen. In ihrem sonnen Leben war bisher so wenig Abwechslung, so wenig Abenteuer gewesen, und wenn man es richtig besah, dann hatte auch ihr jetziges Dasein durchaus nichts Absonderliches. Und doch war es irgendwie anders, war schillernder, bunter heller. Es war, als ob der Betrieb der Stadt Frankfurt am Main, wo sie jetzt lebten, darauf abfärbte. — Else erwies sich übrigens so geschickt und flink in ihrer Arbeit, daß Frau Tijano mit ihrem Lob keineswegs sparsam umging. So überschüttet von Huld und Gunst, wagte Else eine kleine Kühnheit. Vor Marie Tijano den war, wurden zwei Beamte losgeschickt. Der eine zum „Wittelsbacher Hof" und der andere zum Schnüllgenhaus, um Peterling herbeizuholen, damit dieser feststelle, ob der Mann, der im Gespräch mit Marie Tijano photographiert worden war, etwa — Felix Wandel war.

Die Beamten waren unterwegs, und der Kommissar verband sich von neuem mit der „Artisten-Börse". Dort hatte man inzwischen festgestellt, daß eine Kabarettistin — vermutlich Verwandlungskünstlerin — unter dem Namen „Tijano" nicht bekannt war. Das sei jedoch nichts Ungewöhnliches. Es könne sich bei diesem Namen um einen Künstlernamen handeln. Wenn die Dame wirklich Artistin wäre, so wäre ihr bürgerlicher Name unter allen Umständen hier eingetragen. Aber — den vermutlichen bürgerlichen Namen wußte der Kriminal-Kommissar nicht. Auch nicht sein Kollege von der Sicherheitspolizei. Es war ein neuer Schlag ins Wasser. Diese Artisten mit ihren vielen Namen konnten ja auftauchen und wieder verschwinden, und kein Mensch vermochte etwas daran zu ändern!

Dem Kommissar fiel als letzte Rettung das Bild ein. Ja, gewiß, man habe auch Lichtbilder der Artisten in den Personalmappen. Immerhin könne man ja einmal nachsehen und vergleichen.

Der Beamte kam jetzt mit der Aufnahme des Straßenphotographen vom Hotel. Der Kommissar betrachtete das Bild eingehend. Es stellte eine schöne Frau in den dreißiger Jahren und einen schmalen, etwas nebenstehenden Mann gleichen Alters dar, der einen scheuen und sehr bescheidenen Eindruck machte. Schade, die Person, welche das Falschgeld vertrieb, kannte man nur aus Beschreibungen, und es gab kein einziges Bild von ihr. Dennoch war es schon jetzt kaum zu glauben, daß die schlanke, über mittelgroße, hier aufgenommene Dame die Falschmünzerin sein sollte. Der Kommissar schüttelte den Kopf. Dennoch: es waren schon andere Dinge möglich gewesen.

Peterling war heute nicht zu erreichen gewesen. Mit seinem Malzeug war er schon früh am Morgen zu den Rheinwiesen hinunter gegangen, um zu zeichnen. Aber der Beamte hatte Mutter Schnüllgen abgefangen, wie sie gerade im Begriff gewesen war, ihren täglichen Marktrundgang anzutreten. Sie hatte zwar weidlich gejammert und gezetert, sie müsse sich ja schämen, wie eine Diebin unter polizeilicher Aufsicht über die Straße zu gehen, aber der Beamte hatte die Sache von der heiteren Seite angepackt und der guten Frau klargemacht, daß es immer auf den Ton ankommt, in dem etwas geschieht.

„Und dann sind wir ja auch alte Bekannte, Frau Schnüllgen." trumpfte er auf und erreichte damit, daß sie wirklich mit ihm ging.

Tatsächlich: kein Mensch schaute besonders nach ihnen; man fand es ganz in der Ordnung, Mutter Schnüllgen schwatzend mit einem Schutzmann dahingehen zu sehen.

Der Kommissar legte ihr nun mit begreiflicher Erregung das Bild vor. Daß es Marie Tijano darstellte, wußte man nun. Es hing aber soviel davon ab, ob der Mann auf dem Bilde wirklich Wandel war. Dann erst konnte man mit völliger Bestimmtheit sagen, daß dort Zusammenhänge bestanden.

Mutter Schnüllgen hatte erst einen halben Blick auf das Bild geworfen, als sie überrascht ausrief:

„Gut' mal an, das ist ja Peterlings hoher Gönner!"

Also so war es! Die Ahnung des Kommissars hatte nicht getrogen. Wandel und Marie Tijano hatten irgendwie miteinander zu tun. Nun mußten alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, damit das Eisen geschmiedet wurde, solange es heiß war. Die Gauner sollten an den Frühling dieses Jahres 1937 denken! Mit einem Fernruf verständigte man die Leitung der Landeskriminalabteilung. — —

Zwölftes Kapitel

Für Else Strette waren viele Tage wie ein einziger Traum vergangen. In ihrem sonnen Leben war bisher so wenig Abwechslung, so wenig Abenteuer gewesen, und wenn man es richtig besah, dann hatte auch ihr jetziges Dasein durchaus nichts Absonderliches. Und doch war es irgendwie anders, war schillernder, bunter heller. Es war, als ob der Betrieb der Stadt Frankfurt am Main, wo sie jetzt lebten, darauf abfärbte. — Else erwies sich übrigens so geschickt und flink in ihrer Arbeit, daß Frau Tijano mit ihrem Lob keineswegs sparsam umging. So überschüttet von Huld und Gunst, wagte Else eine kleine Kühnheit. Vor Marie Tijano den war, wurden zwei Beamte losgeschickt. Der eine zum „Wittelsbacher Hof" und der andere zum Schnüllgenhaus, um Peterling herbeizuholen, damit dieser feststelle, ob der Mann, der im Gespräch mit Marie Tijano photographiert worden war, etwa — Felix Wandel war.

Die Beamten waren unterwegs, und der Kommissar verband sich von neuem mit der „Artisten-Börse". Dort hatte man inzwischen festgestellt, daß eine Kabarettistin — vermutlich Verwandlungskünstlerin — unter dem Namen „Tijano" nicht bekannt war. Das sei jedoch nichts Ungewöhnliches. Es könne sich bei diesem Namen um einen Künstlernamen handeln. Wenn die Dame wirklich Artistin wäre, so wäre ihr bürgerlicher Name unter allen Umständen hier eingetragen. Aber — den vermutlichen bürgerlichen Namen wußte der Kriminal-Kommissar nicht. Auch nicht sein Kollege von der Sicherheitspolizei. Es war ein neuer Schlag ins Wasser. Diese Artisten mit ihren vielen Namen konnten ja auftauchen und wieder verschwinden, und kein Mensch vermochte etwas daran zu ändern!

Dem Kommissar fiel als letzte Rettung das Bild ein. Ja, gewiß, man habe auch Lichtbilder der Artisten in den Personalmappen. Immerhin könne man ja einmal nachsehen und vergleichen.

Der Beamte k

Frauenaugen nickten von der Seite her lächelnd dazu. Else nahm das Glas und hielt es an die Augen. Ja, da war mit einem Male alles zum Greifen nahe! Zwei Hände fassten von hinten her über ihre Schultern und um ihre Finger und schraubten leise und sicher an dem Glase.

„Können Sie so sehen?“ fragte eine herzliche Stimme.

Else nickte. Die Kehle war ihr wie abgeschnürt. Der weite Platz und nun der Luftriese davorn waren für sie ein Erlebnis, das sie stumm machte. Sie hatte des Luftschiff ja schon gesehen, wenn es über der Kunststadt am Rhein kreiste und eine große Schleife machte. Aber jetzt war es ihr nahe, fast zum Greifen nahe. Aus den Kabinen sahen lachende Menschen. Winke, Zurufe, schmetternde Musik — und über allem das gleichmäßige, sichere, beständige Dröhnen der Propeller und Motoren! Es war überwältigend.

Den Kopf weit nach hintenüber gelehnt, das Glas selbstvergessen vor den Augen, trank Else Strette den bezwingenden Anblick in sich hinein. Hinter ihr lächelten die alten Gesichter. Eigentlich hatten sie dem jungen Mädchen das Glas nur einmal zum Durchsehen geben wollen, aber dessen kindhafte Freude war echt und so einmalig für die Großstadtmenschen, daß sie sich mehr daran freuten, als am Auftritt des Luftriesen.

Plötzlich aber — das Schiff hatte schon eine hübsche Höhe erreicht — war Else sich ihrer Ungehörigkeit bewußt. Mit einer erschrockenen Gebärde wollte sie das Glas zurückgeben.

„Lassen Sie nur, lassen Sie nur!“ wehrte der alte Herr. „Wir sind ja Frankfurter, wir haben das Vergnügen öfter. — Sie sind sicher nur vorübergehend hier?“

Else nickte und es ein.

„Haben Sie denn schon unsern „Aeppelwei“ versucht?“ lockte der Alte mit verschmitztem Gesicht.

„Aber, Vater“, wehrte lächelnd seine Frau. „Mutter, nu werd' mer bloß nit ehrgeizig“, lachte der alte Frankfurter vergnüglich. „Das Fräuleinche muß doch mol Aeppelwei' getrunke hawwe — — — Ober, noch 'ne Schöppche! — Fräuleinche, setzen Sie sich doch 'n bißche zu uns!“

Else Strette fühlte sich durch den warmen Ton beglückt. Fragend schaute sie in das runzelige Gesicht der alten Frau, und als sie auch da Beifall und Einverständnis bemerkte, zögerte sie nicht länger, der freundlichen Aufforderung Folge zu leisten.

„Da fliegt er nun“, sagte der alte Herr mit einer siegestrunkenen und stolzen Stimme. „Unser Zeppelin! Und das soll uns jetzt mal einer nachmache“, ja, das soll mal einer! Das ist eine Leistung. — Prost, Fräuleinche! Da ist der Aeppelwei', und nun müsse Sie mal probiere!“

Else Strette dachte flüchtig an die letzten Abschnitte ihres Lebens, in denen sie mit andern Menschen getafelt hatte: Kaffee hatte sie mit Toni Schrader getrunken, Sekt mit dem Maler Peterling und „Aeppelwei“ nun mit einem alten Frankfurter Ehepaar. Ja, und der Kaffee war das Bürgerliche, Sichere, Beständige dabei.

Sie hob ihr Glas, lächelnd führte sie es an die Lippen.

„Wir heißen Groner“, stellte der alte Herr sich und seine Frau vor, „und seit einigen Jahren sondeln wir so allein herum. Die Kinder sind groß und haben in alle Welt geheiratet. Ein Jung' ist bei der Wehrmacht, ein Mädel im Arbeitsdienst. Und heut' — hab ich es nicht eben zu dir gesagt, Anna? — heut' packte es mich mit einem Male: Ich mußte mal wieder Jugend um mich haben, eins von den Kindern. Aber das ist augenblicklich unmöglich. Sie sind alle außer Reichweite. — Prost! — Und da sah ich Sie! — — Anna, sieht sie nicht unserer Eva ähnlich? Das Haar und die Augen? Jetzt sind wir nicht mehr so allein.“

„Wie seltsam das Leben ist“, sagte Else Strette. „Sie sind einsam, und ich war einsam — und da haben wir uns in der Masse, die hier den Platz bevölkert, gefunden!“

Mit leiser Stimme mischte sich Frau Groner ein.

„Sie sagten, Sie seien nur vorübergehend hier?!“

„Ja, ich bin mit einer Kabarett-Künstlerin hier. Ich nähe ihr die Kostüme, die sie auf der Bühne trägt.“

„Mutter, wäre das nichts für uns? Wir haben lange keine Kleinkunstbühne mehr gesehen — — —“

Frau Grone drohte ihm mit dem Finger.

„Wo tritt Ihre Dame denn auf?“

„Das weiß ich noch nicht. Wir sind erst vor einigen Tagen angekommen. — Darf ich Ihnen auch meinen Namen nennen? Ich heiße Else Strette.“

„Sie wissen also nicht, wo die Dame auftritt? — Wie heißt sie denn? Im „Veranstaltungsanzeiger“ unserer Zeitungen muß ihr Name doch verzeichnet sein!“

Else nannte widerstrebend den Namen Tiano.

Herr Groner rief nach einer Zeitung. Elses Herz klopfte stark. Ihr war zumute, als habe sie einen Verrat begangen.

Der Zeppelin kam inzwischen von einer Rundfahrt zurück. Die harrende Menge verfiel in einen neuen Begeisterungstaumel. Rufe aller Art flatterten auf, den Luftriesen zu grüßen. Ueber ihren Köpfen summte er seine gewaltige Musik. „Summ — — —“ „Wie schön, wie schön! Aber Vater Groner hatte nun die Zeitungen da und steckte seinen grauen Kopf hinein. „Tiano — Tiano —?“ Er las halblaut die Namen der einzelnen Varietés und Kabaretts. Glanznummern waren angekündigt. Tönende Namen, bekannte Sterne! „Triona? — Tiano?“ Der Name war beim besten Willen nicht zu finden.

„Fräulein Elschen, wenn man das Mündchen so auffpert, bekommt man eine trockene Kehle! — Prost! Prost!“

Else nahm das Glas von neuem und lächelte den alten Herrn an.

„Wenn ich doch auch noch — Eltern hätte, einen so lustigen Vater, eine liebe, stille Mutter!“

„Sie stehen ganz allein?“

Schicksalhafte Fragen fielen in das Propellergedröhn, in das Motorengeräusch, schicksalhafte Fragen für das junge Menschenkind hier unten auf dem Platz.

„Ja“, sagte Else und hatte wider Willen diese Tränen zwischen den Augenlidern.

„Sie müssen uns mal besuchen“, sagte leise Frau Groner über den Tisch weg, „solange Sie hier sind.“ Und Else fühlte eine leichte, warme Hand sekundenlang auf der ihren.

„Prost, kleines Elschen! Und das Leben ist doch schön!“

„Ja“, sagte sie da, „ja, ja, besonders

In der Reihe derjenigen Filmdarsteller, die den „7. Tag“ mit freundlichen Grüßen bedachten, fehlt, wie man sieht, auch

Albert Matterstock

nicht. Und was für eine schneidige Uniform er angelegt hat.

Foto: Terra-Hämmerer

„Schmeichelhaft für uns alte Leute, daß wir an diesem besonders schönen Heute teilnehmen dürfen!“

„Durch Sie ist es doch erst schön geworden! Wenn man etwas allein erlebt, das ist doch nichts.“

Vater Groner sah seinem Schützling aufmerksam in das junge Gesicht. Warum war das Mädel so gedrückt? So jung und so hübsch und — ohne Schuh? Aber er sprach es nicht aus, was er dachte; er protzte ihr nur immer wieder zu, sah ihre schmalen, zart getönten Wangen sich röten, die ganze, reine, blanke Stirn erglühen. Ein reizendes Ding, ein unbefangen-liebes Menschenkind. Ohne vorherige Erklärung wandte er sich seiner Frau zu und sagte:

„Gell, wir wollen sie oft bei uns haben! So oft sie kann!“

Und die alternde Frau mit dem schönen, silbernen Haar, die ein ganzes Leben lang in Freud und Leid seine Kameradin gewesen war, verstand ihn wie immer und nickte nur dazu.

„Aber Ihre Frau Tiano steht trotzdem nirgends angezeigt. Fragen Sie sie doch, wo sie auftritt, und dann geben wir mal alle drei Vorstellungen und sehen sie uns an. — Verwandlungskünstlerin? Parodistin etwa? So etwas sehe ich gern. Das setzt eine ungeheure Beobachtungsgabe voraus. Geschichtskenntnisse. Wissen um die Eigentümlichkeiten großer Menschen. — Wissen Sie was, Fräulein Elschen? Jetzt beglasen wir unsere Bekanntschaft noch im alten „Römer“ am Markt. Und dann schreiben wir eine Karte an Erichen, deren Stelle Sie heute vertreten.“

Else Strette sagte mit ihrer leisesten Stimme: „Wenn es so ist, dann dürfen Sie aber nicht mehr Fräulein' sagen!“

***

Es war sehr tief in der Nacht, und der Aeppelwei' mußte doch wohl nicht so harmlos gewesen sein, wie die heimatholzen Frankfurter behaupteten. Else Strette jedenfalls sah reichlich benebelt in ihrem Zimmerchen und dachte über den wunderhübschen Tag nach. Immer näher rückte ihr Toni Schraders reingewaschenes Bild. Sie sah sein enttäuschtes und verachtungsvolles Gesicht vor sich, als er im Wirtsgarten an ihren Tisch trat; sie hörte Peterlings Worte in ihrem Ohr: „Er muß Sie ja fürchterlich lieben. Wenn Männer erst so raubaurig werden —“ Wenn das wahr war, dann durfte sie auch an ihn schreiben. Einmal nur! Einmal nur!

Das Surren des Zeppelins war noch in ihren Ohren. Lärmen, Rufe: „Weltflughafen Frankfurt am Main!“ — „Aeppelwei — — Aeppelwei — —!“

„Ich habe Ihnen so häßlich unrecht getan“, schrieb Else auf einen fleckenlosen weißen Bogen. „Sie sind ein so guter Mensch- und Kamerad, und ich Undankbare habe Sie so häßlich und — ohne Schuh? Aber er sprach es nicht aus, was er dachte; er protzte ihr nur immer wieder zu, sah ihre schmalen, zart getönten Wangen sich röten, die ganze, reine, blanke Stirn erglühen. Ein reizendes Ding, ein unbefangen-liebes Menschenkind. Ohne vorherige Erklärung wandte er sich seiner Frau zu und sagte:

„Gell, wir wollen sie oft bei uns haben! So oft sie kann!“

Und die alternde Frau mit dem schönen, silbernen Haar, die ein ganzes Leben lang in Freud und Leid seine Kameradin gewesen war, verstand ihn wie immer und nickte nur dazu.

„Aber Ihre Frau Tiano steht trotzdem nirgends angezeigt. Fragen Sie sie doch, wo sie auftritt, und dann geben wir mal alle drei Vorstellungen und sehen sie uns an. — Verwandlungskünstlerin? Parodistin etwa? So etwas sehe ich gern. Das setzt eine ungeheure Beobachtungsgabe voraus. Geschichtskenntnisse. Wissen um die Eigentümlichkeiten großer Menschen. — Wissen Sie was, Fräulein Elschen? Jetzt begieß

Der Generalintendant des Preußischen Staatstheaters in Berlin, Staatsrat Gustaf Gründgens, der dem deutschen Theater seinen Weltruf zurückgewann, nimmt als Staatsschauspieler und Regisseur auch entscheidenden Anteil an der künstlerischen Entwicklung des Films.

Gustaf Gründgens in Tanz auf dem Vulkan

In der Rolle des Schauspielers Debureau. — Als der Getreite Gründgens noch Theater spielte

Ungewöhnlich sind oftmals die Umstände, unter denen Künstler den Weg zur Bühne fanden — mitunter ist es ein rein äußerlicher Anlaß gewesen, der die entscheidende Wendung herbeiführte. Gustaf Gründgens, dieser vielseitig begabte, geistig und körperlich gleichermaßen elastische Schauspieler, trug bereits den Soldatenrock, als seine künstlerische Berufung kam — es war gewiß ein eigenartiges Beginnen.

„Als 1917 der Jahrgang 1899 einberufen wurde", so erzählt Gustaf Gründgens, „kam auch für mich die Stunde, wo ich die Zivilkleidung mit der Uniform vertauschte. Ich kam von Düsseldorf, meiner Vaterstadt, nach Saarbrücken, und hier ist es gewesen, wo mir eines Tages zufällig das letzte Armeeverordnungsblatt in die Hände fiel. Es handelte sich also keineswegs um eine spannende Lektüre, aber plötzlich entdeckte ich unter den Mitteilungen eine Notiz, die nicht nur mein Interesse fand, sondern die auch für mich schicksalhaft werden sollte. Da erging nämlich an die Bataillone die Aufforderung, schauspielerische Talente zur Bildung eines Fronttheaters namhaft zu machen. Nun konnte man mich beim besten Willen nicht als Schauspieler bezeichnen, denn ich war ja gerade mit der Schulzeit gekommen, zudem war ich weder ausgebildet noch hatte ich irgendwelche praktische Bühnenerfahrungen, dennoch beschloß ich, mich sogleich zu melden. Künstlerisch interessiert war ich

Gustaf Gründgens mit Gisela Uhlen in dem Filmwerk „Tanz auf dem Vulkan". (Fotos: Tobis.)

Theater in Paris um 1830 — nachgestaltet 1938

Angelegenheit vergessen, da kam eines Tages der Bataillonsbefehl: der Gefreite Gründgens ist nach Saarlouis in Marsch zu setzen. Ich hatte keine Ahnung, warum man mit mir diese „Truppenverschiebung" vornahm, in Saarlouis wurde mir dann eröffnet, daß ich mich künftig Hauptsänger erkrankte, konnte die Probe trotzdem durchgeführt werden, da ich ohne besondere Schwierigkeit die Partie zu übernehmen vermochte.

Als ich also damals in Saarbrücken als Gefreiter jene Aufforderung im Armeeverordnungsblatt gelesen hatte, setzte ich mich hin und schrieb ein temperamentvolles Gesuch, worin meine schauspielerischen Fähigkeiten und erklärte, daß ich mich durchaus für befähigt hielte, im Ensemble eines Frontheaters zu spielen. Wochen vergingen, ich hatte schon die schon, denn meine Mutter, die einst Schülerin der berühmten Sängerin Lilli Lehmann gewesen ist, hatte mich allmählich in die musikalische Welt eingeführt und so intensiv mit mir geübt, daß ich als Sechzehnjähriger durchaus in der Lage war, den gesamten „Figaro" zu singen. Genauer gesagt: ich beherrschte die einzelnen Partien vollkommen, nur mangelte es mir an den gesanglichen Fähigkeiten, um sie auch zu singen. Diese Musikalität ist mir späterhin von Nutzen gewesen, als ich auch Opern inszenierte, und als ich einmal in Berlin im „Figaro" Regie führte und vor einer Probe der schauspielerisch zu betätigen hätte. Nun fiel mir wieder das Gesuch ein, es hatte tatsächlich Erfolg gehabt. Meine erste Rolle sollte der Rodrigo in „Othello" sein, aber es kam nicht dazu, denn der Darsteller des Mohren weigerte sich, jeden Abend sein Gesicht schwarz anzuschmieren. So gab man dafür ein Lustspiel, in dem ich einen älteren Gelehrten zu verkörpern hatte. Im Gasthaus von Friedrichsthal bei Neunkirchen im Saargebiet fand diese erste Aufführung der neuen Soldatenbühne statt. Das Datum des 3. Juli 1918 muß also eigentlich als der Beginn meiner Bühnenlaufbahn gelten. Ob ich damals gut war, weiß ich nicht, denn Kritiker saßen nicht im Gasthof-Parkett.

Ich habe in der Folge noch oft Theater gespielt, da aber meine Vorgesetzten der Meinung waren, daß ich nicht genügend beschäftigt wäre, mußte ich auch die Verwaltungsarbeiten des Soldatentheaters erledigen. Auch das war von praktischem Wert für mich, da ich Einblick in die kaufmännische Organisation eines Theaterbetriebes erhielt. Als nach Kriegsende Truppenteile aus Saarlouis nach dem Harz verlegt wurden, übertrug man mir die Leitung der Soldatenbühne in Thale. Wir hatten die Aufgabe, nicht nur Theateraufführungen zu veranstalten, sondern mußten auch Tanzabende arrangieren. Man konnte mich da oft mit einem Teller durch den Saal wandern sehen, wie ich Tanzschleifen für die Kavaliere verkaufte. Meine Theaterleidenschaft erlitt dadurch keineswegs eine Einbuße.

Nach meiner Entlassung aus dem Heeresdienst ging ich zurück nach Düsseldorf und hätte nun nach dem Wunsch des Vaters in seine Fabrik eintreten sollen. Ich hatte mich aber nun bereits für den Beruf eines Schauspielers entschieden, und wenn man auch keineswegs von diesem Plan begeistert war, so willigte man schließlich doch ein. Ich war mir jedoch völlig klar darüber, daß mir die eigentlichen Grundlagen für eine Bühnentätigkeit noch fehlten. deshalb trat ich in die Theaterakademie von Luise Dumont ein, die einen vorzüglichen Ruf besaß. Halberstadt war dann mein erstes Engagement. Wieder mußte ich Holdenväter spielen, Rollen, die eine umfangreiche Maskenkunst — Bart und Watson — bedingten. So stand ich in Hebbels „Nibelungen" als Hagens Bruder Dankwart mit buschigen Augenbrauen und langem Vollbart auf der Bühne, spielte den Pastor in Ibsens „Gespenster", den alten Kerkermeister in „Maria Stuart" und andere Rollen ähnlichen Charakters. Am Ende der Spielzeit erklärte der Direktor, er könne den Vertrag nicht erneuern, ich solle mich wieder melden, wenn ich dicker geworden sei. Kiel und Hamburg waren die weiteren Stationen, bis ich nach Berlin kam und dort blieb."

Gustaf Gründgens, dieser auch mimisch so ausdrucksvolle Schauspieler, ist erst zum Film gekommen, als der Tonfilm bereits die größten technischen Schwierigkeiten überwunden hatte. „Ich glaub' niemals an eine Frau" war die erste Filmtätigkeit; dann folgten viele andere Werke: Hokuspokus", „Brand in der Oper", „Raub der Mona Lisa", „Danton", „Jord", „Luise, Königin von Preußen", „Gräfin von Monte Christo", in neuerer Zeit „Pygmalion" und „Capriolen". Nun ist er der Debureau in „Tanz auf dem Vulkan", der von den Pariser um das Jahr 1830 bergötterte Schauspieler, der sich sogar erkühnte, in seinen Spottliedern Karl X. zu verhöhnen.

„Mich reizte diese Figur", erklärt Gründgens, „denn Debureau ist eine ungeheuer leidenschaftliche Natur, sein Leben ist umweht von Abenteuerlichkeit und Romantik. Der Film hat ein farbiges Milieu, er besitzt schillernde Reize, in ihm findet man Politik, Liebe, Theater. Und das ist genug — das ist fast alles, was man sich wünschen kann."

Erich Weinschenk

Gustaf Gründgens spielt in seinem neuesten Film „Tanz auf dem Vulkan" die Rolle des um 1830 von den Parisern vergötterten Schauspielers Debureau.

Gustaf Gründgens in der Rolle des revolutionären Schauspielers Debureau

Haus, Hof und Garten

Richtige Rassewahl für die Kleinschafhaltung

Drei Gruppen von Schafen bestimmen grundsätzlich die Auswahl der richtigen Rasse: Merinoschafe, Fleischschafe und Landschafe. Während die Merinoschafe früher ausgesprochene Feinwollschafe waren, hat man sie heute mit Recht auf vermehrte Fleischleistung umgezüchtet, so daß sie auch der Kleinschafhalter — günstige Futterverhältnisse vorausgesetzt — ohne große Schwierigkeiten halten kann. Die höchsten Erträge erzielt man durch täglichen Weidegang bei Stallhaltung. Die Merinoschafe zeichnen sich durch gute Vermehrung, Frühreife und auch durch Futterdankbarkeit aus.

Auch die reinen Fleischschafrassen lieben saftiges und vor allem massiges Futter. Sie bevorzugen regenreiche Küstengebiete und auch waldige Gebirgsgegenden. Während also die Merinoschafe wegen der Empfindlichkeit der Wolle nicht so sehr dem Regen ausgesetzt werden dürfen und deshalb bei Stallhaltung sich besser bezahlt machen, ist das Fleischschaf besonders wegen seiner großen Gängigkeit ein ausgesprochenes Wandertier und für die Wanderschäferei geradezu geschaffen. Befriedigende Leistungen werden aber nur dann erzielt, wenn das Futter immer reichlich vorhanden ist. In diesem Zusammenhang muß ich darauf aufmerksam machen, daß das deutsche weißköpfige Fleischschaf nach meinen Erfahrungen nur in Gegenden mit ähnlichem Klima wie in Oldenburg, Lostein und der Wesermarsch vollwertig bleibt. In andere klimatische Gegenden verpflanzt, entartet es mit der Zeit und wird sehr minderwertig.

Unter den Landschaften verdient das weißköpfige Landschaf oder Württemberger Schaf, wie es auch genannt wird, wegen seiner großen Anpassungsfähigkeit besonderer Erwähnung. Es ist sehr genügsam und eignet sich deshalb sehr gut für trockene Gebiete, in denen es auch bei knappen Futterverhältnissen ausreichenden Nutzen liefert. In diesen Zusammenhange seien auch das Leinschaf und das Rhönschaf als genügsame Landschafrassen erwähnt.

Zusammengefaßt kann man sagen, daß die Merino-, Wald- und Fleischschafe gesunde Ställe und täglichen Weidegang mit üppigem Graswuchs verlangen, während die Fleischschafrassen am besten dort gedeihen, wo die Schafe in Herden auf üppigen Grasflächen sich tummeln können. Die Landschafrassen dagegen nehmen auch mit spärlichem Graswuchs vorlieb.

Unser praktischer Wink

Gebläse — ja, aber richtig anwenden!

Das Gebläse ist die ideale Förderanlage für den Bauernbetrieb. Der Einsatz ist sowohl bei der Heu- und Getreideernte als auch zum Füllen von Gärfutterbehältern, zum Transport von Häcksel, Kaff und Getreidekörnern möglich. Für den Bauernhof reicht im allgemeinen ein Gebläse mit 500 mm Rohrweite und einem 7—10 PS-Motor aus. Vielfach wird der Fehler gemacht, das neu angeschaffte Gebläse ohne Beschickung mit Fördergut auszuprobieren. Das ist grundfalsch und hat leicht ein Durchbrennen der Wicklung des Motors zur Folge. Auch sonst werden im Betrieb dieser noch wenig bekannten Maschine viele Fehler gemacht, wie Diplomlandwirt Haase, Burgdorf, in Heft 4/5 der „Mitteilungen für die Landwirtschaft" ausführt. Scharfe Winkel müssen möglichst vermieden werden, anstelle von 90 Grad-Bögen baue man lieber solche von 45 Grad ein und gehe langsam schräg hoch; man erhöht dadurch die Leistung und senkt den Kraftbedarf. Das Einlegen muß gleichmäßig, nicht stoßweise erfolgen. Sehr wichtig ist eine ungehinderte Ausblasöffnung. Die Rohrverbindungen müssen gut aneinander passen und durch gut sitzende Schellen luftdicht verschlossen sein.

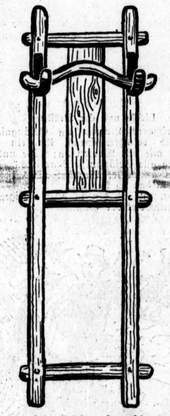
Vitamine im winterlichen Grünfutter für Hühner

Im Sommer macht man sich wegen vitaminreicher Fütterung der Hühner wenig Gedanken. Sie finden beim Auslauf Vitamine reichlich in Gras und Kraut. Um aber auch im Winter gute Legeleistungen zu erzielen, ist es notwendig, den Hühnern verschiedene Sorten Grünfutter zu verabreichen, die Vitamine enthalten. Der Nährwert des Grünfutters ist verhältnismäßig gering, aber der Gehalt an Mineralsalzen und Vitaminen ist wertvoll. Durch die Fütterung mit Heumehl erhalten die Hühner wohl die Mineralsalze, aber die Vitamine sind durch die Trocknung verloren gegangen. Man muß noch frisches Grün zufüttern. Dazu können von den Kohlsorten Weißkohl, Grünkohl und Markstammkohl Verwendung finden. Auch Kohlabfallblätter sind für die Fütterung der Hühner gut geeignet. Der Weißkohl ist trotzdem einzumieten, während Grünkohl und Markstammkohl im Freien überwintern können. Um Verdauungsstörungen zu vermeiden, darf Kohl nicht in gefrorenem Zustand verabreicht werden.

Gärfuttertransport aus dem Behälter zur Futterkrippe

Der Transport des Gärfutters zum Stall macht sehr viel Arbeit, vor allem, wenn es sich um Hochbehälter handelt. In diesem Fall läßt es sich vielfach nicht umgehen, in dem Behälter eine besondere Bühne anzubringen, auf die das Futter zunächst geworfen wird, um von dort aus in den Wagen gebracht zu werden.

Eine sehr praktische und nachahmenswerte Transportvorrichtung für Gärfutter, bei der das Futter auf dem Wege zum Stall nur ein einziges Mal Handarbeit erfordert, sahen wir kürzlich in der Versuchswirtschaft Rodegast des Instituts für Pflanzenbau in Halle. Neben dem Gärfutterbehälter befindet sich ein Eisengerüst mit Transportschienen und einfacher Hebevorrichtung. Das Gärfutter wird im Behälter in Eisenfässer (alte Benzinfässer von 400 Liter Inhalt o. dergl.) gefüllt. Diese Fässer werden mittels der Hebevorrichtung gehoben und auf den Transportschienen zum Wagen transportiert (s. Abbildung). Eine ähnliche Vorrichtung befindet sich im Stall, auch hier werden die Fässer ohne jede Handarbeit direkt in den Futtergang gebracht und hier durch automatisches Umkippen entleert.



Bei dieser Schlachtleiter braucht man keinen Strick. („Landw. Bilderdienst" M.)

Schlachtleiter ohne Stricke

Den billigsten Grünfutterersatz bildet die Runkelrübe, ihr Gehalt an Vitaminen ist jedoch nicht bedeutend, außerdem erzeugt die Oxalsäure der Rüben leicht Durchfall. Mohrrüben und Wiederrüben, gereben in Weichfutter gegeben, können als Ersatz von Grünfutter ebenfalls Verwendung finden. Als Grünfutterersatz ist Kleesprau nicht zu vergessen, das sind die Blütenblätter, die vom Klee abfallen und sehr oft keine Beachtung finden. Kleesprau gibt man mit dem Weichfutter, wenn große Vorräte vorhanden sind kann man etwas davon in die Einstreu schütten.

Zum Hausschlachten gehört in jedem Falle auch eine entsprechende Leiter, auf die das geschlachtete Schwein zum Ausschlachten und Ausschlachten gehängt wird. Zu diesem Zweck wird das Schwein meist mit Stricken an die Leiter gebunden. Vielfach hat man dazu besonders kräftige Leitern, die zu keiner anderen Arbeit Verwendung finden. Eine besondere Schlachtleiter kann aber auch vom Stellmacher gemacht werden, der sie mit drei breiten Sprossen versieht und die obere und mittlere Sprosse mit einem breiten Brett verbindet. Die Herstellung der Leiter ist dadurch vereinfacht, und da nicht so viele Bohrlöcher in den Leiterholmen notwendig sind, ist auch die Haltbarkeit noch verbessert. Am oberen Ende der beiden Leiterbäume kann man große kräftige Haken anbringen, auf die ganz einfach das Schlachtvieh gelegt wird, ohne daß ein Anbinden erforderlich ist. Daß diese Haken sehr arbeitsparend und praktisch sind, leuchtet ein. Es empfiehlt sich, diese einfache Vorrichtung auch bei vorhandenen Schlachtleitern nachträglich anzubringen.

Landwirt Höppner, Zurow

„Der 7. Tag" antwortet

Ueberwintern der Zimmerpflanzen (M. T. in D.). Im letzten Winter sind mir verschiedene Zimmerpflanzen trotz sorgfältigster Pflege eingegangen. Welchen Aufbewahrungsort muß ich wählen, um Verluste zu vermeiden? Es handelt sich um Begonien, Primeln, Azaleen, Araukarien u. a.

Antwort: Sämtliche Zimmerpflanzen sind nun in die Winterquartiere zu bringen. Die genannten Pflanzen bringen Sie am besten

Diese Pflanzen danken die gute Pflege durch üppiges Wachstum und Blühfreudigkeit. („Landw. Bilderdienst" M.)

in einem wenig geheizten Raum unter, mit dem Gießen muß man vorsichtig sein. Die Fettpflanzen stellt man hell und kühl. Palmen bringen etwas wärmer. Die Pflanzen aus Balkon und Fensterkasten sind in luftigen Kellern zu überwintern.

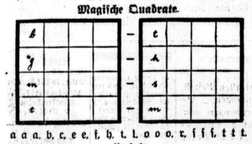
Auslauf der Kaninchen im Winter (M. S. in P.). Ist es zweckmäßig, meinen Kaninchen auch im Winter einen Auslauf zu verschaffen?

Antwort: Kaninchen, die im Sommer viel Auslauf hatten und nun im Winter ständig im Stall sitzen müssen, verfetten leicht. Deshalb ist unbedingt dafür zu sorgen, daß die Tiere auch im Winter, bei trockenem Wetter, einen Auslauf haben. Wenn keine Schutzhütten vorhanden sind, muß man wenigstens ein genügend großes Brett als Sitzgelegenheit auf den Boden. Nach ungefähr 30 Minuten haben sich die Tiere ausgetobt und können dann wieder in den Stall zurückkommen. Jeder Züchter sollte sich unbedingt täglich dieser Mühe unterziehen, er hält seine Tiere gesund und härtet sie ab.

Blut unter der Ziegenmilch (K. M. in T.). In letzter Zeit habe ich bei der Milch meiner Ziege Blut festgestellt. Um welche Krankheit handelt es sich dabei und was ist dagegen zu tun? Kann ich die mit Blut durchsetzte Milch verfüttern?

Antwort: Vermutlich leidet die Ziege an einer Euterkrankheit. Eine genaue Angabe darüber ist natürlich ohne Untersuchung an Ort und Stelle nicht möglich. Wir empfehlen Ihnen, die Ziege von einem Tierarzt genau untersuchen zu lassen. Die mit Blut durchsetzte Milch können Sie natürlich verfüttern, am besten in abgekochtem Zustand.

Magische Quadrate.



a a a, b, c, e e, f, h, i, l, o o o, r, s s, t t t, u, ä ä.

Vorstehende 24 Buchstaben sind in die freien Felder obiger Quadrate einzustellen. Erfolgte dies richtig müssen:

1. die je vier waagerechten Reihen der beiden Quadrate bekannte Hauptwörter mit den angeführten Anfangsbuchstaben ergeben und
2. die waagerechten Reihen beider Quadrate zusammengezogen Doppelwörter

Die Einzelwörter haben folgende Bedeutung: 1. Nachtlager. 2. Uebertriebene Sparsamkeit. 3. Meßgerät 4. Brennbare Erde 5. Wollener Kleiderstoff 6. Körperteil 7. Personal einer Kommandostelle. 8. Blütenlose Pflanzenart.

Doppelpyramide.

Werden die Buchstaben in [illegible] Doppelpyramide richtig geordnet, so ergeben die waagerechten Reihen von der Spitze bis zur Mitte Wörter mit folgender Bedeutung:

1. Buchstabe. 2. tierischer Fruchtkörper. 3. türkischer Titel. 4. Küchengerät. 5. Pflanze 6. Edelmetall.

Jedes Wort besteht stets aus den gleichen Buchstaben wie das vorhergehende und nach einem weiteren Buchstaben. Von der Mitte nach unten ist alsdann immer ein Buchstabe zu streichen, und es ergeben sich nun Wörter mit nachstehender Bedeutung:

1. Wortbestandteil, 2. griechische Landschaft. 3. Vogelweibchen. 4. Tonstufe. 5. Buchstabe.

Bilderrätsel.

Ortsnamenumbildung.

Basel — Burgstädt — Dagöe — Darup — Demmin — Tenner — Eve — Kalau — Pinnow — Ramsau — Thale — Weimar.

Aus vorstehenden 12 Ortsnamen sollen durch Zusammenstellen neue Ortsnamen gebildet werden.

Die Zusammenstellung hat in der Weise zu geschehen daß je eine End- und eine Anfangssilbe der angebenen Namen einen neuen Namen ergeben.

Silbenaustausch.

Termin — Baude — Tenor — Richmond — Serge — Tischler — Roller — Dinge — Peter — Komet — Nepal — Rentel — Sterling — Dollart — Mieze — Wiennig — Sesterz

In vorstehenden 17 Wörtern streiche man die letzte Silbe und füge an den Anfang der sich ergebenden Bruchstücke eine der nachfolgenden Silben an so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Die so gewonnenen Wörter ergeben, werden deren Anfangsbuchstaben miteinander verbunden ein nationalsozialistisches Winterhilfswerk. Die anzufügenden Silben sind:

ab — che — dot — e — e — fres — gran — ho — i — i — nach — o — plem — ra — sek — ti — trof.

Vielfältig.

Licht und Sonne Mond und Sterne
Spenden mich dir nah und ferne.
Bin ich aber aus Papier,
Bin ich stets sehr wertvoll dir.
Manchmal auch ein Dokument,
Dran die Wahrheit man erkennt.
Doch in deines Herzens Schrein
Kann ich nie die Wahrheit sein.

Streifenrätsel.

RA	HZ	RS	UF	IC	WE
ER	ÄM	NS	TD	CH	GE
TS	Ni	RN	CH	ET	LE

Vorstehende sechs Streifen sind so zu ordnen, daß die Buchstaben, miteinander verbunden und waagerecht gelesen, einen Sinnspruch ergeben.

Doppelsinnig.

Auf des Gebirges Wort hoch droben,
Rief ich: „Wie schön ist doch die Welt!"
Nun Frauchen seufzte: Endlich oben!" —
Mal seh'n, ob die Frisur noch hält."
Holt Wort und Spiegel vor und fragt sodann:
„Bin ich nun wieder hübsch, mein lieber Mann?"

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreisrätsel: 1 Knese, 2 Piano, 3 Niaga 4 Gicht 5 Tarif 6 Stroh 7 Föehr, 8 Ziege 9 Loewe 10 Stirn 11 Natur 12 Dover 13 Revel 14 Gruen 15 Linie. — Kein noghaft Herz gewinnt den Preis

Inhaltsreich: „Frisch gewagt ist halb gewonnen!"

Denksportaufgabe: Fräulein B. schrieb folgenden Brief: „ Ihre Anfrage vom . dürfte durch meine am gleichen Tage nach dort erfolgte Lieferung ihre Erledigung gefunden haben und vermute ich die Ware heute in Ihren Händen. Ein Bruch in meiner Fabrikanlage zwang meinem Betrieb ein paar Tage Ruhe auf wodurch die Verzögerung in der Lieferung eintrat."

Aus zwei mach eins: Wehr-Pflicht. Eis-Berg. All-Furt Hand-Kuß. Not Stand. All-Macht Thein-Dorn Heim-Busch Trug-Schluß Sinn-Spruch Ahn-Frau Ruhr-Ort. Bad-Brei Eck-Stein Im-Fluß Treff-Punkt. Ernst-Thal Nerz-Pelz. — Weihnachtsarbeiten.

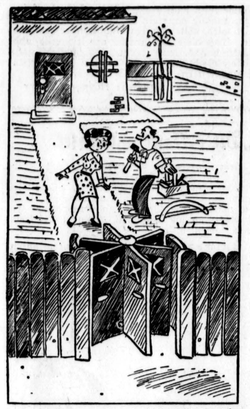
Viteratisches Versteckrätsel: Friedrich Rückert.

Domnoaufgabe: Man setze an Stelle der Augen auf den Domnosteinen den durch die Zahl der Augen bezeichneten Buchstaben von oben und erhält so: Worte sind nicht Taten."

Scharade: Felleisen

Kürzungsrätsel: du, en ro we, af, rt, mo ei, of fe et nt. — Der warme Ofen

Sprichworträtsel: Im Glück will jeder dein Freund sein.



„So, Elvira, nun wirst du dich nicht mehr darüber zu ärgern brauchen, daß die Gartentür nicht zugemacht wird!"

(Zeichnung: Kleppe.)

Beweis

„Sie kommen mir bekannt vor! Haben Sie nicht vorgestern hier gespeist und zu zahlen vergessen?"

„Ausgeschlossen, Herr Ober; dann wäre ich doch heute nicht wiedergekommen!"

*

Fritz kommt in den Laden: „Für'n Groschen Motrich!"

„Aha", meint der Kaufmann freundlich, „für Würstchen, wie?"

„Nein", erklärt Fritzchen ehrlich, „für Türd.ücker!"

Wörtlich

„Herr Ober, sagen Sie doch dem Wirt, daß der Braten wieder so zäh ist, der Ochse scheint ziemlich alt zu sein."

„Aber lieber Herr, er wird doch erst nächste Woche fünfzig Jahre, das ist doch für einen Mann kein Alter!"

Immer höflich

„Mein Name ist Krüger! Ich bin der Bräutigam der Dame, die Sie belästigten, und komme, um Sie zu verprügeln!"

„Sehr angenehm!"

Vorrätig

„Der Onkel ist doch Nichtraucher; warum willst du ihm zum Geburtstag ein Kistchen Zigarren schenken?"

„Weil ich ihn nach dem Geburtstag vier Wochen zu besuchen gedenke!"

(Fliegende Blätter.)

*

Doolittle hatte im Erdgeschoß eines achtzigstöckigen Wolkenkratzers seinen Laden. Eines Vormittags klebte er plötzlich Zettel an die Schaufenster: „Totaler Räumungsausverkauf, Dauer drei Stunden!"

„Was ist los, Doolittle, warum diese Hast?"

„Im dreißigsten Stockwerk ist Feuer ausgebrochen!"

(Münchener Illustrierte Presse.)

*

„Ich würde dir ewig dankbar sein, wenn du mir hundert Mark borgen könntest."

„Das weiß ich, lieber Freund, wie aber könnte ich dir eine solche Verpflichtung aufbürden!"

(Berlingske Tidende.)

„So, du studierst jetzt? In welchem Semester bist du denn?"

„Das dritte Jahr im ersten Semester."

(„Caras y caretas Argentinien.")

Sie saßen beim Dunkelwerden in der Gartenlaube und küßten sich viel und lange. Etwas ängstlich fragte er schließlich: „Wenn uns nur dein Vater nicht wieder hier erwischt, liebe Liesa!"

„O nein", lächelte Liesa, „ich habe nämlich vorhin die Wasserleitung angebohrt, und nun hält Vater den Daumen auf das Loch, bis ich mit dem Klempner wiederkomme!"

*

Einige Tage vor der Hochzeit besucht Karl seine Verlobte, trifft aber im Wohnzimmer nur seinen zukünftigen Schwager, den zwölfjährigen Hans.

„Bitte, rufe doch Elly!" sagte er freundlich.

„Die hat keine Zeit, sie verbrennt schon seit heute früh Liebesbriefe", antwortet Hans.

(Neue Z. Z.)

*

„Als ich den neuen Anzug zum erstenmal zuknöpfte, platzte sofort die ganze Rückennaht!"

Schneider: „Da waren wahrscheinlich vorne die Knöpfe zu fest genäht!"

*

Lehrer: „Welches Tier kommt mit der wenigsten Nahrung aus?"

Schülerin: „Die Motte — sie frißt nur Löcher!"

*

„. . . und hier, meine Herrschaften", erklärte der Fremdenführer im Alten Museum in Berlin, „sehen Sie eine dreitausend Jahre alte ägyptische Mumie. Es ist wohl anzunehmen, daß Pharao sie noch gesehen hat!"

„Mama", flüstert ein Besucher den anderen an, „war denn Pharao überhaupt mal in Berlin?"

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

„Herr X. ist aber ungalant! Neulich in der Straßenbahn ließ er mich stehen!"

„Tröste dich, mich ließ er sitzen!"

Aneinander vorbei

„Ich sah, wie Sie meine Tochter küßten, ich liebe das nicht."

„Sie haben ja keine Ahnung, wie schön das ist."

*

„Ich kriege seit einiger Zeit immer Drohbriefe. Kann man denn nichts dagegen machen?"

„Aber natürlich! Das Schreiben von Drohbriefen ist strafbar. Haben Sie denn keine Ahnung, wer die Drohbriefe schreibt?"

„Ja. Es ist die Firma, die mir die Möbel lieferte."

Lincoln und der Sträfling

Als Präsident Lincoln ein Gefängnis in Springfield besuchte, sprach ihn ein alter Sträfling mit den Worten an: „Sie und ich, wir kennen alle Gefängnisse Amerikas."

Erstaunt antwortet Lincoln: „Das ist aber das erste, in das ich komme!"

„Nun ja, und ich bin in allen übrigen gewesen", antwortet der Gauner.

„Hunderte von Kilometern sind wir gefahren, um in diese Landschaft zu gelangen, und nun betrachtest du fortwährend dein Gesicht."

(„Everybodys", London.)

Mißverstanden

„Tiefe Atmung, lieber Herr, zerstört die Bakterien!"

„Schön, Herr Doktor! Aber wie kann ich die Biester dazu bringen, tief zu atmen?"

Der richtige Weg

„Können Sie mir sagen, wo hier das nächste Polizeirevier ist?"

„Gewiß, fahren Sie man noch 'ne Weile mit Ihrem Fahrrad auf dem Bürgersteig, dann wird schon einer kommen, der Sie direkt da hindringt!"

(Lustige Blätter.)

Verbotener Durchgang

An der Tür zum Vorzimmer des Direktionsbüros einer Großbank hängt ein Schild mit der Aufschrift: „Durchgehen verboten!" Maimann geht trotzdem durch. Da kommt der Diener. „Können Sie denn das Schild nicht lesen?"

„Doch", sagt Maimann, „aber ich dachte, das gilt nur für Direktoren und Kassierer!"

(Lustige Blätter.)

Güteverhandlung

„Warum haben Sie denn den Mann erst beleidigt und dann noch geohrfeigt?"

„Ja, mir ist erst später in den Sinn gekommen, daß der Mann schwerhörig ist!"

(Fürcher Illustrierte.)

„Ihr Schwager, der Zahnarzt, ist so zerstreut, sagen Sie?"

„Ja. Als wir kürzlich zum Tee bei ihm waren, reichte er mir die Tasse herüber und sagte: „Bitte, spülen Sie den Mund aus!"

(Answers.)

Die schwache Seite

„Sie opfern aber viel Zeit für Ihre Frisur, gnädige Frau!"

„Ja, mein Kopf ist meine schwache Seite!"

(Tit-Bits.)

*

„Was? Du rauchst dieselben teuren Zigarren wie dein Chef?"

„Ja, aber er raucht die erste Hälfte."

(Humorist.)

*

„Sie hätten sich waschen sollen, ehe Sie zu mir in die Sprechstunde kamen", meint der Arzt entrüstet.

„Sie haben recht, Herr Doktor", erklärt der Besucher, „aber ich dachte, es handele sich um eine innere Erkrankung!"

(Popolo d'Italia.)

*

Ein Mann, dem ein Kraftfahrer ein Bein zertrümmert hatte, verlangte eine Entschädigung von 10 000 Lire.

„Halten Sie mich für einen Millionär?" begehrt darob der Autofahrer auf.

Energisch antwortet der Verletzte: „Halten Sie mich etwa für einen Tausendfüßler?"

(Domenica del Corriere.)

*

Arzt: „Ich verstehe nicht, woher Ihre Frau die blutunterlaufenen Stellen auf dem Rücken hat."

Ehemann: „Das kann ich Ihnen sagen, Herr Doktor. Seit sie krank ist, liegt sie nämlich auf dem Hausschlüssel!"

„Bei jeder Gelegenheit sagt er zwar zu mir, ich sei sein Schatz, aber nach Paris nimmt er mich nie mit."

„Das ist doch nicht überraschend, oder weißt du nicht, daß Wertsachen nicht ins Ausland ausgeführt werden dürfen?"

Ein besserer Maßstab

„Man sollte einen Mann niemals nach seinen Kleidern beurteilen!"

„Das tue ich auch nicht — ich beurteile ihn lieber nach den Kleidern seiner Frau!"

(Vor Alle)d.

Gut gegeben

Fährgast zum Chauffeur einer Taxe: „Nun fahren Sie aber schnell mit Ihrer Affenkarre."

Chauffeur: „Und wo soll ich den Affen abladen?"

Logisch

„Ich habe gehört, Herr Generaldirektor, daß Sie sehr klein angefangen haben?"

„Ja, soviel ich weiß, habe ich nur sechs Pfund gewogen, als ich geboren wurde!"

Der Schreck

„Denk dir nur", sagt die Schwiegermutter zu ihrem Schwiegersohn, „ich habe eine Doppelgängerin."

„Großer Gott, das auch noch!"

Beinahe stimmte es

„Ist es wahr, daß du in Monte Carlo zehntausend Mark gewonnen hast?"

„Ja, so ungefähr! Genauer gesagt, es ist nicht in Monte Carlo, sondern in Zoppot gewesen, und es waren nicht zehntausend, sondern zehn Mark, und ich habe sie nicht gewonnen, sondern verloren!"

(Magafinet)d.

Wie ein Licht

Frau Knauer sagte liebenswürdig: „Ihr Mann hat doch eine blendende Gesundheit, Frau Höhne . . . er hält sich noch so gerade wie ein Licht, trotz seiner siebzig Jahre!"

„Ja, aber wie ein schlechtes Licht", seufzte Frau Höhne, „er geht zu oft aus, und meistens gerade Abends!"

(Extrablatet)d.

Immer der Reihe nach

Der Arzt öffnete die Tür zum Wartezimmer. „Wer am längsten gewartet hat, kann hereinkommen!"

„Ausgezeichnet!", sagte sein Schneider und zog die Rechnung aus der Tasche.

(Barа Nöjend.

Zuviel verlangt

„Du, Herta, ist dein Chef schon einmal frech zu dir geworden?"

„Na und ob! Kommt der neulich in mein Zimmer gerast und sagt: „Na, Fräulein Lehmann, nun aber mal ein bißchen dalli ran an die Arbeit."

„Also, wenn ick een gesoffen hab', kann ick nich arbeiten — so geht es nicht weiter. Ick jloobe, ick wer' datt Arbeiten uffjeben müssen."

Es war am Sonntag nachmittag

Frau Heidepriem saß mit ihrer Weihnachtsstickarbeit im Lehnstuhl. Herr Heidepriem lag auf dem Sofa und las die Sonntagsbeilage. Plötzlich sagte Frau Heidepriem: „Hast du an den Kanarienvogel gedacht?"

„Ja!" brummte ihr Mann.

„Hast du ihm Futter gegeben?"

„Nein!"

„Na höre mal, was hast du denn eigentlich getan?"

„An ihn gedacht!"

(Vibens Tegn)d.

Retourkutsche

„Was, das nennen Sie einen Hut, was Sie da auf dem Kopfe tragen?" rufe die Nachbarin ihrer Freundin zu.

„Und Sie hatten das für einen Kopf, was Sie unter dem Hute haben?"

Verschnappt

Gast: „Ich finde, Herr Ober, das Essen bei Ihnen wird von Tag zu Tag schlechter."

Kellner: „Das ist aber unmöglich, mein Herr!"

Schmeichelei

„Angeklagter", sagte der Richter, „alle Geschworenen sind von Ihrer Schuld überzeugt."

„Ach, Herr Richter, Sie sind doch viel zu intelligent, um sich von den Geschworenen beeinflussen zu lassen."

Freundinnen unter sich

„Weißt du, ich bin ganz unglücklich, Grete, meinem Verlobten gefällt meine letzte Photographie gar nicht."

„Na, das kann ich nicht verstehen, gerade auf der Photographie bist du so gut und vollkommen natürlich getroffen."

Paradox

„Nachdem er drei Maß Bier hinuntergespült hatte, kam endlich sein trockener Humor zum Vorschein."

Ueberraschung

„Die Uhr war ja recht billig, die Sie mir vor drei Wochen verkauft haben, aber sie geht bald vor, bald nach!"

„Donnerwetter, geht die noch immer?!"

Nehmen Sie bitte bei allen Bestell. Anfragen. Anordnungen usw. **auf d. Anzeigen** t. „7. Tag" Bezug. **Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7. Tag" vollen Erfolg haben.**

Junggeselle, kath., 34 Jahre, i. sicherer Stellung, schönes Vermögen vorh., neu. Wohnhaus, 15 Morg. gut. Acker., sucht passende Bekanntschaft zwecks baldiger **Heirat**. Offerten mit Bild unter W. G. 88912 a. d. Buchdruckerei Wilh. Mevers in Bielon.

1937er Rheinwein 20 Ltr. 19 Mk. Nachn. **Weinhuth 5** Wallertheim b. Bingen.

Billige Fische 1-Ltr.-Dos. ff. Räucherlachs 1-Ltr.-Dos. ff. Bratheringe 1-Ltr.-Dos. ff. Salzheringe 1/2-Ltr.-Dose ff. Bratheringe in Tomate 1/2-Ltr.-Dose ff. Bratheringe in Gelee 1/2-Ltr.-D. ff. Bismarckh. 1 Dose ff. Fettheringe in Tomatentunke zus. 5-kg-Pak. 3.80 M ab hier. Verpack. frei **Domke, Hamburg 11/81**

Baby schütze dein Gehör aber... durch den AKUSTIKA Gummisauger! Normalweite, Warzenverbreiterung u. Schutzrand! Weichheit auch b. Zugluft etc. Ärzte u. Apoth. 30-40 Pf. AKUSTIKA, Spandau

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspaltige private Anzeigen 10 Pf., für einspaltige Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. — Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 3504.

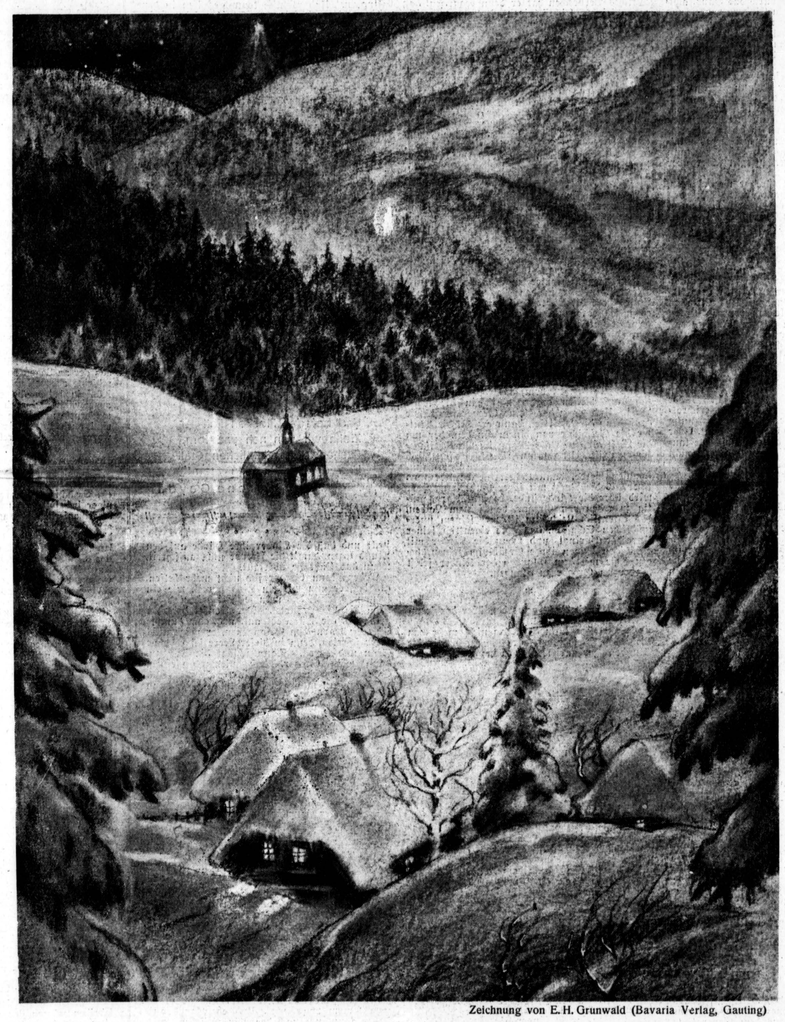
Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 3. Vj. 38: 34 350. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 52 Einzelnummer 15 Pf. Weihnachten 1938

Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land



Zeichnung von E. H. Grunwald (Bavaria Verlag, Gauting)

Weihnachten

von Joseph v. Eichendorff

Markt und Straßen steh'n verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein steh'n und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!

Die Glocke ruft

Von Josef Martin Bauer

Leise geht Frau Agnes durch das Haus, achtlos beinahe geht sie an den Kindern vorbei, und wenn eine kleine Hand nach ihr faßt, dann wehrt sie jedes Schmeicheln unwillig ab. Auf dem Tisch im Wohnraum sind die Dinge zurecht gelegt, an denen die Kinder vielleicht Freude haben werden, wenn schon sonst keine Freude sein darf in diesem Haus. Draußen läutet ein raubhörniger Mann heftig am Glockenzug. Er bringt den Baum und sagt mit polternder Stimme etwas von frohen Festtagen. Dann bringt die Frau von drüben den Stollen, und auch sie läutet so heftig, daß Agnes darüber erschrecken muß, weil jedes Glockenläuten sie daran gemahnt, daß ihr Mann sonst so heftig anzuläuten pflegte. Der aber ist weit fortgegangen.

Am Frühjahr schon ist Gregor weggefahren, wieder einmal in die weite Welt. Mit den vier Kindern und der Ungewißheit, mit einem hastigen Kuß und eiligen Wünschen hat er Agnes zurückgelassen. Das war im Frühjahr. Seitdem sind zuweilen so leichte, fröhliche, leichtsinnige Grüße ins Haus gekommen, die etwas Nebensächliches von der schönen Welt und etwas Sachliches von einem guten Geschäftsgang erzählt haben. Aus dieser Nebensächlichkeit freundlichen Gedenkens hat Agnes klarer noch als aus jenem zufällig entdeckten Brief, der im Haus schlecht verborgen liegen geblieben war, verstehen lernen müssen, daß Gregor nur selten noch an sie und die Kinder denkt, weil ein anderer Mensch mit ihm den Weg der Reise teilt, ein Mensch, der mit anderer Liebe vielleicht imstande sein wird, die Liebe zu Agnes und den Kindern auszulöschen für immer.

Wieder läutet es, und diesmal ist es der Milchbauer. Wieder aber ist Agnes erschrocken, weil doch immer eine kleine Hoffnung wach wird, so oft jemand die Glocke zieht. Aber die Welt ist groß, und Gregors Geschäfte laufen weit. Nach dieser Reise wird er wohl nicht mehr zu Agnes kommen.

Von Saloniki aus hat er geschrieben. Es läutet wieder, und wieder kommt etwas Unwichtiges zum Fest.

Er hat geschrieben aus Jassy, aus Ankara, aus Odessa, aus Kiew.

Wieder läutet die Glocke, und nun erträgt Agnes das nicht mehr, daß man in ihren stillen Tag fröhlos hineinläutet. Ehe wieder irgendwer mit einem gellenden Glockenruf sie dringlichen kann, nimmt sie den handbreiten Lederzug aus der Oese, so daß niemand mehr läuten kann, weil der Glockenzug eben im Futter der Wohnstube verbrennt zu einem Wurm von Asche. Von da an wird das Haus still, nur das Kinderlachen dringt gedämpft noch durch die Türen.

*

Es ist zur selben Stunde am selben Tag in Kiew:

Der ermüdende Gleichton schwerer Stiefelschritte mißt seit Stunden den endlosen Korridor, seine Uhr zerteilt Gregors langen Tag. Kein Mensch kommt, um Gregor mit Fragen zu quälen.

Was hat er denn getan, daß man ihn wegreißen durfte aus dem geschäftlichen Tun? Welches Verbrechen hat er denn begangen, daß man seinen leichtsinnigen Traum zerreißen durfte mit grausamem Faustgriff?

Die Kälte klebt an dem kleinen Fenster der Zelle. Seit vier Tagen dauert das nun, und noch ist niemand gekommen, ihm zu sagen, was er gefehlt haben soll. Leichtsinnig ist er wohl gewesen, in eine endlose Welt hat er sich verlaufen wollen, aber ein Verbrechen hat er nicht begangen. Die Kälte ist es nicht, was seine Hände steif gemacht hat. Hier fällt das Frieren jeden an, und dieses Frieren hat etwas vom Tod an sich, der hier nichtsogenug umschleicht oder mit Stiefelschritten draußen geht.

Dies ist zur selben Stunde am selben Tag in Kiew.

*

Behutsam fängt es zu schneien an.

Um vier kommt schon die Nacht, in die Frau Agnes zweifelnd hinausspäht, ob nicht ein Mensch die Füße blankscharrt vom neuen Schnee. Der Klingelzug aber ist verbrannt, und man läßt sie in Ruhe. Doch es wird keine Ruhe, wenn Angst die Frau bedrängt, wenn sie etwas durch das Haus schleichen spürt, was mit kaltem Atem sich zuweilen über sie beugt und diesen Atem ihr in den Nacken bläst. Frau Agnes steckt die Lichter auf den Baum, wie sie es mit Gregor zusammen bisher jedes Jahr gemacht hat, um mit ein wenig Licht das Ahnen finsterer, unbekannter Dinge abzuwehren. Vielleicht hat Gregor doch nicht vergessen, welche Zeit man schreibt.

Wie die Mütter sonst den Kindern eine wunderliche Mär erzählen, so beginnt Frau Agnes zu frechen vom Vater, der im Frühjahr auf Reisen gegangen ist in die weite Welt. Und wenn der kleine Gregor fragt, wie groß denn die Welt sei, dann erzählt die Mutter die Geschichte von einem Knaben, der um die Welt ging und als Mann im Bart heimgekommen ist. Und wenn Angelchen fragt, ob der Vater auch mit so einem großen Bart heimkommen werde, dann lächelt die Mutter nur. Aber als die Nacht mit ihrer Ruhe ganz herb wird über die Kinderstube, beginnt Agnes allzu zu reden von Gregor, von seinen Lachen, das eigentlich Leichtsinn ist, von seinem unermüdlichen Schaffen, daß doch eigentlich seiner Unrast entspringt und wenn die Kinder mit gläubigen Augen ihrer Erzählung folgen, beginnt sie mit dem Glauben der Kinder selbst wieder an Gregor zu glauben.

*

Es ist längst Nacht geworden über der fremden, grausamen Stadt.

Gregor aber kann den Tag nicht mehr von der Nacht scheiden, er hört nur noch, wie die Stunden zerhackt werden von dem Stiefelschritt eines Mannes, der da draußen endlos hinauf und endlos hinab geht. Ein Stuhl nur ist in dem engen Raum, und wenn Gregor den Stuhl auf die Bretterlage stellt, die ihm zum Schlafen dient, kann er mit dem warmen Finger in den Reifbelag des Fensters einen dunklen, wässerigen Flecken einprägen.

Wie ein Kind spielt er so. Wie ein Kind verliert er dann die Zeit abzuzählen an den Fingern. Und plötzlich kommt es ihm in den Sinn, wie er daheim den Stuhl auf den Tisch gestellt hat, um die höchsten Kerzen des Baumes anzuzünden. Wenn die höchsten Lichter brannten, mußte Gregor auf leisen Füßen zur Haustür schleichen und dreimal am Klingelzug reißen, daß es durchs ganze Haus hallte, wenn eben die Tür zum Wohnraum sich auftat.

Er steigt wieder auf den Stuhl und preßt das Gesicht an die Scheibe und versucht zu sehen, was da draußen in der fremden, grausamen Stadt ist, er will die Menschen gehen sehen, die spät noch ihren Baum nach Hause tragen. Aber da draußen ist gar nichts als die Nacht.

Den Tag weiß er nicht, aber es muß wohl so sein, daß man jetzt daheim die Lichter anzündet und daß die Kinder ihre Hände auf den Mund legen, damit die Freude nicht aufschreit, wenn das Licht sie überfällt.

Anders kann Gregor sich nicht mehr helfen, als daß er nun wie ein Kind schreit, wie ein sehnendes Kind, das man festhält, während daheim die Liebe wartet. Der Schritt draußen bricht ab, die Tür geht auf, und eine dumpfe Stimme warnt den Gefangenen, er möge nicht mehr schreien, denn in dieser Heere sei es ohne Sinn und Zweck. Dann schlägt die Tür zu, denn weiß Gregor, daß niemand seinem Schreien Antwort geben wird.

Aber wenn man ihn schon toben läßt, dann will er sich ausschreien, bis er müde wird. Er steht wieder auf dem Stuhl und stößt die Scheibe durch und spürt hinter der Scheibe ein klebriges Gitter, er reißt daran, im Ärgsinn des Wehrlosen und schreit hinaus in die Nacht, die ihn nicht hört und erhört. Und sein Schreien prägt langsam einen Laut aus, einen Namen, der sich immer wiederholt. Er ruft seine Frau, die mit den Kindern über den Flur gehen darf, wenn die Glocke dreimal läutet.

Da stellt er sich noch einmal mit den Füßen gegen das Mauerwerk, da wird er plötzlich, beglückt und verwirrt, daß Mörtel aus den Fugen rinnt, und in die Nacht hinaus fällt sein fremd klingender Ruf nach Agnes.

*

Es ist ganz Nacht geworden um das Haus. Nur ein wenig Schneelicht zeichnet die hellen Flecken der Gesichter im Zimmer, als Frau Agnes mit leiser Stimme zu Ende erzählt, was sie den Kindern erzählen will von ihrem Vater, der wohl nie mehr heimkommen wird.

Da wird plötzlich die Glocke angeschlagen, als ob ein Mensch mit aller Kraft der Verzweiflung am Klingelzug reiße. Und ein zweites Mal wird die Glocke geläutet, deren Riemenzug doch heute im Feuer verbrannt ist zu einem Marm von Asche. Und ehe Agnes aufstehen kann, um nach der Tür zu sehen, wird die Glocke noch einmal gezogen, diesmal leichter, friedvoller und gläubiger, nicht mehr so von der Angst gejagt.

Frau Agnes wundert sich darüber, als sie niemand vor dem Haus sieht und nicht einmal eine Spur im Schnee gezeichnet findet. Die Kinder wundern sich, weil die Weihnachtsstunde gekommen ist bei verdunkeltem Licht. Die Mutter aber, die bleich geworden ist beim Glockenzeichen, kündet nacheinander alle Lichter an, und während nun wieder ein wenig Farbe über ihr Gesicht kommt, erzählt sie den Kindern, daß der Vater wohl in einer Woche bei ihnen sein werde.

Denn von Kiew bis nach Hause sei höchstens die Reise einer Woche. Als der kleine Gregor aber sie fragt, warum der Vater nicht zu diesem Tag schon nach Hause gekommen sei, da lächelt Frau Agnes und sagt dem kleinen Menschen, daß er wohl noch um vieles größer werden müsse, um all die wunderlichen Dinge eines Lebens zu verstehen.

Dies nebenbei

Nun haben wir Weihnachten. Unser Dekret überlassen wir an diesem Tage unter dem zauberhaften Schein des Lichterbaumes ein mal gern den Stimmungen, die uns in jedem Jahre wieder gefangen nehmen. Aber der Statistiker läßt auch an diesem Tage keine Ruhe. Es reizt ihn, auszurechnen, wieviel Kerzen denn wohl in Deutschland zu Weihnachten brennen. Ja, da müßte man zunächst einmal wissen, wieviel Weihnachtsbäume denn überhaupt zum Fest aufgestellt werden in den deutschen Familien. Das kann man schnell feststellen: der jährliche Bedarf an Weihnachtsbäumen, die übrigens häufigst Fichten als „Tannenbäume" sind, beträgt durchschnittlich und rund 15 Millionen Stück. Eine runde Summe, nicht wahr? Wenn man nun für diese Bäume einen durchschnittlichen Kaufwert von 1,25 bis 1,50 RM zugrunde legt, kommt man auf einen Gesamtkaufwert von 20 bis 25 Millionen RM. Dabei ist noch interessant zu wissen, daß ein Baum von etwa 1,50 m Größe einen Wachsumsatz von 8 bis 10 Jahren benötigt. Um aber nun auf die Kerzen zurückzukommen: wenn an jedem Baum nur zwölf Kerzen brennen, müßten allein für das Weihnachtsfest 180 Millionen Kerzen hergestellt werden. Genügen Ihnen diese Zahlen? Aber damit Ihnen die Stimmung durch diese nüchternen Zahlen nicht verdorben ist, sei noch mitgeteilt, daß allerdings zum Weihnachtsfest etwa vier Millionen Gänse ihr Leben lassen müssen. Stören Sie nicht schon den Duft würzig in die Nase steigen . . .?

*

Sind Königskinder immer glückliche Kinder? Das weiß man nicht; im Falle der kleinen Prinzessin Feriaj, die als Tochter der jungen Königin Farida von Aegypten kürzlich das Licht der Welt erblickte, wollen wir es wenigstens hoffen. Gut wird es ja die Kleine haben. Augenblicklich sind die besten Maler Aegyptens im Abdin-Palast in Kairo damit beschäftigt, das schönste Kinderzimmer der Welt zu entwerfen. Großartige Märchenpracht wird die kleine Prinzessin hier umgeben, denn die Wände ihres Kinderzimmers werden mit allerlei seltsamen Nil-Tieren und mit Szenen aus der an Sagen so reichen ägyptischen Geschichte ausgeschmückt. Der König und die Königin haben die einzelnen Szenen selbst auswählt und auch das Spielzeug, das das modernste und beste der Welt ist. Natürlich sind auch Erzeugnisse der deutschen Spielwarenindustrie vertreten.

*

Kanarienvögel sind herrliche Sangeskünstler, das weiß man; aber daß sie auch ein Schiff überfallen können, ist weniger bekannt. So passierte es kürzlich dem amerikanischen Passagierdampfer „Santa Rosa" der Grace-Linie auf seiner Reise von New York in der Höhe von Crooked Island. Dort in der Caribischen See begegnete das Schiff einem ganzen Heer von wilden Kanarienvögeln, die sich in einer schätzungsweisen Stärke von etwa 4000 Tieren (die übrigens größer sind als gezüchtete Kanarienvögel) völlig erschöpft auf dem Dampfer niederließen. Anscheinend hatte ein starker Sturm sie auf die See hinausgeworfen. Die Vögel flatterten nicht nur auf dem Deck umher, sondern krochen auch durch alle Fenster in die Räume und Kabinen, in die Korridore und den Speisesaal. Sie zeigten sich auch gar nicht scheu und richteten unter den Reisenden einen heillosen Wirrwarr an. Auf den Köpfen und Schultern der Passagiere ließen sie sich nieder und erst am nächsten Morgen, als die Tiere sich erholt hatten und gefüttert worden waren, schwirrten sie wie auf ein verabredetes Zeichen wieder davon. Was sie zurückließen, war nicht eitel Freude . . .

*

Manchen sind die Feiertage gerade gut genug, um einmal einen ordentlichen und verdauenden Schlaf zu tun. Das nun hat Mr. Harry Chatter nicht nötig, der von Beruf ein Schläfer ist. Sie lachen? Aber recht! Er liefert den ganzen lieben langen Tag auf der faulen Haut, mit der er allerdings sein gutes Geld verdient. Mr. Chatter steht nämlich im Dienste einer großen Matratzenfabrik und hat nichts weiter zu tun, als Erzeugnisse dieses Unternehmens auf ihre Güte und Bekanntlichkeit zu prüfen. Er schläft die einzelnen Muster sozusagen „probe" und ist in der Lage, schon nach einstündigem Schlaf zu sagen, ob die Matraze gut oder schlecht, ob sie zu hart oder zu weich, ob sie bequem oder unbequem, kurz, ob sie für die Fabrikation geeignet ist. Denn auch in Sachen der Matrazen gibt es bekanntlich „Feinschmecker", oder hier müßte man sagen „Feinfühler", und die Matrazenfabriken müssen den verwöhntesten Ansprüchen gerecht werden. Eben dazu verhilft ihnen Mr. Chatter, der Berufsschläfer.

*

Da Jo-Jo sich mit den „Hauptsachen" sachlich nicht zu befassen hat, sondern überschriftsgemäß immer nur „nebenbei" etwas zu bemerken hat, möchte er auch an dieser Stelle allen Lesern und Leserinnen des „7. Tages" nun nebenbei ein recht fröhliches und glückliches Weihnachtsfest wünschen. Vor allem, daß Sie mit dem, was sich zum Fest so nebenbei ereignet, viel Glück bzw. kein Unglück haben. Verderben Sie sich beispielsweise nicht so nebenbei am Weihnachtsteller den empfindlichen Magen, und stecken Sie nicht so nebenbei aus Unachtsamkeit den Baum in Brand. Dagegen wünscht Ihnen, daß Sie nebenbei recht viel noch beschert bekommen.

Jo.-Jo.

Der Stern

Dunkler wird jegliche Nacht
— Sommer und Sonne so weit —
Schimmernde Kerze, entfacht
In der Mittwinterzeit.

Kleines Licht im Advent,
Hilf du uns finden den Ort
Wo wir erblicken das Kind,
Hören der Engel Wort!

Und bei der Flocken Fall
Ziehn wir von nah und fern,
Suchen den nächtlichen Stall
Und den erlösenden Stern!

Irene Gayda

Schließen drängt auf Tempo

Weihnachtsskizze von O. F. Schulz

Es war um die Jahrhundertwende.

Im deutschen Generalstab herrscht lebhaftes Treiben. Die Offiziere werden täglich mehrmals zu ihrem strengen Chef, dem Grafen Schlieffen, gerufen. Unaufhörlich erhalten sie neue und schwierigere strategische Aufgaben. Schlieffen arbeitet mit eiserner Energie an seinem westlichen Aufmarschplan, und die sechs Armeen, die er von Straßburg bis Koblenz zu stehen hat und immer wieder neu ordnet, zusammensaßt und auf ihre Stoßkraft prüft, lassen ihm weder Tag noch Nacht Ruhe. Er verlangt von seinen Mitarbeitern das Letzte. Und als es auf Weihnachten zu geht, sind die meisten in einem solchen Zustande der Erschöpfung, daß sie sich ein ehrliches Recht auf ruhige Feiertage erworben haben.

Einer der nächsten Mitarbeiter des Chefs, General K., der sich stark angegriffen fühlt, freut sich auf die kurze Ausspannung während des Festes ganz besonders. Er überlegt mit seiner Frau, wie man es sich am gemütlichsten einrichten könne.

Es ist der Vormittag des Heiligen Abends. Da schellt es zweimal. Eine Ordonnanz kommt und bringt einen Brief aus dem Generalstab. Der General öffnet und liest:

Lieber K.!

Nun sind wir den leidigen Dienstbetrieb los. Wie denken Sie über die Lösung der beiliegenden strategischen Aufgabe? Beachten Sie dabei genau die Stellung der fünften und sechsten Armee!

Frohes Fest!
Schlieffen.

General K. liest seiner Frau den Brief vor. Sie schauen sich beide sprachlos an. K. sagt: „Da können wir nichts gegen machen. Lebe wohl, Weihnachten! Jetzt heißt es arbeiten."

Seine Frau ist bald getröstet. Sie kennt den Betrieb schon, seit ihr Mann zum Generalstab kommandiert ist.

General K. zieht sich in sein Arbeitszimmer zurück. Er weiß, daß der Chef schwer enttäuscht würde, wenn er die fertige Arbeit nicht spätestens am Abend des ersten Feiertages in Händen hielte. Selbst während der Mahlzeiten hat er Block und Stift neben sich liegen und zeichnet in Gegenwart der ebenso besorgten wie betrübten Gattin.

Am ersten Feiertag nachmittags um 6 Uhr ist er fertig. Eine Ordonnanz trägt den Brief zum Chef.

„Gott sei Dank", sagt die Frau General. „Daß es geschafft ist."

„Ja, Gott sei Dank", wiederholt er. „Morgen wollen wir dafür aber vollkommen ausruhen. Hoffentlich haben wir keine Gäste!"

Sie heraus sich an dem Frieden des zweiten Feiertages in allen möglichen Vorstellungen. Die Frau General hat eine kleine Stickerei zur Hand genommen, mit der sie einer Freundin zum Geburtstag eine Ueberraschung bereiten will. Ihr Mann sieht im Begriff, sich einer Zigarre zu widmen. Da surrt das Telephon.

„Verdammt, was mag da wieder los sein?", sagt der General. Er eilt an den Apparat.

„Wer da?"

„Hier Schlieffen. Das haben Sie großartig gemacht, mein lieber K. Ich muß Ihnen dazu gratulieren."

Schlieffen spricht länger als eine Stunde.

Das Gesicht der Frau General wird immer bekümmerter. Sie hofft einen Blick ihres Mannes auffangen zu können. Aber das ist ganz unmöglich.

„Ja", sagt Schlieffen, „nun kommt es darauf an, daß wir die vier Reservedivisionen der ersten Armee im Falle eines notwendig werdenden schnelleren Vorstoßes noch besser in Fühlung aneinander bringen. Das wäre so eine Aufgabe für den zweiten Feiertag. Was meinen Sie dazu, lieber K.? Man kann doch in diesen Tagen wenigstens mit Ruhe arbeiten."

„Jawohl, jawohl!"

„Also, dann gutes Gelingen!"

General K. legt den Hörer auf. Er berichtet seiner Frau, der die Handarbeit in den Schoß fällt.

Eine Stunde später operiert er mit den vier Reservedivisionen der ersten Armee an der Grenze, um mit seinem Chef in Ruhe Weihnachten zu feiern.

F. O. H. Schulz

Kein Deutscher ohne Weihnacht

Die NSV. hilft den minderbemittelten Volksgenossen zu frohen Feiertagen

In jeder deutschen Familie steht der Weihnachtsbaum

In keinem anderen Lande der Welt hat das Weihnachtsfest eine so feierliche Ausgestaltung erfahren wie in unserer deutschen Heimat. Dafür mögen die verschiedensten Gründe maßgebend sein; sicher ist, daß die tiefen Gemütswerte, aus denen die Feier der Weihnacht ihren einzigartigen Zauber schöpft, der Seele des deutschen Menschen und Volkes besonders nahekommen. So ist das Weihnachtsfest im tiefsten Sinne ein deutsches Volksfest und als solches ein Fest der deutschen Familie. Vor allem dort, wo viele Kinder sind, bekommt das Weihnachtsfest seinen hehrsten Glanz. Um den brennenden Lichterbaum versammeln sich am Heiligen Abend alle Familienmitglieder. Jeder möchte an diesem Tage zu Haus sein, und müßte er eine noch so weite Reise unternehmen. Alles was durch die Bande des Blutes und der Freundschaft zusammengehört, findet sich wieder, um die allen vertrauten Lieder zu singen, um die Glocken der Heimat zu hören, die die Stunden der Feier mit festlichem Geläute verklären. Friede .... Friede .... Friede .... ist ihr großer Gesang über den Städten und dem weiten winterlichen Land, und wann würden wir diese Botschaft mit freudigerem Ernst vernehmen als in dieser Weihnacht, die uns als eine wirkliche Friedensweihnacht geschenkt ist.

So geben sich Eltern und Kinder in ungetrübter Freude festlichen Gefühlen hin. Es werden die Lichter entzündet und millionen Geschenke gehen als sichtbare Zeichen der Liebe heute von Hand zu Hand. Kaum noch wandern unsere Gedanken in jene hochbaren Notjahre zurück, da in allzu vielen deutschen Familien keine Festesfreude aufkommen konnte. Heute ist die ärgste Not überwunden. Alle haben Arbeit und Brot. Alle können Geschenke und Freude bereiten. Und wo noch Mangel herrscht, da greift die NSV. helfend ein. Der gemeinsame opfernde Einsatz aller Deutschen gibt der NSV. die Möglichkeit, auch den ärmeren Volksgenossen und den kinderreichen Familien ein ungetrübt fröhliches und glückliches Fest zu bereiten. Sie geht in die Familien, sie betreut die Kinder, sie kommt in die Krankenhäuser und steigt in die Dachkammern zu den Alleinstehenden, kein Winkel der Bedürftigkeit bleibt der NSV., dem helfenden Arm des deutschen Volkes verschlossen. Und die Volksgemeinschaft wird hier und auf diese Weise aufs schönste Tat und Wirklichkeit.

Auf den öffentlichen Plätzen steht in leuchtender Pracht der „Weihnachtsbaum für alle". Da denken wir besonders an jene deutschen Brüder, die in diesem Jahre zum deutschen Reiche zurückkehren durften: an die Brüder der Ostmark und des Sudetenlandes. Sie feiern nun zum erstenmal mit uns gemeinsam Weihnacht; unsagbar ist das Glück, das sie beseelt. Aber gerade unter diesen neu zum Reich gekommenen Volksgenossen findet die NSV. das größte, reichste und dankbarste Arbeitsgebiet. Hier ist ihre Mühe unermüdlich gewesen, und hier hat durch die Hilfe der Volkswohlfahrt die Tatgemeinschaft des deutschen Volkes ihre herrlichste Bestätigung erfahren.

In den bunten Kugeln spiegelt sich der Lichterschein am Weihnachtsbaum, zu ihnen sehen die Kinder mit leuchtenden Augen auf und auch die Erwachsenen haben noch ihre Freude an dem farbigen Glanz im grünen Gezweig.

Wenn also im deutschen Land am Heiligen Abend von allen Türmen in Stadt und Land die Weihnacht eingeläutet wird, dann sind wir gewiß, daß kein Deutscher ohne Weihnacht ist. Und erst diese Gewißheit schenkt uns allen das volle Maß der weihnachtlichen Freude und des Friedens, läßt uns das reine Glück, das uns aus Kinderaugen strahlt, genießen: „O du fröhliche Weihnachtszeit ....."

Lk.

Vor allem dort, wo Kinder sind, ist das Weihnachtsfest ein Glücksfest. Die NSV. hat dafür gesorgt, daß keines der Kleinen bei der Bescherung leer ausgehen brauchte.

Eine Puppe hat das kleine Mädchen bekommen, und der Junge natürlich Soldaten. So herrscht eitel Freude, und selbst, wenn Klein-Elschen, ein so ernstes Gesicht macht, steckt dahinter nur die sehr nützliche Ueberlegung, womit sie denn so herrliche Dinge verdient hat . . .

Auch im Kindergarten herrscht weihnachtliche Stimmung.

Bilder: Weltrundschau, Zander (1); NSV., Reichsbildarchiv (4).

Selbst diese Kleine, die das Weihnachtsfest im Krankenhaus verbringen muß, wird nicht vergessen. Die Schwester hat in ihrer großen Tüte für jedes eine Kleinigkeit.

Maurerschweiß

Von Fritz Müller-Partenkirchen

Da saat man immer, es sei kein Auskommen mit den Maurern. Nicht nur in Partenkirchen, sondern in ganz Bayern. Nicht nur in Bayern, sondern in ganz Deutschland. Nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt. Nicht nur in der ganzen Welt, sondern sogar bei jenen Maurern, die bei himmlischen Neubauten und Reparaturen beschäftigt sind. Mit und ohne Kostenvoranschlag.

Und sie arbeiteten zu langsam, saat man.

Und es sällte auch von ihnen die Schlosserverdammung:

A Schlosser hat ein' Gesellen abätt.
Der hat gar langsam g'feilt.
Doch wenn's zum Kreffe gange is,
Da hat er grausam g'eilt.

Aber nichts in der Welt ist ohne Grund. Die Tugend nicht, die wirkliche sowohl wie die scheinbare. Das Laster nicht, das wirkliche sowohl wie das scheinbare.

Und es hat einen Grund, warum die Maurer sich nicht von der modernen Hast anstecken lassen, sondern mit Bedacht arbeiten und in einem Zeitmaß, das man das Maurerzeitmaß heißt.

Sie ertragen es mit Maurergeduld, wenn's von ihnen heißt: Zweimal umgezogen sei einmal abgebrannt, und zweimal abgebrannt sei einmal aufgebaut — von Maurern.

Nein, sie verteidigen sich nicht, die Maurer. Sie können es erwarten, bis Verleumder selbst zur Einsicht kommen.

Ich war einer ihrer Verleumder. Ich bin es nicht mehr. Ich bin zur Einsicht gekommen. Ich will es erzählen.

Ich hatte mir ein Haus gebaut. Um und um ein Haus, wie's sein soll. Als ich es bezog, war's tadellos. Es fehlte nichts. Eins war sogar zu viel. Der Schwamm, der Hausschwamm.

Das Gesetz bestimmt, der Hausschwamm wäre einer von den Mängeln, welche einen fertig abgeschlossenen Hauskauf nichtig machen können. Einen Hauskauf, wohlverstanden — einen Hausbau nicht. Bei einem Hausbau nimmt man ihn in Kauf, den Hausschwamm. Es ist nichts zu machen. Denn man ist selber schuld daran. Man selber, nicht die Maurer. bitte.

Ich habe es nicht glauben wollen. Ich habe einen Prozeß angestrengt. Einen Hausschwammprozeß gegen die Maurer, die mir mein Haus gebaut haben.

Ich habe vorher den Anwalt gefragt: Welche Aussichten hat ein Hausschwammprozeß gegen Maurer?

Sie werden grauenhaft bezahlen müssen, hat er gesagt, der Anwalt.

Er möchte mir das schriftlich geben, habe ich gesagt.

Da gab er es mir schriftlich. Sogar auf einem Briefbogen mit seiner Rechtsanwaltsfirma: Sie werden grauenhaft bezahlen müssen, schrieb er.

Wenn man solchen Ausspruch schwarz auf weiß besitzt, so kann man ruhig klagen.

Ich klagte also. Im ersten Termin erschienen keine Maurer. Er wurde verschoben. Im zweiten Termin erschien ich nicht, ich hatte es vergessen. Der Termin wurde verschoben. Im dritten Termin erschien der Anwalt nicht. Er hatte grade Hochzeit. Er wurde verschoben. Der Termin, nicht der Bräutigam.

Im vierten Termin wurde ein Sachverständiger ernannt. Ein vereidigter Sachverständiger für Hausschwämme.

Im fünften Termin gab der Sachverständige ein Gutachten ab. Das Gutachten war fünf Schreibmaschinenseiten lang. Es war ein kostbares Gutachten. Kostbar, wenn ich die lange Kostenrechnung vergleiche mit dem kurzen Sinn des Gutachtens. Der kurze Sinn war: Es ist ein Hausschwamm vorhanden.

Der Richter fragte, auf welche Ursachen der Hausschwamm zurückzuführen sei. Es war ein junger Richter. Ein alter Richter hätte so was nie gefragt. Ein alter, erfahrener Richter hätte sich nicht der Gefahr ausgesetzt, vom vereidigten Sachverständigen für Hausschwämme belehrt werden zu müssen, er, der vereidigte Sachverständige für Hausschwämme sei für Hausschwämme an sich vereidigt. Für Ursachen der Entstehung von Hausschwämmen käme ein anderer Sachverständiger in Betracht, ein vereidigter Hausschwammursachensachverständiger.

Im sechsten Termin wurde dieser ernannt.

Im siebenten Termin gab er sein Gutachten dahin ab, der Hausschwamm sei auf die Ursache der Feuchtigkeit zurückzuführen.

Der Richter — es war immer noch derselbe junge — fragte nach der Entstehungsursache der Feuchtigkeit. Er hätte es nicht tun sollen. Er hätte sich den Antrag des Maureranwalts auf Einsetzung eines vereidigten allgemeinen Feuchtigkeitsursachensachverständigen erspart.

Im achten Termin wurde der allgemeine Feuchtigkeitsursachensachverständige bestellt.

Im neunten Termin gab er sein Gutachten dahin ab — das ich kurz zusammenfasse: Die Feuchtigkeitsursache sei ich, der Bauherr.

Ich machte erzadenst darauf aufmerksam, daß ich gut sein fünfzig Jahren schon den Mistbeeten und dergleichen Feuchtigkeitsbehältern entwachsen sei.

Es handle sich nicht um meine Windeln, bedräute mich der gerichtliche Sachverständige, es handle sich um meine Anwesenheit beim Bau des Hauses.

Ich lispelte: Wieso? Und ob ein Bauherr nicht beim Bauen seines Hauses gegenwärtig sein dürfe.

Das schon, wenn er sich entsprechend verhalte.

Wie ein entsprechendes Verhalten zu halten wäre?

Indem man den Mund halte. Ich hätte ihn nicht gehalten. Es sei durch dreiundzwanzig Maurereide — den Polizeieid ungerechnet — festgestellt, ich hätte das Feitmaß der Maurerarbeit als zu langsam beanstandet. Ob ich solches leugnen wolle?

Nein, denn die vereinbarte Bauzeit sei damals schon ums doppelte, der Kostenvoranschlag ums dreifache überschritten gewesen.

Ich hätte mich zur Sache zu äußern. Die Sache sei mein Dreingerede, nicht die Bauzeit und der Kostenvoranschlag. Durch meine dreinredende Hetzerei zur Eile seien die Maurer zu einem unsolidlichen, noch niemals dagewesenen Maurerarbeitszeitmaß veranlaßt worden. Dadurch seien sie in Schweiß geraten, in einen unerhörten Maurerschweiß. Und davon sei der Hauschwamm hergekommen, der Maurerschweißhausschwamm.

Dadurch verlor ich den Hausschwammprozeß. Was ich im ganzen zu bezahlen hatte, will ich lieber unterlassen herzusetzen. Ich verlete sonst noch heute — es sind jetzt fünf Jahre her — in Schweiß. Und es könnte sich davon der Prozeßschwamm in mir ansetzen, ohne daß ich dieserhalb jemand anders als mich selbst belangen könnte.

Aber meinen Anwalt habe ich doch gefragt, wie er mir damals jene schriftliche Zusicherung — ich hielt sie ihm unter die Nase — hätte geben können. Mein Anwalt lispelte nicht. Mein Anwalt brüllte mich, den durchgedrückten Zeigefinger auf seiner eidesstattlichen Zusicherung, an: Ob ich denn nicht lesen könne; ob nicht hier ganz deutlich stünde, was wörtlich einzutreffen sei: „Sie werden grauenhaft bezahlen müssen."

Der graue Tyrann

Von Kurt Krisplen

Als der Professor die Klinik verließ, lief ihm Schwester Lily in den Weg, ausgehfertig im Mantel und mit einem kleinen schwarzen Hütchen auf dem blonden Haar. „Augenblick mal . . .", brummte der Professor stehenbleibend, „wo gehen Sie denn hin?"

Schwester Lily klitterte die Knie. Professor Schaak, Leiter der Norden-Klinik war gefürchtet bei den Oberärzten und den Assistenten gleichermaßen wie bei den Schwestern und Studenten. Denen der „graue Tyrann", wie sie ihn nannten, schwebte wie eine strenge Gottheit über ihnen allen, mahnend, strafend und nur selten lobend, geachtet wegen seines unerhörten Könnens, gefürchtet wegen seiner groben Härte und wohl von niemandem geliebt. Dabei schien er heute gerade einen besonders schlimmen Tag zu haben, wie es Schwester Lily vorgekommen war.

„Ich habe Weihnachtsurlaub", sagte sie wahrheitsgemäß und begegnete nur zögernd dem kühl forschenden Blick seiner grauen Augen. „bis zum zweiten Feiertag früh . . ."

„Weihnachtsurlaub — natürlich . . ." „Wo waren nur seine Gedanken?) „Hören Sie, da könnten Sie vielleicht — Sie haben doch noch etwas Zeit? Oder verreisen Sie —?" Nein, sie verreiste nicht, sie mußte nachher nur noch ein paar Einkäufe machen.

„Einkäufe! Das ist es ja gerade! Also, dann kommen Sie mal mit. . ." Gleich darauf saß die Ueberraschte neben ihm in seinem Wagen, und sie brausten dem Geschäftsviertel zu.

„Sie könnten mir da nämlich etwas helfen, Schwester", erläuterte der Professor unterwegs. „Ich habe eine Nichte, der ich ein paar Geschenke machen möchte, Stoff zu einem Kleid, Handtäschchen oder so etwas der Art. Das Mädel sieht ihnen ziemlich ähnlich, ihr Alter, Ihre Größe, Ihr Typ — darum erinnerte ich mich auch gleich, als ich Sie sah. . . Also kurz und gut, ich habe keine Ahnung, was sich so ein Mädel wünscht. Suchen Sie doch etwas für sie aus, ganz nach Ihrem Geschmack, es wird schon richtig sein . . ."

Schwester Lily lächelte verstedt. Das war nun dieser große Mann! Nicht einmal schenken konnte er persönlich! Aber gleich darauf schämte sie sich bereits ihrer Ueberheblichkeit. Hatte der Professor nichts anderes im Kopf? Mußte er seine Gedanken nicht auf wichtigere Dinge konzentrieren? Hunderte, Tausende von Kranken dankten ihm das, denen er in Schmerz und Todesnot geholfen hatte . . .

So tat sie denn, was er von ihr verlangte, wählte unter schönen Lederetuschen, begutachtete schwere Seidenstoffe, deren Anblick sie mit Entzücken und ein ganz klein bißchen Neid erfüllten. Der Professor schien sich nicht darum zu kümmern. „So —? Das finden Sie hübsch?" knurrte er einmal und betrachtete mißtrauisch die bunte Seide, die vor ihm lag.

„Herr Professor, Sie haben mich doch gebeten, ganz nach meinem Geschmack . . . ." stammelte Schwester Lily. „Aber natürlich! Bin ihnen dankbar!"

Endlich waren sie so weit, daß sie eine kleine Auswahl von hübschen Dingen beieinander hatten. „Hoffentlich hat es Ihnen nicht zu lange gedauert", sagte der Professor.

Sie nicht auch noch etwas besorgen?"

Schwester Lily nickte eifrig. „Ja, aber es sind nur Kleinigkeiten. Ihre den Nurnen meiner Schwester. Eigentlich wünscht er sich ja brennend eine Dampfmaschine, aber daraus wird nichts werden . . ." Sie schwieg plötzlich, denn sie hatte den deutlichen Eindruck, als höre der Professor gar nicht zu.

Da fuhr er wie aus tiefem Sinnen auf und sagte: „Es ist spät. Haben Sie herzlich Dank für Ihre Hilfe. Geben Sie nur allein zum Wagen, mein Chauffeur soll Sie nach Hause bringen, ich habe noch zu tun . . ."

Sie war kaum fort, da wandte er sich an die Verkäuferin, die ihn bedient hatte: „Bitte rufen Sie die Norden-Klinik an und sollen Sie sich dort die Privatadresse der Schwester Lily geben. Da schicken Sie die Sachen heute noch hin. — Halt mal, eine Dampfmaschine kommt auch mit! Wo ist denn hier ein Spiele warengeschäft? — Danke! Riesen Dank!" Damit lief er eilig aus dem Laden.

*

Zwei junge Aerzte bummelten die Straße entlang, in der sich die Menschen an den erleuchteten Schaufenstern vorbeidrängten. „Sag mal, war das nicht eben der Professor —?" fragte der eine ungläubig.

„Schaak—? Aber nein, das kann er nicht gewesen sein! Der strahlte ja! Der sah ja glücklich aus . . .!"

CHRISTROSE

Die Frostnacht schauert durch den schwarzen Tann,
Die Felder liegen weiß im Winterweh;
Zu starrem Eis der Erde Blut gerann,
Und einsam friert das Land im Schnee.

Doch tief im dunklen Schollengrunde ruht
Die Glut des Lichtes, das der Boden trank,
Als sommerlang die goldne Sonnenflut
Zu kargen Wurzeln niedersank.

O Licht, wie sehnt das Dunkel sich nach dir!
O stille Glut, du brichst des Eises Pein
Und öffnest deiner Blume Rosenzier.

Und leuchtest in die starre Welt hinein.
Was bangten wir? Wir sind nicht einsam hier;
Aus dieser Rose glänzt des Ewigen Schein — — —

Maria Kahle

Timmelmann hat zehn Bräute /

Weihnachtliche Humoreske von J. H. Rösler

Die zehn Bräute waren wunderschön und hießen Marianne, Ingeborg, Christine, Felicitas, Barbara, Annemarie, Josefine, Franziska, Katherine und Naninchen. Das ganze Jahr lebte Timmelmann im siebenten Himmel. Die Mädchen machten Timmelmann das Herz nicht schwer, manche wußte von einer, aber keine wußte von zweien und alle dachten sich: Ich bin ja doch die Schönste, mich liebt er am meisten. Warum hätten sie es auch nicht glauben sollen? Timmelmann sagte es ihnen ja jeden Tag, wenn er sie sah. Und Mädchen, wenn sie jung und schön sind, glauben gern, was sie hören, zumal wenn sie sich die Worte dabeim vor dem Spiegel wiederholen und sich dabei zulächeln. Und sie drücken einen Kuß auf sein Bild, das neben ihrem Bett stand, die Marianne, die Angeborg, die Christine, die Felicitas, die Barbara, die Josefine, die Annemarie, die Franziska, die Katherine und auch das Naninchen.

Der Hefigeliebte aber wurde fürser mit den Worten, je länger die Abende wurden. Weihnachten kam immer näher und zu Weihnachten —.

„Du wirst doch Weihnachten verloben müssen, Timmelmann."

„Ich weiß es."

„Mit wem?"

„Das weiß ich nicht."

Aber etwas mußte geschehen. Das wußte auch Timmelmann. Man kann das ganze Jahr in Freuden leben, man kann im ganzen Jahr für jeden Tag eine andere Ausrede erfinden und sie wird auch, wenn auch beiweilen, so doch geglaubt, wenn aber Weihnachten da ist und die Lichter am Baum brennen, werden Worte zu offenen Gefäßen und man erkennt, wenn sie leer sind. Und Timmelmann ließ sich nicht gern in sein Herz hineinschauen, das voll Unordnung war und zu viele Gärtlein der Liebe aufwies.

Acht Tage vor Weihnachten ging er daher in die Stadt, kaufte zehn Fläschchen duftendes Wasser, kaufte zehn Kräzelein zartester Spitze und kaufte zehn Körbchen buntester Marzipanfrüchte. Dies packte er daheim sehr sinnig sorgfältig in zehn weihnachtliche Kästchen, umschnürte die Kästchen mit einem goldenen Faden und band jedes Kärtchen daran. Darauf stand zu lesen:

„Liebstes Mädchen! Verzeih, wenn ich Weihnachten nicht bei Dir sein kann. Wichtige Gründe verlangen eine Reise und meine Adresse ist über Weihnachten diese. Schreib mir, wenn Du Sehnsucht hast, die mich immer erfüllt, wenn ich nicht bei Dir bin.

Dein Geliebter."

Am Weihnachtstage erhielt Timmelmann neun Pakete. Neun Geschenke von Marianne, Ingeborg, Christine, Felicitas, Barbara, Annemarie, Josefine, Franziska und Katherine. Sie dankten ihm für sein Geschenk, sie schmollten über sein Wegfahren, sie waren entzückt und verbeißten dies nicht. Nur Nanindhen hatte nichts geschickt. Nur Nanindhen hatte nicht geschrieben. Und als Timmelmann in seiner Wohnung, wo er sich über Weihnachten Vorsam versteckt hielt, darüber nachdachte, was Nanindhen einfiele, und ob sie wohl erkrankt oder gar krank sei, klopfte es an die Tür.

„Herein!", rief Timmelmann.

„Fröhliche Weihnachten!"

„Nanindhen!"

Timmelmann war aufgesprungen und starrte das Mädchen an.

„Aber ich bin doch weggefahren!". stotterte er im Schreck.

„Garnichts bist du!", lachte Nanindhen und fiel ihm um den Hals, „ausgerissen bist du vor Weihnachten! Weil du im Frühling, im Sommer, im Herbst so viel gelogen hast! Glaubst du, ich habe nicht alles gewußt? Seit ich dir deine Sünden aufzählen? Marianne, Ingeborg, Christine —"

„Genug!"

„Noch lange nicht! Ein Alphabet gar es hinauf und herunter! Und dies ist mein Weihnachtsgeschenk: auf dieser Rolle stehen alle Tage des Jahres verzeichnet, jede Dummheit, jeder Schwindel, jede Untreue. Und dies Weihnachtsgeschenk mußte ich dir selbst bringen, das konnte ich dir nicht schicken."

„Warum Nanindhen?"

Er fragte keineswegs mehr so sicher, wie er sonst sprach.

Aber seine Augen leuchteten, als er sie ansah.

„Warum Nanindhen?"

„Weil du mich sonst vielleicht falsch verstanden hättest", antwortete Nanindhen leise, „weil du vielleicht ageglaubt hättest, ich liebe dich nicht mehr. Und so ging ich heute früh zu deinen anderen Bräuten und sammelte die neun Geschenke wieder ein, das duftende Wasser, die Spitzenkragen, das Marzipan, und —"

„Und?"

„Und die neun Kärtlein. Es war nicht schwer, alles wiederzubekommen, als man erkannte, das jedes Geschenk das gleiche, das jede Karte dieselbe war."

Jetzt schämte er sich.

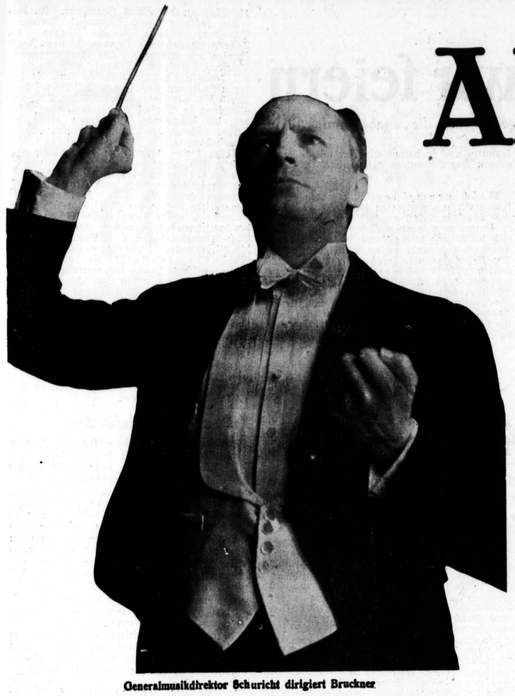
„Und was hast du mit den Geschenken gemacht?

„Umgetauscht habe ich sie. Und meines dazu. Zehn Geschenke in eins."

„Und was?"

Nanindhen legte ihren Kopf an seine Schulter.

„In einen Kinderwagen", sagte sie, „wir werden ihn im Sommer brauchen."



Generalmusikdirektor Schuricht dirigiert Bruckner

ADAGIO

Anton Bruckner und wir Heutigen

„Hier ist der Reichssender Leipzig, hier sind alle deutschen Sender! Wir setzen unseren Bruckner-Zyklus fort mit einer Aufführung der V. Sinfonie des Meisters."

Die Stimme des Ansagers ist verklungen . . . man vernimmt aus dem Lautsprecher ein letztes Ueberprüfen der Saiteninstrumente, Klarinetten und Flöten mischen sich improvisierend ein, aber sie vermögen nichts auszurichten gegen das durchdringende a, das die Oboe, in diesem Falle wirklich tonangebend, langgezogen und ein wenig herb erklingen läßt. Plötzlich aber wird es still, auch das Rascheln der Notenblätter ist erstorben . . . Die V. Sinfonie Anton Bruckners hat begonnen.

Wer ist nun dieser Bruckner, und was haben ihm die Musen aufgetragen, auf daß er es den Menschen künde?

Man schrieb das Jahr 1824. Das Leben in dem oberösterreichischen Städchen Ansfelden ging seinen gewohnten, eintönigen Gang. Und so nahm man denn auch nicht sonderlich Notiz davon, daß am 11. Oktober die Familie Bruckner um einen Sprößling reicher wurde. Aber dieser kleine Anton, so unbemerkt er zunächst blieb, sollte dazu berufen sein, in die Reihen der großen Meister des Tones aufzurücken. Zwar schien es anfangs so, als ob der inzwischen zum Lehramtskandidaten avancierte Sohn der Familie nur wenig von sich reden machen würde. Bruckner war unbeholfen, ganz in sich zurückgezogen, etwas linkisch und tapste durch den Tag, wie wenn nichts Sonderliches in ihm stecke. 35 Jahre mußte der Tonkünstler alt werden, um nach Studien aller Art seine erste Sinfonie zu Papier bringen zu können. Dann aber regten sich gar mächtig die Schwingen des Geistes, und Anton Bruckner, der mit vorbildlichem Fleiß und einer bewundernswerten Zähigkeit immer wieder aufs neue an sich selbst gearbeitet hatte, klomm von Stufe zu Stufe auf jener Himmelsleiter empor, deren goldene Sprossen in das Reich seliger Genien führen.

Der Weg bis dahin war nicht leicht. Ein bissiger Kritiker — Eduard Hanslick hieß der Mann — heftete sich an die Spuren Bruckners, setzte dem immer bescheidenen und zurückgezogen lebenden Künstler in der gehässigsten Form zu und machte ihm das Dasein in Wien so sauer und schwer, daß Anton Bruckner an den trüben und dunklen Machenschaften gegen ihn schier zu zerbrechen drohte. Indessen war der Lohn für Bruckners Glauben an sich selbst und für seine Ausdauer ein schöner. Als sich nämlich die Tage des Künstlers zur Neige wandten, durfte er immer mehr die Gewißheit gewinnen, daß sein reines Wollen und sein edles Streben von dem schönsten Erfolg gekrönt waren: Er hatte sich durchgesetzt, die Welt kannte ihn, liebte ihn und erbaute sich an den weihevollen Klängen, die er, mit sich und der Welt ringend, in seiner stillen Studierstube im Bewußtsein seiner künstlerischen Mission zu Papier gebracht hatte.

Es ist kein Zufall, daß sich gerade unsere Zeit in ihrer heroischen und kämpferischen Grundhaltung dieses Meisters entsinnt und ihn bei allen feierlichen und festlichen Anlässen durch die besten Musiker der Nation vollendet zum Erklingen bringt. Wie sehr man sich diesem großen Sohne der Ostmark verbunden fühlt und wie nah man seinem Geiste ist, geht besonders deutlich aus der Tatsache hervor, daß man seine Büste in die Regensburger Walhalla eingeholt hat. So dokumentierte man auf das sinnfälligste, daß man in Bruckner nicht den stillergebenen Dulder seines Schicksals, sondern einen kämpferischen Künstler erblickt, der sich in der ganzen Tiefe seines germanischen Geistes zu der Ueberzeugung durchgerungen hat, daß der Weltenschöpfer nur den in seine Gottgefühl geboren wurde, das nicht aus den oberflächlichen Gründen der Erziehung übernommen, sondern in dem täglich neuen Bemühen um die Entsühnung dieser Welt erstritten wurde. In welchem Maße aber Bruckner sich vor allen Dingen im Adagio, also dem langsamen Satz der Sinfonie, mit dem Weltenschicksal einig weiß, und wie sehr er in diesen seinen Schöpfungen über Zeit und Raum hinweg sich in die fernsten Fernen des Kosmos durchringt, dafür spricht allein die Tatsache, daß er Wagners Tod in seiner VII. Sinfonie in einer geradezu dämonisch anmutenden Weise geahnt hat.

Trompeten und Posaunen blasen eine feierliche Weise Fotos: Bavaria-Verlag Cauting

Solche kühnen Höhen des Geistes zu erreichen, war dem Künstler nur deshalb möglich, weil in ihm das unverfälschte Blut unserer Rasse pulste. Wenn man so will, kann man geradezu sagen, daß Bruckner zeitlebens derjenige geblieben ist, aus dessen Ahnenreihe er stammte, ein ostmärkischer Bauernsohn.

Und so wie seine Vorfahren immer aufs neue über die reiche Kraft der Natur, über das ewige Kommen und Gehen in stiller Andacht versanken, so löste sich auch dem Komponisten Bruckner der Sinn dieser Welt in dem Glauben an Gott. Die Orgel aber, diese Königin der Instrumente war Anton Bruckner auf seinem Wege durch die Welt stets ein treuer Begleiter. Wie innig diese Freundschaft war, und wie herrliche Weisen aus dieser Zuneigung des Meisters zur Orgel erwuchsen, das aufzuzeigen genügt ein einziger Blick in seine Partituren. Tuben, Posaunen und Trompeten vollends vertraute er jene prachtvollen Takte an, in denen ihm der Schöpfer selbst die Feder führte.

Und dann kam jener graue 11. Oktober des Jahres 1896. Der Tod klopfte an Brucknrs Tür. Auf dem Schreibtische des Meisters aber lagen einige Sätze der IX. Sinfonie. Sie waren dem lieben Gott gewidmet.

Dr. Gustav Röttger.

Die Hörner sind die Lyriker des Orchesters

Der musikalische Führer und seine Gefolgschaft

Interviews in der Weihnachtsnacht

Sie arbeiten – wir feiern

Großstädter, die am Heiligabend schaffen — Eine Rundfrage bei jenen, die „unabkömmlich" sind

Wenn wir am Heiligen Abend unter dem brennenden Christbaum sitzen und uns ganz der seligen Stimmung dieser Stunde hingeben, denken wir kaum daran, daß eine ganze Reihe von Menschen kein „Weihnachten" haben, daß viele in der Christnacht arbeiten müssen, damit wir feiern können.

Wir wollen uns einmal in der Großstadt umsehen, um in Erfahrung zu bringen, wie der Heilige Abend für die schaffenden Menschen aussieht:

*

21 Uhr 38 Pünktlich fährt der Nord-Expreß in die Bahnhofshalle. Zwei Minuten stehen noch bis zur Abfahrt zur Verfügung, gerade genügend Zeit, um Lokomotivführer Fritz B. über seinen Heiligen Abend zu befragen: „Ja, mit dem Feiern ist's dieses Jahr mal wieder Essig. Aber es ist ja nicht das erste Mal. Seit 1918 bin ich nun schon Lokomotivführer, und so manche Christnacht habe ich arbeiten müssen. Trotzdem, wenn man so durch die Nacht fährt und hier und da hinter einem Fenster einen brennenden Weihnachtsbaum sieht, wünscht man sich doch auch zu Hause zu sein und mit Frau und Kindern so 'ne richtige Bescherung zu feiern. Wenn mein Heizer mal frische Kohlen in die Glut schippt, will es mir manchmal scheinen, als sähe ich in dem Feuer einen Christbaum mit vielen, vielen Kerzen. Dann fällt die Klappe zu, und der Traum ist zu Ende. Da winkt drüben der Mann mit der roten Mütze schon, na denn los! Denken Sie mal am Heiligen Abend an mich!"

*

Jetzt hat Polizeiwachtmeister K. das Wort: „Ach Gott, was soll man da groß erzählen? Auch wir haben in der Christnacht so manchen Kampf mit der Melancholie auszufechten. Fenster an Fenster ist erleuchtet, hin und wieder klingen mal ein paar Töne von einem Weihnachtslied auf die menschenleere Straße, bloß unsereins steht dann so ganz allein und denkt im Stillen: Am liebsten würde jetzt bei Muttern und den Kindern und fopstatt in den Bauch mit Pfefferkuchen voll. Aber Dienst ist Dienst, und da heißt es: aushalten! Schließlich geht ja alles vorüber, und morgen ist wieder ein Tag wie alle anderen."

*

Schnell einen Blick ins Krankenhaus. „Leute ohne Weihnachten", so benennt Oberschwester K. zu erzählen, „das ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck für uns, denn wir haben ja eine Weihnacht. Gewiß, es ist etwas anderes, im Kreise der Familie den Heiligen Abend zu verleben, doch auch wir sind in der Feierstunde alle zusammen unterm brennenden Baum. Es wird beschert, und die alten Lieder erklingen. Um zehn Uhr allerdings ist Ruhe, und man ist einsam bei der Nachtwache. Ein und wieder denkt man einen Augenblick an den Sinn der Heiligen Nacht, dann schrillt plötzlich die Aufgelecke, und die Arbeit beginnt wieder."

*

Wünschte man sich am Heiligen Abend auch noch so viel Ruhe, das Radio möchte man nicht entbehren. Also muß auch der Sprecher des Deutschlandsenders auf dem Posten sein und seine Nachrichten zusammenstellen. „Na ja wissen Sie, man ist das ganze Jahr nichts anderes gewöhnt als Arbeit, wie sollte es da Weihnachten anders sein? — Man kommt da wenigstens als Junggeselle nicht auf dumme Gedanken. Daß trotz der Arbeit ein wenig weihnachtliche Stimmung da ist, dafür sorgen wir schon durch schmückendes Tannenzatin rund ums Mikrophon. Ich bin der Meinung, daß die Stimme dann ein bißchen festlicher klingt als am Alltag."

*

Omnibusführer Müller von der Berliner Verkehrsgesellschaft schildert uns seine Christnacht: „Ausknipseln, erster Gang rin, zweiter Gang hinterher und umgekehrt. So geht es bis zum anderen Morgen im gleichen Rhythmus. Eigentlich könnten sich die Junggesellen doch ruhig ins Bette legen und mal richtig ausschlafen, dann könnten wir wenigstens bei unserer Familie feiern, anstatt diese Hagestolze nach Hause zu fahren. Oder, wenn sie absolut feiern wollen, dann soll'n se wenigstens nach Hause fahren, wenn se keene Taxe bezahlen können oder wollen. Aber det ist nu mal so verrückt in de Welt, da kann man nischt gegen machen. Wir fahren eben unseren Kasten so wie alle Tage. Na, dafür schenkt uns ja Mutter och wat Schönes!"

*

Hauptfeiertagsabwesend im Zentrum Berlins! Wohl selten ist der Name „Herzkammer Europas" für diese Einrichtung so gerechtfertigt wie am Heiligen Abend. Telegraphistin B weiß uns davon ein Liedchen zu singen: „Es ist wirklich merkwürdig. Wer weiß, wie lange manche Menschen nicht aneinander gedacht haben, und dann plötzlich, am Heiligen Abend, schicken sie Telegramme über Telegramme an ihre Bekannten und Verwandten. Stoßweise häufen sie sich in der Christnacht bei uns an. Von Ueberfee und aus ganz Europa fliegen Glückwünsche durch den Draht. Keine ruhige Minute gibt es in dieser Nacht. Das Schlimme ist, daß wir den Saal nicht einmal ein wenig mit Tannengrün aus-

schmücken dürfen, denn schon eine Tannennadel könnte bei der Empfindlichkeit der Apparate die Sicherheit des Telegrammverkehrs gefährden."

*

Und die Feuerwehr? Da herrscht in der Christnacht Hochbetrieb. Der Oberbrandmeister erzählt: „Eigentlich war es im letzten Jahr in der Christnacht ziemlich ruhig. Aber man muß auf alle Fälle auf eine unruhige Nacht gefaßt sein. Sonst ist es bei uns, wie auch bei den anderen 36 Wachen hier in Berlin trotz der Bereitschaft sehr gemütlich. Wir haben unseren Weihnachtsbaum mit richtigen Lichtern — denn die elektrischen Kerzen gefallen uns selbst als „Feuerschere", Feuerwehr nicht — unsere Musiker und die Angehörigen kommen, und so halten wir hier wie in einer großen Familie unsere Bescherung."

*

Maschinenmeister W. von den Städtischen Elektrizitätswerken klagt uns auch sein Leid über die Arbeit am Heiligen Abend. Aber er kommt zu folgendem Schluß: „Ich bin ja noch ledig, und feiern kann ich am nächsten Tag auch noch, wenn meine Schicht beendet ist. Die kleine Freundin muß ja wohl nun mal warten. Da ist nichts zu ändern. Die Arbeit geht vor, denn schließlich wollen die Menschen sich ihre Geschenke auch mal bei elektrischem Licht ansehen. Kann ihnen doch auch keiner verdenken. Und daß bei der Freizeit am Heiligen Abend natürlich erst die verheirateten Kollegen vorgehen, ist doch selbstverständlich."

Der Mann, der den Uhrzeiger bändigte

In Uruguay frühstückt man, wenn man in Kalkutta zum Fünfuhrtee geht - Sir Fleming löste ein Weltproblem - Die 24 Zeitzonen der Erde

Wenn in Deutschland die Mittagssaloden läuten, ist auf Samoa gerade die Geisterstunde angebrochen. In Kalkutta sitzt man beim Fünfuhrtee, an der chinesischen Küste versammelt man sich zum Abendbrot, in Mexiko reibt man sich, von der Morgensonne aufgeweckt, die Augen, während man in Uruguay bereits das Frühstück hinter sich hat. Wie sind diese verschiedenartigen Zeiteinteilungen entstanden? Es gibt auf dem Erdball 24 verschiedene Uhrzeiten, die 24 verschiedenen Zeitzonen entsprechen.

Unseren Urgroßvätern war diese geordnete Zeiteinteilung noch unbekannt. Denn es datiert erst sechs Jahrzehnte zurück, daß man eine einheitliche Zeitnorm für die Welt einführte. Vordem hatte jedes Land, ja, sogar jede Provinz eine eigene willkürliche Zeitrechnung. Es konnte vorkommen, daß man etwa bei einer Reise durch die Vereinigten Staaten 20 mal seine Uhr anders stellen mußte, und eine Depesche, die zum Beispiel in Newyork abgesandt wurde, traf in Kanada der Uhrzeit nach eher ein, als sie abgeschickt wurde. Das richtete mitunter einen heillosen Wirrwarr an, und als der Eisenbahnverkehr immer größere Bedeutung erlangte, erkannte man, daß diesem willkürlichen Durcheinander von Zeitrechnungen ein Ende machen müsse, wenn man die Reisenden nicht zur Verzweiflung bringen wollte.

Damals war es ein Mann, der die Lösung des Welt-Zeitproblems zu seiner Lebensaufgabe machte. Sir Sandford Fleming, ein englischer Fischerssohn, der dank seiner Tüchtigkeit zum Mitbegründer der größten kanadischen Eisenbahngesellschaft wurde, hat sich mit dieser Großtat Unsterblichkeit gesichert. Erst in diesen Tagen ist anläßlich des 60jährigen Jubiläums der Zeitnormung in der kanadischen Stadt Toronto, in der Fleming lebte, ein Denkmal des „Zeitenordners" enthüllt worden, der in seiner Art für den internationalen Weltverkehr so viel bedeutet, wie etwa der deutsche Generalpostmeister Stephan. Die Standardzeit, die er nach langen Kämpfen und erbitterten Anfeindungen — in dieser Hinsicht ergaing es Fleming nicht besser als jedem Neuerer — durchsetzte, machte dem Zeitalter der „entfesselten Uhren" ein Ende.

Die Uhren Europas differieren um zwei Stunden

Zahlreiche internationale Konferenzen waren notwendig, ehe Flemings Ideen durchdrangen und die Länder sich zu einer gemeinsamen Lösung des Problems, die wir heute als Selbstverständlichkeit hinnehmen, bereitfanden. Man teilte schließlich den Erdball in 24 verschiedene Zeitzonen ein, von denen jede 15 Grad breit war. Alle Uhren zeigen heute innerhalb einer solchen Zone die gleiche Zeit, die sogenannte Zonenzeit, an. Für Deutschland gilt beispielsweise die Mitteleuropäische Zeit, das heißt, die Zeit des 15. Längengrades östlich Greenwich. In derselben Zeitzone liegen Dänemark, Norwegen, Schweden, Litauen, Polen, Ungarn, die Tschecho-Slowakei, die Schweiz, Italien, Jugoslawien und Albanien. Für Großbritannien, Belgien, Frankreich, Spanien und Portugal gilt dagegen die westeuropäische Zeit, die von der unseren um eine Stunde differiert. Vom April bis September kommt diese Differenz allerdings in Wegfall, da die genannten Länder die sogenannte Sommerzeit einführt haben, während der die Uhr um eine Stunde vorgestellt wird.

Außer diesen Zonenzeiten gibt es seit dem Jahre 1925 aber auch noch eine sogenannte Weltzeit, wonach man die mittlere Zeit von Greenwich berechnet; nach ihr werden die astronomischen Ereignisse festgelegt. Die Zonenzeiten sind in der Regel so gewählt, daß sie um eine ganze Anzahl voller Stunden von der mittleren Greenwicher Zeit abweichen. Eine Ausnahme machen in Europa hier nur die Niederlande. Hier rechnet man nach der Amsterdamer Zeit, die zwischen der westeuropäischen und der mitteleuropäischen Zeit liegt. Wenn es in Deutschland 12 Uhr mittags ist, zeigt die Amsterdamer Uhr 11 Uhr 19 Minuten 32 Sekunden. Ein großer Teil der europäischen Länder richtet sich schließlich noch nach der osteuropäischen Zeit, darunter Finnland, Estland, Lettland, Rumänien, Bulgarien, Griechenland und die Türkei. Der Unterschied ist leicht zu merken: wenn es nach mitteleuropäischer Zeit 12 Uhr mittags ist, zeigt die westeuropäische Uhr die 11. Vormittagsstunde an, während die osteuropäische Uhr die 13. Stunde verkündet.

Zeithuriosa auf hoher See

Schwierig sind die Zeitprobleme auf hoher See. So oft ein Schiff eine neue Zone passiert, muß die Uhr, je nachdem in welcher Richtung ein fährt, eine Stunde vor- oder nachgestellt werden. So kann es vorkommen, daß man bei einer Weltumseglung einen ganzen Tag einfach unter den Tisch fallen lassen muß oder denselben Tag zweimal erlebt. Immerhin sind diese kleinen Kuriosa der Weltuhr leicht hinzunehmen im Vergleich zu den Schwierigkeiten, die der Reisende vor dieser Zeitnormung hatte. Nicht mit Unrecht ehrt Kanada heute seinen großen Adoptivsohn Sir Fleming, der als junger Mensch in die neue Welt auswanderte und später zum Schöpfer der 24 Zeitzonen wurde. Fleming gründete in Toronto ein eigenes Institut, das sich mit der Ausarbeitung seiner Vorschläge befaßte. Das war im Jahre 1878, das man als das eigentliche Geburtsjahr der Zonenzeit bezeichnen kann.

Es dauerte freilich noch volle zehn Jahre, bis sich die ganze Welt diesem neuen System anschloß und die willkürliche Ortszeit durch die Zonenzeit ersetzte. Während der amerikanische Kontinent, dessen räumliche Ausdehnung besonders Zeitschwierigkeiten mit sich brachte, sofort mit lebhaftem Interesse von Flemings Methode Kenntnis nahm, konnte sich Europa erst verhältnismäßig spät entschließen, seine Uhren der Standardzeit anzupassen. Das letzte Land, das sich bekehren ließ, war Frankreich, das die westeuropäische Zeit erst Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einführte. Heute hat man längst die Vorteile der Zonenzeit erkannt und kann sich gar nicht mehr vorstellen, daß einmal jede Stadt und jede Provinz eine eigene Uhrzeit hatte.

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Man sollte seinen Handkoffer niemals unbeobachtet stehen lassen, besonders aber nicht, wenn Giftschlangen darin sind. Ein chinesischer Arzt jedoch war unvorsichtig genug, dies zu tun. Das heißt, eigentlich war der Film daran schuld, der so spannend war, daß er die ganze Aufmerksamkeit des Arztes auf sich lenkte. Der Arzt, welcher die amtliche Genehmigung besaß, sich zwei Kobras zwecks Serum-Versuchen anzuschaffen, hatte die aus Indien importierten Reptilien abgeholt und sie in Ermangelung eines zweckmäßigeren Behältnisses in seinem Handkoffer verstaut. Als er dann an jenem Kino vorüberkam, reizten ihn die sensationellen Plakate, er trat ein und hatte die feste Absicht, sein Köfferchen nicht aus den Augen zu lassen. So setzte er sich auf den äußersten Platz einer Sitzreihe und stellte den Koffer neben sich auf die Erde. Doch, wie gesagt, war das, was sich da auf der Leinwand abspielte, so atemraubend, daß der Arzt erst in die Wirklichkeit zurückkehrte, als das Licht im Vorführungsraum wieder aufleuchtete. Der Koffer aber war weg. Ein Langfinger hatte die günstige Gelegenheit benützt, um den Koffer, in dem er wohl Wertsachen vermutete, mitzugehen zu heißen. Das erste, was der Arzt tat, war, daß er auf die nächste Polizeistation raste und den Vorfall meldete. Der Schreck, den der Dieb bei der Oeffnung des Koffers bekommen würde, konnte diesem ja nur heilsam sein. Aber man mußte befürchten, daß durch die beiden giftigen Reptilien großes Unheil angerichtet werden könnte. Die Polizei nahm auch sogleich die Fahndung auf. Bis heute hat man noch keine Spur von dem Dieb, noch von den Schlangen gefunden. Sollten irgendwelche Personen durch die Kobras zu Schaden kommen, so wäre — wie die Zeitungen meinen — ein Ausbund an tierischem Wissen nötig, um die Schuldfrage zu klären. Auf der einen Seite hat der Arzt fahrlässig gehandelt, auf der anderen Seite ist es schließlich die Schuld des Diebes, wenn er sich widerrechtlich einen Koffer aneignet und ihn öffnet.

***

Vor dem Gericht von Stockholm stand jetzt eine aufregende Angelegenheit ihr Ende, die schon seit langer Zeit spielte und zwischen Marokko und Stockholm zuerst zarte, dann aber sehr rote Fäden spann.

Eine junge Schwedin aus Stockholm hatte in Marokko auf einer Reise einen dreißigjährigen Franzosen kennen gelernt, der sich sterblich in sie verliebte. Aber er machte der Schwedin keinen Eindruck. — Kühl bis ans Herz hinan fuhr sie wieder in ihre Heimat. Sie erhielt dort eine Reihe Briefe von ihrem hartnäckigen Verehrer, die sie sich aber wohl hütete zu beantworten.

Bis eines Taaes der Franzose ihr schrieb, er habe sich entschlossen, Marokko zu verlassen, nach Stockholm zu kommen und sich dort das Leben zu nehmen.

Da die Schwedin glaubte, es handele sich um eine leere Drohung, so beachtete sie diesen Brief nicht. Zwei Tage später aber kam ein neuer Brief, und der war schon nicht mehr aus Marokko, sondern aus Paris datiert. Der rabiate Liebhaber näherte sich also! Außerdem teilte er mit, daß er sich zu günstigem Preise (!) einen ausgezeichneten Revolver gekauft habe, am gleichen Abend noch Stockholm abreise — und alsdann ins Jenseits.

Nun wurde die Sache der jungen Schwedin unheimlich, und sie benachrichtigte die Polizei. Zwei Polizeibeamte erwarteten den rabiaten Liebhaber schon beim Betreten des Landes, und da er, einen Revolver ohne den nötigen Waffenschein besaß, so wurde er ins Gefängnis gesteckt, aus dem er erst vor kurzem sehr ernüchtert herauskam. Er wurde vor das Gericht gestellt, erhielt 100 Kronen Geldstrafe und die sofortige Ausweisung.

Der Franzose, durch diese untromantischen Erlebnisse in seiner Leidenschaft etwas abgekühlt, erklärt nun, da er sich nicht in Stockholm das Leben nehmen könne, so wolle er darauf verzichten und in Marokko eine Marokkanerin heiraten. Man sieht, die Schwedin war ersetzbar und der scheinbar so hartnäckige Liebhaber nicht unentbehrlich.

***

Das Ueberfallkommando von Scotland Yard war nicht wenig überrascht, als sich dieser Tage ein Mann am Telefon meldete, der mit zitternder Stimme bat, man möge sofort in die Gas-Motorenfabrik kommen, wo er einen Einbruch verübt hatte, und ihn verhaften. Man konnte sich in der Londoner Polizeizentrale diesen mysteriösen Anruf nicht recht erklären und war geneigt, an einen Scherz zu glauben. Einbrecher pflegen im allgemeinen nicht telefonisch um ihre Verhaftung zu bitten. Immerhin entsandte man doch das Ueberfallkommando, dem sich an dem angegebenen Ort ein höchst ungewöhnlicher Anblick bot. Polizeiwachtmeister Renick hatte bei seinem nächtlichen Dienstgang die beiden Banditen im Kassenraum der Motorenwerke überrascht. Mit entschlossenem Revolver forderte er sie auf, die Hände hochzuheben. Wie aber sollte er Hilfe herbeirufen? Zum Telefonieren brauchte er beide Hände, und den beiden Gaunern war Renicks Lage zu traurig, als daß sie nicht auf den Gedanken, sie mit vorgehaltenem Revolver zum Telefon zu treiben und einen von ihnen zu zwingen, selbst das Ueberfallkommando anzurufen. Da der Bandit fortgesetzt die drohende Mündung der Schußwaffe auf sich gerichtet sah, blieb ihm nichts anderes übrig, als persönlich seine eigene Verhaftung zu erbitten, die dann auch nach einer Viertelstunde „wunschgemäß" erfolgte.

Xaver Xanten

Peterles Traum in der Weihnachtsnacht

Wie Peterle in der Heiligen Nacht
ein Feldherr, ein Rennfahrer
und der Große Bruder
Winnetous wurde

Fotos: W. Engel
Verse von J. J. Link

Träume gehn in dieser Nacht
Um mit wundervollem Glanz:
Ungekannter Himmel Pracht
Ueberwölbt der Bilder Kranz.

Und im tiefen Schlaf der Knaben
Ueberbrückt sich Raum und Zeit
Wünsche, die sie alle haben,
Werden träumend Wirklichkeit.

Peter ist ein kecker Bube,
aufgelegt zu wilden Spielen,
Ungern hockt er in der Stube,
Trachtet schon nach hohen Zielen:

. . . möcht' als Offizier einmal
In der blut'gen Schlacht befehlen!
Seht, hier ist er General:
Truppen, gar nicht mehr zu zählen

Rücken mit Hurra heran.
Bomber in den Lüften schwirren,
Und der kleine Peter-Mann
Hört die eignen Sporen klirren . . .

. . . möchte mal im Renner-Wagen,
So mit hundertsiebzig "Sachen",
Durch die steilsten Kurven jagen!
Ha! Der Traum kann alles machen:

Zwar im Nachthemd (wie man's träumt)
Stillt er seine Autofreuden.
Wie das Herz vor Wonne schäumt!
Wie die Buben ihn beneiden!

. . . möchte auch wie Winnetou
Drüben in der neuen Welt
Kämpfen, reiten immerzu,
Schlafen unterm Jägerzelt.

Und schon straft er seinen Bogen . . .
Herr . . . Was ist! Schon sieben Uhr!
Aufstehn, Peter! Angezogen!
—— War das denn ein Traumbild nur!

Mit KdF. im Südosten Europas:

Deutsche Arbeiter im Land der Griechen zu Gast

Venedig, Athen, Split, die großen Stationen — Unter den Ruinen der Akropolis — Im Sonnenbrand der dalmatischen Küste —

„Unsere Arbeitskameraden waren alle begeistert"

Bekanntlich führte die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" in diesem Jahre zum ersten Male eine Reise nach Griechenland durch, die, wie alle übrigen Fahrten von KdF., ein großartiger Erfolg wurde. Ein Leser unseres „7. Tages", der an der Fahrt teilzunehmen das Glück hatte, stellt uns nachfolgenden Bericht zur Verfügung, dem wir gern Raum geben.

*

Zum ersten Male seit der Durchführung von Auslandsreisen wurde in diesem Herbst von der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" eine Fahrt nach dem Südosten Europas angesetzt. In immer stärkerem Maße tritt heute die Bedeutung des Balkans für das Deutsche Reich in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung hervor. Insofern erhält diese KdF.-Fahrt neben ihrer sozialen auch eine politische Note, die in aller Welt die engen freundschaftlichen Bindungen Großdeutschlands mit dem Südosten Europas zum Ausdruck bringt. Die Fahrtteilnehmer kamen aus den Gauen Westfalen-Nord und Weser-Ems land.

Italienische D-Zugwagen brachten uns nach Venedig. Durch das Siegerland, Hessen, Frankenland und Oberbayernland erreichten wir in der Frühe Kufstein. Nun ging es durch herrliche Alpenlandschaften, die sich bei strahlendem Wetter in ihrer ganzen Großartigkeit offenbarten, über Innsbruck zum Brenner. Hier befuhren wir zuerst italienischen Boden. Eine kurze herzliche Begrüßung — wobei die Hymnen beider Reiche erklangen. Die Zoll- und Devisenrevision war in freundschaftlicher Weise rasch und reibungslos abgewickelt. Dann passierten wir mit stiller Bewunderung den Brenner.

Verflogen war die Müdigkeit der langen Bahnfahrt, die bunte oberitalienische Landschaft glitt am Abteilfenster vorüber. Verona und Padua, zwei Städte, deren Namen von der oberitalienischen Geschichte nicht wegzudenken sind, mußten, leider ohne Aufenthalt durchfahren werden. Das Interesse unserer Urlauber konzentrierte sich auf Venedig, der ersten längeren Station, in der auch die Einschiffung auf die „Oceana" erfolgen sollte. Den Hafen von Venedig und seine Zufahrtstraßen schmückten die Fahnen Italiens und Großdeutschlands. Außer der „Oceana" lagen die KdF.-Schiffe „Der Deutsche" und die „Sierra Cordoba" vor Anker — zur Fahrt rund um Italien nach Genua.

Venedig hüllte sich bei der Ankunft in dichten Nebel, der sich auch während des ganzen Aufenthalts nicht lichtete. Dennoch entfaltete diese eigenartige Stadt, die in der Welt ohne ihresgleichen dasteht, ihren ganzen Zauber. Venedig ist ein Stück berewigte Weltgeschichte in Stein und Marmor — der eindrucksvolle Zeuge einer ruhmreichen und stolzen Vergangenheit. Der Markusdom, der Dogenpalast, der hochstrebende Kampanile, die Seufzer- und Rialtobrücke sind bekannte Orte, von denen wohl jeder schon einmal gelesen oder gehört hat, die man aber trotzdem gesehen haben muß, um die Berühmtheit und Schönheit ganz verstehen zu können. Die Kostbarkeit des Dogenpalastes, die in Gold, edlen Steinen und wertvollen Mosaiken prangenden Kirchen, die unermeßlichen Kunstschätze von einmaliger Größe und Erhabenheit geben einen kaum zu überbietenden Eindruck. Nach der Führung, in der die Sehenswürdigkeiten eingehend erläutert wurden, zerstreute sich unsere Reisegruppe, um auf eigene Faust auf Entdeckungsfahrt in „unbekanntes Gelände" zu gehen. Das fremde, lebhafte Treiben auf den Märkten, besonders auf dem Markusplatz mit seinen Taubenschwärmen, die engen, oftmals nur 2 Meter breiten Gassen, die Kanäle von steinernen Brücken überbannt, mit ihren Gondeln und Motorboten, der fremde Volkscharakter, wie er sich in Gestik, Kleidung und Haltung zeigte, das alles zusammen ergab ein prächtiges Bild. Unsere Urlaubskameraden waren alle begeistert. Freude und Frohsinn herrschte überall. Und dabei war es erst der Beginn der Reise.

Nachmittags war Einschiffung auf unserem KdF.-Dampfer „Oceana", der uns für 11 Tage eine weite Heimat werden sollte. Eine Menge neuer Eindrücke für den, der zum ersten Mal ein größeres Schiff sah. Die „Oceana" ist ein 8800-To.-Schiff, auf dem für alle Bedürfnisse weitgehend vorgesorgt ist. Schöne, saubere und geräumige Kabinen, ein Speisesaal, ein gemütliches Lesezimmer, die Gesellschaftshalle und Bar ermöglichten neben den Deckpromenaden ein zwangloses, geselliges und abwechslungsreiches Beisammensein. Die Reiseleitung der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude", die die Verantwortung für das Wohl aller Teilnehmer trug, sorgte zusammen mit dem Schiffspersonal für ein Gemeinschaftsleben an Bord, das Erholung und Unterhaltung harmonisch zu einem erlebnisreichen Tagesablauf gestaltete. Ein sonniger Himmel strahlte von Venedig ab. Sein tiefes Blau bei völliger Windstille auf das leuchtende Meer ließ die Küsten und Inseln, die sich in sanften Höhenketten am Horizont abhoben, in schönen Farben hervortreten.

Zwei Erlebnisse werden allen Fahrtteilnehmern in unvergeßlicher Erinnerung bleiben. Die Rede des Führers vom 9. November, die von München aus übertragen wurde und die Feier an Bord, die in würdiger Weise der Ereignisse von München gedachte. Nach dem Einmarsch der Fahne sprachen Ortsgruppenleiter Blume und der Kapitän des Schiffes, Pg. Bohmann. Sie hoben in schlichter Art die Bedeutung des Tages hervor. Die Totenehrung mit den weihevollen Klängen vom guten Kameraden beschloß die Gedenkstunde. An derselben Nacht gab es noch eine große Ueberraschung — die Begegnung mit den KdF.-Schiffen „Wilhelm Gustloff" und „Stuttgart" um 23 Uhr. Unbeschreiblich war das herrliche Bild, als die hellerleuchteten Schiffe unter dem begeisterten Jubel der Urlauber und den Klängen der Bordkapelle vorüberfuhren. Die „Oceana" schoß Raketen ab, die beim Niedergehen Hakenkreuzfahnen entfalteten. Hoch am abendlichen Firmament leuchten unsere Fahnen über der nachtdunklen Adria auf.

Am nächsten Tage passierten wir Korfu. Diese große Insel, deren Bewohner hauptsächlich vom Olivenbau leben, ist sehr gebirgig. In kurzer Entfernung fuhren wir an der Stadt Korfu vorbei unter lebhaftem Winken, das sich besonders steigerte, als das deutsche Konsulat in Sicht kam, von dem die Hakenkreuzfahne und die Bewohner des Konsulats herausgrüßten. Nach einer zweitägigen prächtigen Seereise durch die spiegelglatte blaue Adria ging die „Oceana" in Itea vor Anker. Mit Omnibussen und Autos trafen wir in Delphi ein, von der Bevölkerung herzlich begrüßt. Die 10 Kilometer lange Landfahrt führte vorbei an Olivenhainen und Weingärten, und in steilen Serpentinen, dem einstigen Pilgerweg in die monumentale Landschaft von Delphi. Am Südabhang des Parnaß gelegen, im Osten von zwei langgestreckten Felswänden umschlossen, bietet Delphi eine Rundschau von derart ernster Pracht und Einsamkeit, daß man es verliebt, worin gerade hier einstmals das größte Orakelheiligtum der Griechen entstanden ist. Der Eindruck, den unsere Urlauber gewannen, wurde durch geschickte und gut deutschsprechende Ortsführung noch vertieft und abgerundet.

Weiter geht die Fahrt durch den Golf von Korinth. Ein herrliches Bild gab uns die Durchfahrt des nur 22 Meter breiten Kanals. Ganz ruhig glitt die „Oceana" am späten Abend, von einem Schlepper gezogen, durch die engen, oft bis zu 80 Meter fast senkrecht emporragenden Uferwänden der Wasserstraße. In aller Frühe hatten wir Kurs auf Piräus, den wichtigsten Hafen Griechenlands erreicht. Hier lagte die „Oceana" an. Nach einer überaus herzlichen Begrüßung fuhren wir mit der elektrischen Bahn nach Athen. Unser erster Weg galt der Akropolis, dem Wahrzeichen höchsten athenischen Glanzes. Sie war als Gottesburg auf einem Felsen, der von allen Seiten der Stadt sichtbar ist, aufgebaut. Alles, was sie getragen, war Weihegeschenk an die Gottheit. Von hier aus geht der ganze Zauber der hellenischen Kunst, die von zeitloser Größe ist. Die säulenreichen Propyläen bildeten die Eingangshalle. Hieran schließt sich der Parthenon — Zeustempel — das bedeutendste Heiligtum der Hellenen. Von den Marmorsäulen und den Tempelresten der Burg, von den Bildwerken und Skulpturen ist nur soviel erhalten, daß man die entschwundene Pracht dieser vollendeten Kunstwerke nur ahnen kann. Aufmerksam lauschten die Urlauber den Ausführungen des Reiseführers, der es meisterhaft verstand, die geschichtliche Entwicklung und den Werdegang dieser Stätte zu schildern. Bei dem anschließenden Besuch im Nationalmuseum sahen wir prachtvolle Plastiken, Reliefs, Vasen und Tierexponatgruppen, die vornehmlich Götterbilder, Helden- und Sagengestalten zeigen, und die von edelster Lebensauffassung zeugen.

Autos brachten uns dann zu dem ganz aus Marmor hergestellten Stadion. Wunderbar leuchtete das strahlende Blau des griechischen Himmels auf diese Sportarena. Die Zeit gestattete nur einen kurzen Rundgang durch die Stadt. Die Akademie der Wissenschaften, die Universität — schöne Marmorbauten — inmitten prächtiger Palmengruppen, der fremde Volkstyp, das bewegte Auf und Ab in den Straßen, waren für den aufmerksamen Beobachter von Interesse.

Wieder auf dem Schiff, hörten wir, daß uns ein besonderer Abend bevorstand: Das Bordfest mit griechischen Tänzerinnen, die in ihrer Nationaltracht sich in lieblichen Reigen und anmutigen Tänzen bewegten, hatte bei allen Anklang gefunden. Führende Persönlichkeiten, u. a. der griechische Arbeitsminister, ließen es sich nicht nehmen, der „Oceana" einen Besuch abzustatten. Sie nahmen die Gelegenheit wahr, durch die Urlauber selbst sich einen Einblick von der sozialen Einrichtung der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" zu verschaffen. Das kurze aber recht wirkungsvolle Feuerwerk war unser Abschiedsgruß von Athen.

Der schönste Teil der Fahrt liegt hinter uns. Bei vollkommen ruhiger See, entlang der herrlichen Küste Dalmatiens, strebte unser Schiff dem nächsten Anlegungsplatz, Split, entgegen, der in zwei Tagen erreicht werden sollte. Gast es bei dem Landaufenthalt die Eigenarten und Schönheiten der südlichen Landschaft und Kultur in sich aufzunehmen, so hieß es auf dem Dampfer: Entspannung und Erholung. Auf dem Promenadendeck ging es immer munter und lebhaft zu, zumal uns die Bordkapelle die Stunden recht unterhaltsam gestaltete. Die lustigen Bordspiele unter großer Anteilnahme von jung und alt hatten die Nachmittage aller Urlauber in Tätigkeit gesetzt.

Voll innerer Erwartung sollten wir nun das dritte Land unserer Reise, Jugoslawien, kennen lernen. In kleinen Gruppen unter deutschsprechender Führung betraten wir die malerisch gelegene, farbenfrohe Stadt Split, der größten an der jugoslawischen Adria. Der alte Stadtteil ist reich an historischen Denkmälern, während der neuere ein fortschrittliches Bild zeigt. Der Diokletianspalast, das denkwürdigste Bauwerk der Stadt, dessen hohe Umfassungsmauern heute ein Gewirr von Gassen und Gäßchen umschließen, erregte unsere Aufmerksamkeit. Neben den Monumentalbauten des gewaltigen Kaiserpalastes mit seinen Türmen und Toren, dem Mausoleum des Kaisers Diokletian findet man erhabene, alte christliche Bauschaften in einer an Sehenswürdigkeiten reichen Umgebung. Nach den vielgestaltigsten Eindrücken der hinter uns liegenden Fahrt hat die jugoslawische Stadt eine wertvolle Bereicherung.

Eine Nacht trennte uns von der letzten Station Triest. Die Vertreter aller Organisationen des jungen faschistischen Italiens hatten sich zu unserer Begrüßung eingefunden. Mit dem Bürgermeister eigenen Temperament erscholl der Gruß „Duce" und „Heil Hitler". Die Führung zeigte uns das Rathaus und das Regierungsgebäude des Statthalters. Dank der faschistischen Wirtschaftsführung ist Triest ein Hafen mit den modernsten Anlagen und Werften. Leistungsfähige Fabriken und zweckmäßige Bauten sind entstanden. Von dem auf einer Anhöhe liegenden Castell, was wir abschließend besichtigten, hatten wir einen herrlichen Rundblick über die Stadt und über die von den Höhen des Karst geschützten Küstenebenen, wo die Palme ihre Krone wölbt und die Myrthe ihre immergrünen Wipfeln im Winde wiegt.

Winklich wie immer fanden wir uns zum Schiff zurück. Das letzte mal trafen wir auf dem Achterdeck zu einem Appell zusammen, um Abschied von der Schiffsleitung zu nehmen und unseres geliebten Führers zu gedenken, der uns diese herrliche Fahrt ermöglichte. Tiefe Dankbarkeit, Freude über das Erlebte und echter Stolz erfüllte jeden unserer Gemeinschaft, daß es gerade dem deutschen Volke vorbehalten war, eine soziale Organisation zu schaffen, die unerreicht ist in der Welt und die es sich zur höchsten Aufgabe gemacht hat, das Lebensgefühl eines ganzen Volkes zu veredeln und ihm die Schönheiten und Sehenswürdigkeiten des eigenen und fremder Länder zu erschließen.

Griechische Hirten, wie sie den Teilnehmern an der ersten KdF.-Fahrt nach Griechenland begegneten

KdF.-Fahrer sahen die Zeugen der Größe des klassischen Griechenland
Fotos und Text: Willi Dohm

Der Führer bei den Reichsautobahnarbeitern

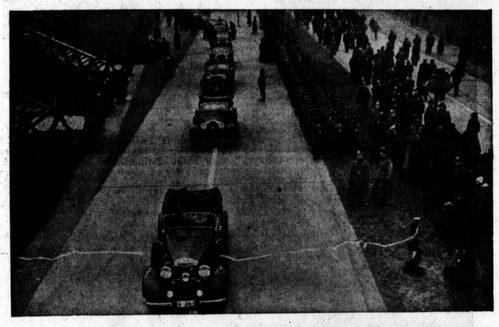
Anläßlich der Vollendung des 3000. Kilometers der Reichsautobahnen fand im Theater des Volkes zu Berlin ein Kameradschaftsabend statt, zu dem die Reichsregierung 3000 Autobahnarbeiter eingeladen hatte. — Unser Bild zeigt den Führer bei der Ansprache.
(Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

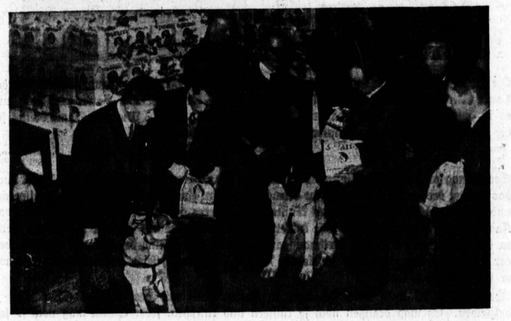
Internationale Verkehrsausstellung 1940 in Köln

Nachdem der Führer den Plänen der Internationalen Verkehrsausstellung 1940 seine Zustimmung gegeben hat, fand in Köln eine Besprechung statt, an der der Präsident der Ausstellung, Reichsverkehrsminister Dr. Dorpmüller, sowie Reichskommissar Dr. Maiwald und Staatssekretär Dr. Königs teilnahmen. Als Vertreter der Stadt Köln wohnten ihr die Bürgermeister Bönner und Brundes bei, von der Ausstellungsleitung der geschäftsführende Direktor, Dr. Compes.
(Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Soldaten helfen bei der Reichspost

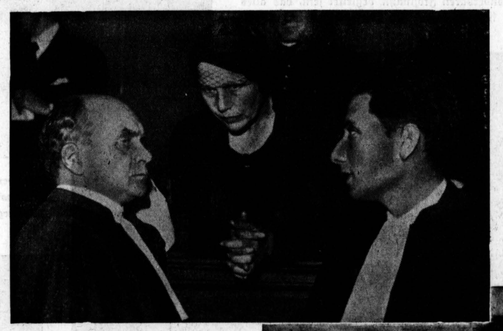
Hier sieht man Soldaten der SS-Verfügungstruppe beim Dienst bei der Reichspost, wo sie während des starken Weihnachtsverkehrs eingesetzt werden.
(Weltbild, Zander-Multiplex-K.)





3000 Kilometer Reichsautobahn fertiggestellt

Mit einem feierlichen Staatsakt fand die Verkehrsübergabe des 3000. Kilometers der Reichsautobahn an der Anschlußstelle Hallesches Tor—Rangsdorf in Berlin statt. — Unser Bild: Der Wagen des Generalinspektors Dr. Todt durchfährt das Band. Damit ist der 3000. Kilometer der Reichsautobahn dem Verkehr übergeben. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)



Dank für treue Dienste

Der Berliner Tierschutzverein führte wieder seine traditionelle Weihnachtsbescherung für Blindenhunde durch, von der unser Bild berichtet.

Die Plewitzkaja nach der Urteilsverkündung

Wegen Mitwisserschaft und Beihilfe zur Entführung des weißrussischen Generals Miller wurde Frau Skoblin, die unter ihrem Künstlernamen Plewitzkaja bekanntgeworden ist, zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit und zehn Jahren Landesverweisung verurteilt. Unser Bild zeigt die Angeklagte nach der Verkündigung des Urteils mit ihrem Rechtsbeistand.
(Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

Riesige Moossprengung

Bei Saarmund bei Berlin fand beim Bau der Reichsautobahn die größte bisherige Moorsprengung statt, der auch die 3000 Autobahnarbeiter, die Gäste des Führers in Berlin waren, beiwohnten. Unser Bild wurde während der Sprengung aufgenommen. (Zander-M.)

„Vor dem Start der Arado" nach Australien

Der zweisitzige Kabinen-Tiefdecker der Arado Ar 79 vor seinem Start zu dem Langstreckenflug nach Australien, der die besondere Leistungsfähigkeit dieses Flugzeugtyps als Reiseflugzeug unter Beweis stellen soll: in der Maschine Oberleutnant der Luftwaffe Horst Pulkowski, daneben Leutnant der Luftwaffe Rudolf Jenett. (Zander-M.)

Weiße Welt — Wunderwelt

Die große feierliche Stille des weißen Märchens liegt über dem weiten, sich unendlich dehnenden Lande ... Geäst und Gezweig, Mauern und Zäune, alles hat eine Haube aufgesetzt, und es ist, wie wenn die Welt noch mal so schön geworden wäre. Wie aus Samt breitet sich die Decke des Schnees ... Winter überall! Weißer Winter ...

*

Gewiß mag es sehr behaglich und bequem sein, die wundervoll verzauberte Landschaft durch das Fenster des warmen Zimmers zu betrachten. Dazu eine leise Musik aus dem Lautsprecher und auch wohl ein Pfeifchen, was könnte es Schöneres geben. Wenn dann obendrein vom Kamine her der würzige Duft leise knisternder Tannenzweige das Zimmer füllt, wenn ferner in der Ofenröhre der saftige Weihnachtsapfel munter schmort und brät, könnte man glaubender Mensch sei des allen wohl zufrieden. Er hat seine Ruhe, seine Bequemlichkeit, was will er schließlich noch mehr.

Aber wie so oft weiß man sich auch in diesem Falle mit dem trauten Glück nicht zu bescheiden. Es mag draußen noch so knistern und knirschen, jeder Schritt mag noch so sehr von einem leisen Knarren und der ganzen sonderbaren Frostmusik begleitet sein, das alles ist kein Grund dafür, um nicht den Kragen hochzuschlagen, die Ohrenschützer umzulegen, die Handschuhe aus der Manteltasche zu nehmen und rüstig fürbaß zu wandern.

*

Und wie dem einsamen Spaziergänger dann plötzlich die Gedanken kommen! Entdeckt er auf dem weißen Teppich die winzigen zarten Spuren eines Vogelfüßchens oder stellt er gar fest, daß Hasen und Rehe auf der Jagd nach spärlicher Atzung ihren Pfad in den Schnee eingegraben haben, dann ist dem Spaziergänger zumute, wie wenn er mit der Natur, ihren vielen wunderbaren Schönheiten und ihrem ganzen Reichtum an Leben und Kraft nie so innig verbunden gewesen ist. Und die Eisnadeln und die Rauhreifblätter und die seltsamen Gebilde auf der gefrorenen Pfütze, das alles läßt in ihm erneut die Überzeugung wach werden, daß fürwahr die größte und unnachahmlichste aller Künstlerinnen die Natur ist. Ganz still wird dann der Mensch, dieser einsame Wanderer in Eis und Schnee, und mit einem Male kommt ihm klarer denn je zum Bewußtsein, daß es eine Lust ist, inmitten solcher Schönheiten leben zu können.

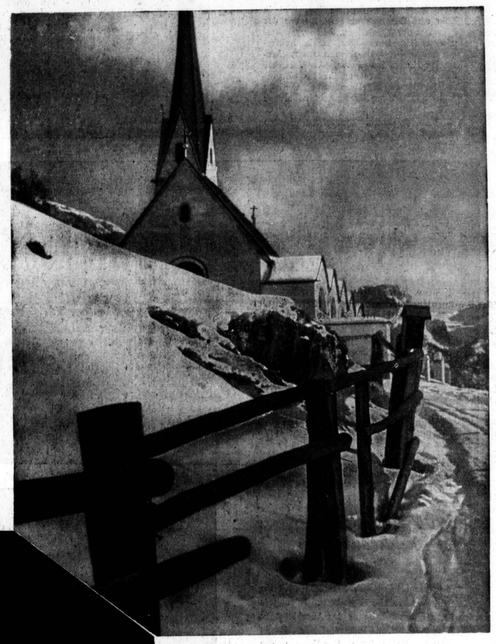
*

Im Tale drunten aber liegt die kleine Stadt. Zinnen und Dächer sind wie verzaubert, und es glitzert und leuchtet ringsum wie nie zuvor. Frau Holle hat es gut gemeint.

Dann zündet langsam der Abend seine Lichter an; hoch vom Himmel her übergießt das Millionenheer der Sterne Kirche und Burg mit urewigem Leuchten. Geschieht es da nicht, daß man dem Atem des Schöpfers näher zu sein meint?

Durch den Abend aber klingt von weither wundersames Geläute. Vorerst schwingt nur eine Glocke, dann werden es zwei, dann gar drei, dann aber schwillt der Chor dieser ehernen Zeugen hoch oben im Gebälk immer machtvoller an. Weiße Welt ... Wunderwelt! Du zwingst uns alle, die Hast des Tages abzuschütteln und die Gedanken in hehre Fernen zu lenken. Deine Melodie aber klingt so, wie wenn das ganze Weltall Musik geworden wäre und seinen Dank abstattet.

Dr. Rtg.



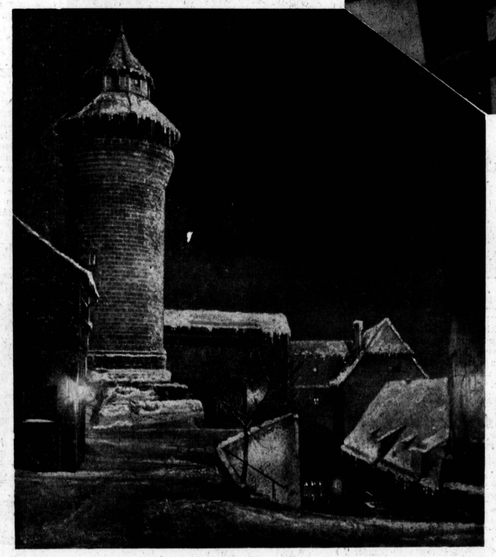
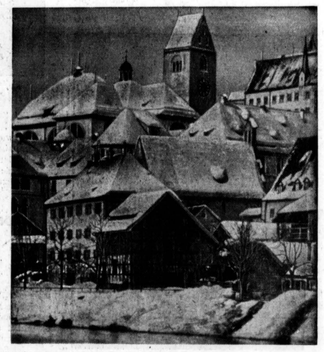


Bild oben links: ***Weißer Friede*** — Bild Mitte: ***Im Bergesland das Kirchlein*** — Bild unten Mitte: ***Weihnacht auf der Nürnberger Burg*** — Bild unten rechts: ***Kleinstadt im Winter***
(Bilder: Zander-M.)



Roman von Christel Broehl-Delhaes

Wer fürchtet sich vorm schwarzen Mann?

Copyright by: Karl Köhler & Co., Literarischer Verlag

9. Fortsetzung

„Wieso?"

„Ja, Sie wissen doch, daß ich den Auftrag habe, eine Studienanstalt mit Gemälden auszuschmücken. Und ich will mich jetzt mal ernstlich daran begeben."

„Wie, Sie ziehen fort?" Mutter Schnüllgens Schrecken war ehrlich und so herzlich, daß Peterling wiederum ein warmer Schauer über den Rücken lief wie damals, als sie so unerwartet herzlich und echt für ihn eingetreten war.

„Nein", gestand Peterling, „das möchte ich nicht, wenn gleich es auch für mich eigentlich — billiger wäre. Aber ich könne nun mal so komisch an dem alten Kasten hier und an den allen vier Wänden, die so viel von meiner Not und meinen Hoffnungen gesehen haben."

„Nun, nun!" empörte sich Frau Schnüllgen. „Einen „alten Kasten" nennen Sie dieses unbezahlbare Haus mit seiner Ueberlieferung?"

„Das ist mir ein vertrauter Ton! — Sehen Sie, wenn ich mich sozusagen bürgerlich ausdrücke, dann kann man mich wohl nicht ernst nehmen ..."

„Nu, ich kenne Sie ja auch allmählich", bestätigte Frau Schnüllgen mit einer fast mütterlichen Närrlichkeit. „Miele!" rief sie dann. „Das Frühstück für den Herrn Peterling! Und ein paar weichgekochte Eier. — Vier Minuten! Du weißt schon ..."

Peterling klappte seinen Mund ein wenig auf.

„Eier?" sagte er in das Gesicht der sich ihm wieder zuwendenden Wirtin hinein. „Das ist ja mehr, als man fürs Geld erwarten kann." Aber es war seinem Gesicht anzumerken, daß er sich augenblicklich sehr wohl und behaglich fühlte.

Mutter Schnüllgen setzte sich Peterling gegenüber auf einen Stuhl. Die Breite des ganzen Tisches war zwischen ihnen, und die Pensionsmutter legte ihre beiden runden Arme gekreuzt auf die Platte. Nebenan hörte man Miele, die Küchenperle, gewaltig und vielversprechend hantieren.

„Herr Peterling", hatte die Schnüllgenmutter plötzlich mit einer Stimme, die viel leiser war, als man sie sonst von ihr zu hören bekam, „in der letzten Zeit ist mir so manches durch den Kopf gegangen, manche Sache, bei der ich im Unrecht war, und manche, bei der ich recht hatte. Zum Beispiel die Aufregung wegen des großblumigen Kleides, daß ich an der Tür von einem Händler gekauft hatte, war Unsinn. Ich bin eine alte Frau und brauche keine großblumigen Kleider mehr, und schöne Augen sollte ich mir schon gar nicht machen lassen. Wie's gemeint war, habe ich ja nun inzwischen auf genau erfahren; der Stoff war schlecht und obendrein viel zu teuer bezahlt. Und ein armes Mädel geriet dadurch noch außerdem ins Unglück. Nicht eigentlich durch meine Schuld, das weiß ich, Herr Peterling, ja, aber es kam doch damit der Stein ins Rollen."

Hier fand Peterling einmal eine Lücke in Frau Schnüllgens langer und wohlgesetzter Rede, und warf dazwischen:

„Der Stein kam ins Rollen, obwohl, aber es brauchte ja nicht gerade zu Else Strettes Pech zu sein! So oder so: hatte verhungert wäre sie auch ohne des Unglück hier."

„Sehen Sie, Peterling", fuhr Frau Schnüllgen fort, und ihre Blicke liefen über das fleckenlose Tischtuch, „da ist das zweite Unrecht! Ich hätte mich ein wenig um das Kind kümmern sollen! Ist es denn wirklich einerlei, ob einer da oben aus dem Wolken lebt oder sich bitter um das Morgen sorgt? Es gibt da so ein schönes Sprichwort: „Jeder ist sich selbst der Nächste". Schäbig ist das, gemein, dreckig, schmutzig! Jawohl! — Und als das Mädel dann kam, als es nicht mehr aus noch ein wußte, und so leise sagte: Denken Sie mal, Frau Schnüllgen, Sie hätten eine Tochter, die Sie ein bißchen umsorgen müßten ...", da hab' ich sie angeschrien und dabei gebrummt, ich hätte aber nun mal keine, und ich brauchte auch mein Geld und sei auf jeden Pfennig angewiesen. Und sehen Sie, Peterling, das stimmt auch nicht. Ich bin eine alte Frau und habe von meinem Mann her sogar noch eine kleine Rente, so daß ich bis an mein Lebensende zu beißen hätte, selbst wenn ich das Haus hier mal aufgeben müßte. Kinder habe ich nicht, auch keine nah verwandten Erben. Später mag sich in meine Gabe teilen, wer Erbberechtigung dazu besitzt, mir ist es ganz gleich. — Aber da habe ich eben so auf meinem Beutel gesessen und das Mädel in sein Verderben rennen lassen."

Miele trat jetzt ein und brachte auf einem Auftragbrett allerhand appetitliche Sachen.

„Und die Eier kommen gleich nach!" verhieß sie.

Seltsam, Peterling faßte nicht nach dem Besteck, er hob die Kaffeemütze nicht von der Kanne mit dem duftenden Trank. Er verspürte einen fast quälenden Hunger, aber er konnte nicht essen. Mutter Schnüllgen sah so merkwürdig aus, sie war irgendwie älter geworden und doch frisch und hell im Gesicht.

„Frau Schnüllgen", setzte er an, „was Sie da sagen — das ist doch nicht wahr. Von jeher hat doch alle Welt „Mutter" Schnüllgen zu Ihnen gesagt, ein Zeichen dafür, daß Sie sich stets für Ihre Pfleglinge eingesetzt haben."

„Das ist nur so ein Name", sagte Frau Schnüllgen wehmütig, „man sagt das so: „Künstlermutter"! Ich war mächtig stolz darauf. Aber jetzt bin ich's gar nicht mehr. Erst die Sache mit Elschen, und dann kam auch noch Ihre Geschichte!"

Peterling wehrte sich und knurrte: „Für mich können Sie sich doch nicht verantwortlich fühlen? Schließlich bin ich erwachsen."

„Ach Sie", stöhnte die Frau Schnüllgen, stand plötzlich auf und griff mit ihren festen, arbeitsgewohnten Rechten in sein Haar. „Ein dummer, leichtgläubiger Junge sind Sie, 'ne dumme Junge', jawohl! Beinahe wären Sie ins Unglück gerannt. Aber der schwarze Mann, euer Schrader, der hat mir damals die Wahrheit gesagt, damals, als ich ihm keine Auskunft über Elschen Strette geben wollte. Wort für Wort habe ich es behalten: Von einem „netten Mitgefühl" hat er gesprochen und von einer „Künstlermutter", die so geldgierig sei."

Sie schaute Peterling plötzlich voll ins Gesicht. „Fangen Sie doch endlich an zu essen! Sie müssen doch Hunger bis unter die Arme haben?!"

„Ich kann nicht, Schnüllgenmutter", flüsterte Peterling. „Ich weiß wahrhaftig nicht, warum ich im Augenblick nicht essen kann — —."

Frau Schnüllgen nahm der Miele, die erneut eingetreten war, die Eier bereits an der Tür ab und setzte sie selbst vor Peterling auf den Tisch.

„Dann will ich es kurz machen", sagte sie, „damit Sie wieder Appetit kriegen! Ich will jetzt wirklich mal etwas für euch Junggolk tun, ja; und darum sollen Sie, Herr Peterling, Ihr Atelier umsonst haben — vorläufig auf ein Jahr, damit Sie sich entwickeln können und arbeiten können, wenn es mal brenzlig aussieht mit dem Geld und so ..."

Sie holte tief Atem. Wort für Wort stieß sie rauh und hart hervor. Und jedes kam aus ihrem Innersten. Aber sie schaute dabei nicht auf, mit keinem Blick, nein.

„Frau Schnüllgen!" schrie Peterling. „Was Sie mir da eröffnen, das bedeutet für mich — das ist für mich — — das ist für mich der Hafen in der Unruhe. Ich bin nicht so verrückt, mich verkämt dagegen zu wehren; nein, ich greife zu! Mit beiden Händen! Freudig — jubelnd! Geradezu schreien möchte ich ..."

„Dann schreien Sie doch, wenn Ihnen das guttut!" sagte die Schnüllgenmutter trocken und schritt rasch zur Tür, um sich seinen Dankesbezeigungen zu entziehen.

Er erreichte sie aber mit zwei Sätzen und umarmte sie.

„Mutter Schnüllgen!"

Sie wehrte sich ernstlich gegen seinen Dank und seine Liebe.

„Elschen hatte schon recht: ich hätte doch eine Tochter haben können. Und sogar einen — Sohn."

***

Toni Schrader kam von einer Arbeit heim, die ihn sehr angestrengt hatte. Ein Gießkittenkamin war gesetzt worden. Man hatte mit Brillen vor den Augen und Handschuhen an den Händen gearbeitet. Unke, sein Meister, hatte dabei von baldiger Meisterprüfung gesprochen. Von Schraders Prüfung natürlich, weil der bis jetzt noch Geselle war. Schraders Tüchtigkeit gebührte ein eigener Bezirk und dessen alleinige Verwaltung und Leitung. „Bezirks-Schornsteinfegermeister!" Damit wäre etwas Schönes erreicht gewesen. Noch vor Wochen hatte Schrader um diesen Sieg und dieses Ziel gerungen; er wußte nicht, warum es ihn jetzt weniger reizte.

Die letzte Erfüllung stand vor seinen Augen: aber mußte man dann nicht heiraten, ein Heim und Familie haben? Ja, das mußte man. In diesem Zusammenhang erinnerte er sich jedesmal tiefer und schmerzlicher Else Strettes und ihrer kurzen Begegnung miteinander. Er dachte auch oft über die unbegreifliche Schwere und Stärke seines Gefühls zu ihr noch. Er sah sie, lernte sie kennen und — liebte sie auch gleich. Sie war überhaupt das erste Mädchen, das Eindruck auf ihn gemacht hatte. Die gelehrten Leute suchten nach allerhand Erklärungen für solche Fälle. Mythischen Glaubens voll war die eine Auslegung: Menschen, die einander auf dieser Erde so unbedingt und erregend auf den ersten Blick anzögen, seien einander „in einem anderen Leben" schon nahe gewesen, hätten in jenem anderen Leben bereits zusammengehört und sich nunmehr wiedergefunden; während es wieder anderen Menschen geschähe, daß sie niemals den zu ihnen passenden und gehörenden Menschen in diesem Leben fänden und darum einsam verblieben. — — Andere ebenso ablonderliche Deutungen sprachen von den Menschen, die unweigerlich „füreinander bestimmt" seien und darum sich anzögen beim ersten Sehen.

Schrader taumelte mit seinen Gedanken planlos zwischen allen diesen Erwägungen hin und her und wußte nur eins, nämlich daß ihm sein Schicksal begegnet war. Daß er Else durch einen unglückseligen Zufall wieder verloren hatte, und zwar, wie er fürchtete, für immer. Hatte er — völlig gefühlsmäßig — nicht alles getan, sie zu halten? Er hatte ihr helfen wollen vom ersten Augenblick an. Mit dem besten Willen auch hatte er sein Wollen in die Tat umsetzen können, aber das führte nur zur Entfremdung von ihr, führte ihn und sie auseinander, brachte sie in falschen Verdacht, ja, in die verschiedensten Verdächtigungen, die das Leben den Menschen nur zwischen die Füße werfen kann, damit sie stolpern. Er fand sich nicht mehr zurecht.

Warum schrieb Else Strette nicht, wo sie sich befand — wenn Peterlings Aussage richtig war? Sie wußte doch nun, daß alles anders war, als sie gedacht hatte, sie mußte auch wissen, daß er inzwischen über sie die volle Wahrheit erfahren hatte. Warum schrieb sie nicht?

Seine Mutter legte eine Karte vor ihn hin, die mit der Morgenpost eingetroffen war. Sie enthielt eine kurze Nachricht Peterlings, daß er die Stadt für einige Zeit verlassen werde, um seinen großen Auftrag auszuführen, zugleich gab er seine neue Anschrift bekannt.

„— — und geben Sie mir, bitte, sogleich Nachricht, wenn Sie etwas Neues über die Sache erfahren, die uns beiden am Herzen liegt!"

Schrader schob die Karte fast unwillig beiseite und wendete sich mit Gewalt dem aufgetragenen Essen zu.

„Peter hat auch geschrieben", erzählte die Mutter leise von ihrem jüngsten Sohn. „Es geht ihm in jeder Hinsicht recht gut, und die Frühjahrs-Uebungen sind bald zu Ende."

Toni Schrader nickte. Peter war bei der Wehrmacht. Natürlich! Schön. — Er fuhr mit seiner Gabel auf dem Teller umher, aber er tastete nur: denn seine Blicke gingen über den Tisch hinweg — durch alle Möbel, alle Wände hindurch, gingen weiter, viel weiter, sieben Stadtteile

die Hand ihres Aeltesten zwischen ihren frühlen, schmalen Fingern. Es wurde dämerig, und es wurde dunkel. Von der Straße her kam das Licht der elektrischen Straßen-Beleuchtung wie ein sanfter Schein zu ihnen, so daß sie immer noch ihre Gesichter erkennen konnten und sie doch eben nur spürten. Es sprach sich freier, leichter ins Dunkel hinein, man konnte offener sein und vertraulicher. — Wie sehr fürchten sich doch die Menschen gegenseitig vor ihren Blicken!

Schweigend erhob sich dann Frau Schrader, als Toni geendet hatte. Ihr Gesicht trug nun den Ausdruck des Grams mit ihrem Sohne gemeinsam. Sie steckte eine kleine Lampe an, damit das Licht der Deckenbeleuchtung nicht in aller Grelle ihres Sohnes Gesicht bestrahle. Dann winkte sie Toni zu sich hin und gab ihm einen kleinen Brief, den sie im Schrank verwahrt gehabt hatte.

„Lies!" sagte sie still. „Vielleicht gibst das Schreiben dir Aufschluß und Sühne."

Seine Hand streckte sich ungläubig-zögernd aus. Mit unsicherem Blick umfing er die Schrift des Briefes, eine Schrift, die ihm schon bekannt und vertraut war.

„Sie hat geschrieben?" stieß er rauh hervor. „Wann kam denn der Brief? — Hast du ihn zurückbehalten, Mutter?"

„Nein, Junge, das würde ich mir nie erlaubt haben. Der Brief kam erst heute mit der Nachmittagspost."

Er riß den Umschlag herunter. Seine Augen überflogen das Geschriebene. „Frankfurt am Main!' — Frankfurt am Main?

„Alles wird gut werden!" schrie er plötzlich. „Sie hat keine Schuld! Ahnungslos ist sie, wie es der Peterling war, völlig ahnungslos! Ich muß zur Kriminalpolizei mit dem Brief! Auf der Stelle muß ich fort! — Bis nachher, Mutter!"

„Was schreibt sie denn?" forschte Frau Schrader voll lebendiger Teilnahme an dem Geschehen, das ihren Sohn betraf.

„Später, Mutter, du Liebe! Später sollst du's hören! Ich muß jetzt fort hin!"

Und ohne die Aufklärung zurückbleibend, die sie jetzt ersehnte, erfuhr die Mutter, daß es im Leben eines jeden Menschen etwas gibt, das für ihn alles andere in den Hintergrund treten läßt, alles das, was bisher seine Welt ausgemacht hat: Mutter, Elternhaus und Geschwister. — Das neue, das allereigenste Leben ergriff von Toni Schrader Besitz. —

Vierzehntes Kapitel

Marie Tijano empfing in ihrem Hotel nicht ein einziges Mal Post; sie holte alles selbst bei der Hauptpost ab, und zwar unter einem anderen Namen. Es war möglich, daß Felix nach ihr fahndete. Und das ertrug sie nicht, es machte sie unruhig, nervös. Sie mußte endlich erreichen, was sie wollte, den großen Abschluß, vor dem auch er sich beugen würde. — Lowens mußte jetzt endlich Ernst machen. Sie würde ihn zwingen, wenn er nicht wollte.

Marie Tijano trat an den Schalter und nannte ihr Kennwort. Der Beamte sah nur flüchtig auf. Hunderte von Menschen kamen täglich zu ihm und wollten etwas von ihm; man konnte sich nicht jeden einzelnen merken. Diese Frau aber fiel auf. Sie kam jeden Tag. Dabei machte sie eigentlich keinen auffallenden Eindruck. Doch — sie kam eben jeden Tag. Heute war — endlich — ein Brief für sie gekommen!

Der Beamte händigte ihn ihr mit unbewaltem Gesicht aus, und sie nahm ihn genau so unbeweglich entgegen. Doch in einer Ecke des Raumes riß sie das Schreiben auf und las nur die wenigen Worte:

„Ich bin am gleichen Ort wie Du! In welchem Hotel wohnst Du?"

Dreimal, viermal las Marie den Wortlaut, ehe sie ihn begriff. Er war ihr also wiedermal nachgereist! Das gab es doch nicht. Das sollte er nicht! Es muß einen Weg geben,' dachte sie. ‚Ich werde Lowens zwingen, daß er endlich ernst macht. Wenn er nicht will — — nicht will, dann — —'

Im Hotel trat der Pförtner an ihre Seite. „Soll ich die gnädige Frau nach oben begleiten lassen?"

Sie schreckte auf und starrte den Mann an.

„Begleiten? Wieso? — Was ist geschehen?"

„Gnädige Frau fühlen sich offensichtlich nicht wohl?!"

„Doch, mir ist durchaus wohl! Danke!" Das fehlte noch, daß man ihr ihre Gemütsstimmung vom Gesicht ablas! Kerzengerade ging sie zum Fahrstuhl und ließ sich von dem kleinen Pagen nach oben fahren.

Als sie die Tür zu ihrem Wohnzimmer öffnete, sah sie Else Strette, die zum Ausgang angekleidet war, mitten im Zimmer stehen.

„Wohin wollen Sie?" fragte Marie Tijano bekremdet, und ihr Ton fiel so scharf aus, daß Else Strette das Klingen verging. „Nur eben einige Zutaten besorgen", entgegnete sie unsicher. „Befahstoff, Knöpfe und Nähseide. — Aber, mein Gott, Frau Tijano, wie sehen Sie denn aus?"

„Mir ist draußen übel geworden", wehrte Marie Tijano ab; „wohl eine Magengeschichte — — —"

„Ja, ja", meinte Else bedauernd und tadelnd zugleich, „die schweren Sachen am frühen Morgen, Oelsardinen und solche

Ruhe auf der Flucht

Eine Zeichnung von Albrecht Dürer

Einer der in der deutschen Kunst meistausgeführten Motive aus dem Weihnachtskreis ist das der Flucht der Heiligen Familie nach Aegypten. Vor allem sind es die alten Meister, die sich dieses Themas nach der direkten Darstellung der Geburt Christi angenommen haben. Die Darstellung des rastenden Familie gab immer Gelegenheit zu häuslichen Idyllen, zur Gestaltung der engen Familiengemeinschaft, die dem Deutschen ein so hoher Begriff ist. Seen haben die Meister die ganze Szene in die deutsche Landschaft verlegt, wie ja auch die Gestalt der Madonna immer deutsch empfunden und mit allem Liebreiz deutscher Mütterlichkeit geziert ist.

Foto: Deutsches Museum

Dinge, das kann man ja auch nicht vertragen. — Kann ich etwas für Sie tun?"

„Ahnungslose Seele', dachte Frau Tijano beinahe kummervoll, ‚unbeschriebenes Blatt! Was würdest du wohl für Augen machen, wenn du wüßtest, daß . . .'

„Sie können hierbleiben und packen!" sagte sie leise. „Wir fahren noch heute mittag nach Berlin oder aber — —"

Sie trat an den Fernsprecher und verband sich mit der Hotelleitung.

„Besorgen Sie mir bitte, zwei Plätze im nächsten Flugzeug nach — Berlin!" sagte sie mit fester Stimme. „Und dann die Rechnung, bitte!"

„Fliegen?" fragte Else mit staunendem Munde, obwohl sie jedes Wort verstanden hatte, das Marie Tijano mit dem Hotel sprach. „In meinem ganzen Leben bin ich noch nicht geflogen", stammelte sie. „Du lieber Himmel, ich habe davor eine furchtbare Angst. Wird man dabei nicht leerank?"

„Man wird nichts!" widerbrach Marie Tijano — wider Willen lächelnd, „Sie können ja mit dem Zuge nachkommen, wenn Sie Lust haben."

„Nein, nein", beeilte sich Else zu versichern, „natürlich würde ich gern einmal fliegen. Ich glaube auch nicht, daß es mir schlecht wird."

„Wollen wir nicht lieber endlich packen?" fragte Frau Tijano mit leiser Unedulb an.

Mit Feuereifer gab sich Else Strette an diese neue, ihr langsam schon vertraut gewordene Tätigkeit. Sie zog die Jacke aus und hängte sie in ihren Schrank zurück. Plötzlich fiel ihr etwas Schreckliches ein: Nun konnte sie Toni Schraders Brief nicht von der Post holen, wenn er ihr schreiben sollte. Es blieb ihr gar nichts anderes übria, als sich die Post mittels Postkartenbestellung nach Berlin nachsenden zu lassen. Freilich dauerte es da wieder länger, ehe sie sie erhielt. —

***

Der Kriminalkommissar durchwanderte sein Büro ein paarmal mit genau abgemessenen Schritten. Das Gesicht grüblerisch zu Boden gesenkt. Dann blieb er plötzlich vor Toni Schrader stehen.

„Ich habe einen bestechenden Einfall", sagte er. „Sie fahren nach Frankfurt am Main! Sie nehmen sich Urlaub und reisen zu jenem Zeitpunkt, wenn Sie den Brief absenden. — Oder haben Sie vielleicht schon einen Brief abgesandt?"

„Natürlich nicht", entgegnete Schrader ein wenig verständnislos, „ich bin doch sofort zu Ihnen gekommen."

„Ausgezeichnet! Ich denke mir die Sache nämlich so: Sie nehmen sich Urlaub, der Ihnen bei so zwingenden Gründen sicherlich gewährt wird, fahren nach Frankfurt und passen dort auf, ob das kleine Fräulein Strette den postlagernden Brief abholt. Wir geben Ihnen unseren besten Fachmann von der Abteilung Falschmünzerei mit, der Ihnen beiden unauffällig folgt, um so den Aufenthalt von Frau Marie Tijano — oder wie sie immer heißen mag — sicher festzustellen."

„Gemacht!" sagte Schrader. Er strahlte ob der Aussicht, Else Strette endlich und nun gar so bald schon wiederzusehen. „Da haben Sie einen ganz ausgezeichneten Einfall gehabt, Herr Polizeikommissar!"

Der Kommissar blieb vor ihm stehen, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagte wohlwollend:

„Die Polizei — das Mädchen für alles — führt sogar ein Wiedersehen der Liebenden herbei! Auf ihre Kosten außerdem!"

„Herr Kommissar", fragte Schrader ein wenig verlegen, „woher wollen Sie wissen, daß — —?"

— — daß Sie nicht schlecht Feuer gefangen haben? Nun, das merkt man als alter Fachmann doch sofort. Und letzten Endes hat man ja auch ein Herz in der Brust. Aber — übrigens Frankfurt! Es liegen von dort noch mehr Falschgeldmeldungen vor. Am schlimmsten allerdings ist es mit Berlin. Man möchte Berlin manchmal überhaupt als den Ausgangspunkt des Falschgeldes ansehen. Aber dafür fehlen nun leider noch die festumrissenen Anhaltspunkte. Nun, man wird sehen. — Ich will Ihnen jetzt gleich Klinger herbeirufen, damit Sie sich kennenlernen. Klinger ist nämlich der Mann, der Sie begleiten wird. —

***

Schrader sah ungeduldig auf seine Uhr. Zimmerhin waren bereits einige Stunden vergangen, seit er im Hauptpostgebäude von Frankfurt — nahe bei der Ausgabestelle für postlagernde Sendungen — auf Else Strette wartete. Er warf einen fragenden Blick zu Klinger hinüber. Der Kriminalbeamte stand vor einer wandgroßen Straßenkarte, die er eifrig zu studieren schien; er war an Warten und unerschütterliches Ausharren gewöhnt und langweilte sich anscheinend überhaupt nicht. — — Schon zwölf Uhr. In einer Stunde wurde die Post geschlossen. Und dann begann am Nachmittag das ermüdende und entnervende Warten von neuem.

Else Strette konnte den Brief unmöglich schon abgeholt haben. Die Absendung war so eingerichtet worden, daß der Brief erst an diesem Morgen, an dem Schrader seinen Posten hier bezog, eintreffen konnte. Vielleicht auch ließ Else den Brief erst einige Tage liegen, ehe sie ihn abholte. Soviel Schrader sich erinnerte, wurden postlagernde Sendungen vier oder fünf Tage aufbewahrt, ehe sie an den Absender zurückgesandt wurden, sofern überhaupt ein Absender vermerkt war.

Pünktlich um ein Uhr löste sich Klinger von seiner wandgroßen Straßenkarte, winkte Schrader zu und trat mit ihm gemeinsam vor den Ausgang hinaus.

„Nun wollen wir erst einmal zu Mittag speisen!"

Während sie nebeneinander über die Straße schritten, meinte Schrader:

„Ich weiß nicht, mir gehen soviele Möglichkeiten durch den Kopf, wie wir Else Strette auf die schönste Weise verpassen können, daß ich gar keinen Mut mehr habe."

„So? Und Sie haben doch erst angefangen!" tadelte Klinger. „Was soll unseretns dazu sagen? Eine Jagd hinter Verbrechern her geht manchmal wochen- und monatelang."

„Schließlich sagen wir aber keine — Verbrecherin", antwortete Schrader spitz. Das Wort tat ihm weh.

„Oh, bitte sehr!" Klinger machte eine freundlich-spöttische Verbeugung. „Ich wollte Ihrem Fräulein Braut nicht zu nahe treten."

„Das ist nun wieder vorerst reichlich übertrieben", murrte Schrader und brachte die Drehtür des Gasthofes, wo sie essen wollten, so in Schwung, daß Klinger Mühe hatte, schnell genug herauszuspringen. Hätte er's nicht getan, hätte er ein zweites Mal rundherumlaufen müssen.

„Nicht so viel Feuer!" Klinger lachte gemütlich. „Mit Ruhe und Ueberlegung kommt man viel sicherer ans Ziel!"

Sie nahmen an einem kleinen Tische Platz. Das Gasthaus war außerordentlich besetzt. Es duftete angenehm nach vielen guten Speisen: das leise Klappern der Bestecke reate den Appetit an.

„Ja", sagte Schrader halblaut und neigte seinen Kopf leicht über die Speisenkarte, „zum Kriminalbeamten eigne ich mich ganz gewiß nicht. Da würde ich noch lieber — Seiltänzer!"

„Was ja auch von Ihrem Beruf gar nicht allzuweit abliegen würde!" trumpfte Klinger vergnügt auf. „Ich wiederum wäre für solche turnerische Leistungen nicht geschaffen."

„Es ist zum Auswachsen", schimpfte Schrader und war damit wieder bei jener Sache angelangt, die ihn unablässig verfolgte, „daß dieses Mädchen seine genaue Anschrift nicht angeben wollte. — Postlagernd! Punktum! — Zimmer diese Umwege. Na, wenn ich sie aber erst mal habe, Kinder, dann ist sie keine Stunde mehr ohne Aufsicht!"

Klingler gab keine Antwort, schmunzelte nur in sich hinein und löffelte sorglos die ausgezeichnete Suppe.

„Recht so," sagte er erst nach einer Weile, müde von der getanen Arbeit, „ich bin's zufrieden! Kann ich mir dann doch endlich diese geheimnisvolle Dame Tijano einmal näher ansehen. Wir müssen's erreichen, und wenn wir uns vier Tage und vier Nächte vor das Postamt hinstellen. Einmal wird Else Strette ja kommen!" —

Nachdem sie eilig gegessen hatten, bezogen sie von neuem ihren Spähposten nahe der Ausgabestelle für postlagernde Sendungen. Da Klinger Else Strette nicht kannte, sahen die beiden Männer keine Möglichkeit, einander abzulösen; sie mußten gemeinsam ausharren. —

— — — — — — —

Sieben Uhr am Abend! Schalter nach Schalter schloß sein Fenster. Da trat Schrader mit dem Rute der Verzweiflung vor, steckte seinen Kopf durch die Schalter-Oeffnung und fragte den Beamten:

„Ist Post für — Fräulein Else Strette da?"

Der Beamte sah ihn einen Augenblick prüfend an, dann antwortete er:

„Bedaure, dazu muß die Empfängerin schon selber kommen!"

„Ich bitte Sie: es liegt mir sehr viel daran, zu wissen, ob der Brief schon abgeholt worden ist, denn ich bin der Aelsender!"

Der Beamte schüttelte wiederum den Kopf und bedauerte keinerlei Auskunft geben zu können. (Fortsetzung folgt.)

Herdfeger besser denn je

„Unser Hermann" feiert Weihnacht

Von Erich Gritzbach

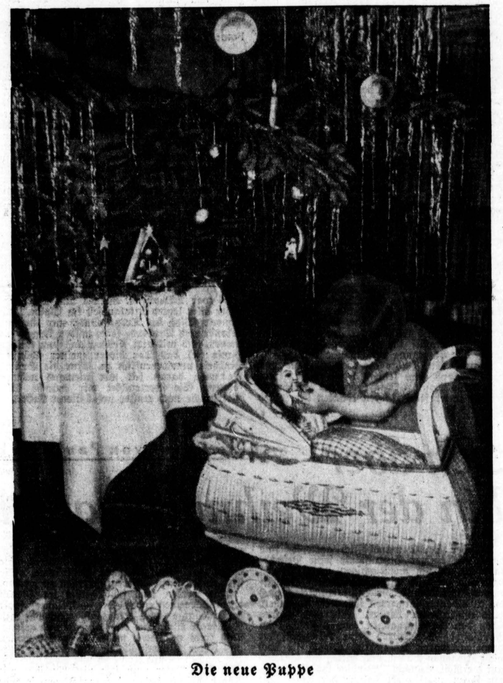
An der Weihnachtsfeier nehmen alle die teil, zu denen der Generalfeldmarschall und Ministerpräsident Hermann Göring und seine Gattin besondere persönliche Beziehungen haben. Es ist der Tag, an dem der Ministerpräsident jedem einzelnen, der neben ihm steht, seinen Dank für Treue und Pflichterfüllung in einer ans Herz rührenden patriarchalischen Art bekundet. In diesen unvergeßlichen Stunden stehen die Führer Hermann Görings vor ihren Geschenktischen neben seinen Neffen, Cilly, die treue Wirtschafterin mit den Hausmädchen neben den Nichten, die engen Mitarbeiter des Stabes neben den Geschwistern und Freunden. Hanna und Erna Graf, die Jugendfreundinnen, sind natürlich wie vor Jahrzehnten dabei. Auch die liebe, gute Pflegemutter Graf fehlt nicht. Der strahlende Kranz der Weihnachtskerzen überzieht all diese festlich gestimmten Menschen wie eine große Familie. Und wenn alle sich wie die Kinder auf die Ueberraschungen freuen, die sie zu erwarten haben, in der Weihnachtsstimmung kann niemand Hermann Göring übertreffen.

Er selber ist, ehe die anderen um den Christbaum sich versammeln, schon reich beschenkt worden. Es ist der Dank von 500 Kindern, von Kindern der Aermsten, die den Onkel Hermann und die Tante Emmy im Clou schon nachmittags glückstrahlend umjubelt haben. Es ist der Dank der Eltern dieser Kleinen, die zum ersten Male seit Jahren ihre Kinder unter den strahlenden Lichterbaum führen konnten und ein Weihnachtsfest erlebt haben, wie es schöner nicht sein kann. Für Hermann Göring ist dieser Jubel immer ein tiefinnerliches Erlebnis, das ihm die Weihestimmung für die ganzen Festtage gibt, die Kinderbescherung im Clou ist ihm am Weihnachtstag das Allerwichtigste. Wenn die Wellen des Dienstes auch noch so hoch schlagen, der verantwortliche Referent, dem die Organisation dieser Weihnachtsfeier obliegt, kann mit Sicherheit damit rechnen, daß er ab November Woche für Woche gemahnt wird, damit nur für diese Bescherung nichts vergessen wird. Dieses Fest erfordert eine lange Vorbereitung. Für 1.30 Uhr ist eingeladen worden, aber eine Stunde vorher sind alle schon in freudiger Erwartung da. Bei festlicher Weihnachtsmusik des Regiments Göring sitzen die Kinder mit ihren Eltern bei Schokolade und Kuchen. Wenn dann der Ministerpräsident mit seiner Gattin den Saal betritt, gibt es eine regelrechte Weihnachtsvorstellung. Das große Kinderballett der Staatsoper hat einen großen Tag, der Applaus für die lustigen Vorführungen will nicht enden. Dann poltern und purzeln die Heinzelmännchen mit dem Weihnachtsmann herein, für den Albert Florath vom Staatlichen Schauspielhaus sein großes Talent zur Verfügung stellt. Die Bescherung, die zu erwarten ist, haben die Kinder satz ganz vergessen.

Hermann Göring weiß, daß es nicht darauf ankommt, daß man schenkt, sondern wie man schenkt. Er weiß aus seiner eigenen Kinderzeit, was ein Kinderherz erfreut. Als er acht Jahre alt war, erbelet er zu Weihnachten einen sehr schönen Anzug. Empört spricht er darüber mit der Frau Waschink, der Kaufmannsfrau in Mankerndorf, bei der er sein Taschengeld in Schokolade anlegt: „Was sagen Sie nur dazu? Die Eltern schenken mir einen Anzug zu Weihnachten! Das ist doch kein Weihnachtsgeschenk, den muß ich doch sowieso bekommen. Ich kann doch nicht nackt herumlaufen!" Die Kinder allerdings, zu denen er Jahr für Jahr nicht als Ministerpräsident, sondern als nationalsozialistischer Volksgenosse über Freude, Frieden und Eintracht spricht, brauchen Strümpfe und Wollsachen, Mützen, Handschuhe und Schals, und die kriegen sie auch jedes Jahr. Ein Teeinsmittelpaket mit Butter, Wurst, Schokolade und Marzipan, mit Nüssen, Kakao und Mehl ist auch dabei. Aber vor allem müssen sie Spielsachen haben. „Das Beste vom Besten", bestimmt der Ministerpräsident. Die Mädchen bekommen Puppen, Nähkörbe, lustige Gesellschaftsspiele, Küchen und beinahe richtige Nähmaschinen — jedes Kind immer drei verschiedene Spielsachen. Die Jungens kriegen Bleisoldaten, SA.- und H-Männer, Tanks, Luftgewehre, Roller, nicht zu vergessen natürlich die Flugzeuge mit Bomben, wie sie der Ministerpräsident seinen Neffen schenkt. Mitten im Weihnachtstrubel stehe der Ministerpräsident mit seiner Frau, knallt mit einer Pistole herum oder wischt einem Mädchen die Tränen ab, die vor Freude gequollt kommen. Glücklich und losgelöst vom Alltag stehen die Eltern dabei, es ist ihnen so heiß ums Herz wie den Kindern. Wenn die Kinder nachmittags um vier Uhr nach Hause ziehen, sind nicht nur sie und ihre Eltern beglückt, auch Hermann Göring selbst strahlt vor Freude.

Als ein echter deutscher Familienvater sucht Hermann Göring die Geschenke, die er seiner Frau, seinen Verwandten und seinen Mitarbeitern am Heiligen Abend auf den Weihnachtstisch legt, persönlich aus. Wie er das macht, weiß kein Mensch, und wie er an jeden denkt und den Menschen die Wünsche abzulesen versteht, bleibt immer ein Rätsel. Eines Tages lüftet er selbst das Geheimnis. Seit 1928 besuchen Grafs Hermann Göring regelmäßig am 9. November in München. Im letzten Jahr fragt er die Freundin, worüber sich wohl die Mutter zu Weihnachten freuen würde. „Ich möchte es schon sagen", antwortet Erni Graf, „und ich möcht's auch wieder nicht, die Mutter könnte gut einen Pelzkragen gebrauchen, aber der Wein ch wäre wirklich zu unbescheiden." „Einen Augenblick", sagt Hermann Göring, hell zieht dabei die Freude über sein Gesicht. Robert muß kommen, erzählt einen Besehl, bringt dann ein blaues Buch, in dem Namen über Namen stehen, jeder auf einer eigenen Seite. Auf der Seite der Pflegemutter steht nun in der bekannten violetten Schrift: „Mutter Graf, warmer Pelz." So macht sich der Ministerpräsident um jeden einzelnen, dem er eine Freude machen will, seine eigenen Gedanken.

(Aus dem Buch: „Hermann Göring — Werk und Mensch" Leinen RM 6.50. Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München.)



Die neue Puppe

Der Wille zum Unmöglichen

Von DIETRICH ECKHART

Das ist es ja, was man
So unter Deutsch versteht im höchsten Sinn:
Der Wille zum Unmöglichen, zum Ziel
Der Ziele, zur Vollendung, die sich nie
auf Erden findet, aber ahnen läßt,
Im Wollaut aller Töne, Formen, Farben,
Im Gleichmaß der Gestirne und Gesetze,
Im Abglanz einer ew'gen Harmonie.

Entnommen dem „Jahrbuch der Hitler-Jugend 1939", das die Reichsjugendführung herausgab. Leinen RM 1.80. Im Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München.

Ein Wiener Bub

Erzählung von Walter Gottfried Klucke

Kurz nach dem Kriege — ihr erinnert euch gewiß — ging einmal durch die europäischen Zeitungen die aufsehenerregende Meldung von einem Manne, der im Wiener Wald oder im Prater — so genau weiß ich nicht mehr — sein gutes Geld, Münzen in Silber und Gold und ausländische Banknoten an die holzsammelnden Kinder und Frauen verschenkte. Als die entsetzte Polizei diesen Sonderling festnehmen wollte, war er verschwunden und blieb es auch! Ich aber bin ihm begegnet und will euch seine Geschichte erzählen. Denn er war ja auch der Mann, dem wir unsere Forschungsreise nach Guayana verdankten, und als wir damals kurz vor der Abreise noch mit ihm zu einem Abschiedstrunk niedersaßen, fragten wir ihn, wie es denn nun wohl gekommen sei, daß er sein ganzes riesiges Vermögen der deutschen Wissenschaft zur Verfügung stellte.

„Tja", begann er zögernd, „wenn ich Ihnen das erzählen soll, muß ich weit zurückgreifen. Sie wissen ja wohl, daß mein Vermögen schon lange vor dem Kriege, damals also, als ich das Geschäft in Boston selbst übernahm, in die Millionen ging. Durch die Kriegslieferungen verzehnfachte sich mein Bankkonto, und als das Ringen in Europa sich seinem Ende näherte, hatte ich gerade das Geschäft und meine Lagerhäuser an eine New-Yorker Bankgruppe abgestoßen und stach mit der eigenen Yacht in See. Ja soh mir bald die verlassenen Kriegsgebiete in Frankreich an und lebte mal in London und Paris, später auch in Berlin. Dann ging's durchs Mittelmeer nach Konstantinopel und von dort mit dem Auto quer durch den Balkan nach Ungarn. Die Luftträume in meiner Nacht waren nun schon übersüllt, ebenso meine Koffer und Kästen, denn ich schleppte sozusagen ein Museum mit mir herum, und für Geld war um jene Zeit in Europa alles zu haben: Stahlhelme aller Nationen, verrostete Waffen aus den Gräben vor Verdun, Souveniers aus aller Herren Länder, kurz, alles, was man den Globetrottern damals ehrfurchtslos anbot und verkaufte. Ich brauchte nur zuzuschlagen, dann hätte mein mir für meine Dollars auch ein halbverbranntes Dorf an der Marne abgerissen und am Mississippi naturgetreu wieder aufgebaut. Und so kam ich schließlich auf der Flucht vor der Kommune in Ungarn und mitten im bitterkalten Winter nach Wien und logierte da irgendwo in einer Villa am Ring. Natürlich öffneten sich auch seine Keller und ich entbehrte nichts! Um das recht zu verstehen, muß man so um 1919/20 in Wien gewesen sein, meine Herren! Die Armut der Bevölkerung dieser einst so schönen und fröhlichen Stadt ging selbst einem so ausgereckten Selfmademan wie mir an die Nerven. Aber wenn Kauftente meines Schlages die Armut riechen, dann zucken sie entweder die Brieftasche oder sie machen sich möglichst unmerkend aus dem Staube. Nun, ich wählte den letzteren Weg, ließ meine Koffer und Kästen besorgen, nahm die Schlafwagenkarte nach Rom in Empfang und seelenderte, weil noch genügend Zeit bis zum Abend war, gemächlich durch den Wiener Wald. Was ich da nun sah, das macht mich heute noch gruselig! Aber wie gesagt, meine Herren, man muß um jene Zeit in Wien gewesen sein, um zu begreifen, was „Armut" ist und was alles sich hinter diesem Wort verbirgt. Nämlich, der Wald war voll von Menschen, die wahllos Sträucher und Tannen, Buchen und Birken fällten. Was sie zerfägt und klein gemacht hatten, das zerrten und warfen sie auf ihre Hand- oder Pferdekarren, denn es gab ja keine Autos in Wien, und den Leuten erfroren Hände und Füße. Na, und weil mir das wiederum auf die Nerven ging, machte ich kehrt, um meinen Droschkenführer herauszuwinken. Und wie ich da so durch die baumlose, zerstörte Allee gehe, sitzt da ein kleiner Bub auf einer steinernen Bank, den hochbeladenen Holzkarren vor sich und etwas Winkendes in der Hand, das er mit strahlenden Augen betrachtet. Ich bleibe stehen und sehe mir den Knirps an, ein schmächtiges, unterernährtes Kerlchen mit eingefallenen Wangen. Weil ich vom Großvater her leidlich deutsch spreche, frage ich ihn, was er da habe. — Ich, sagt er, es sei man nur ein Schmetterling und zeigt ihn mir unter dem Glasrahmen. Es war in der Tat ein hübsches, buntes Wesen, den der Onkel, wie der Bub weiter erzählt, aus der Italienischen Eisangenschaft mitgebracht habe. Natürlich! Der Vater sei an der kleinen Berufung gefallen,

und die Mutter in Amut gestorben. — Der kleine Knabe gefiel mir, denn er hatte trotz des Leids, das er erfahren, so fröhliche und gute Augen. — „Junge", sage ich und greife in die Manteltasche, „gib mir den Falter und nimm' dafür diese Banknote!" — „Bei Gott nicht", antwortet der Knirps, „ich habe ihn doch meinem Bruder versprochen!" — „Es sind zehn Dollars", sage ich, „und ihr könnt zwei Wochen lang davon leben! Gib mir also den Schmetterling!" — Doch der Junge verbirgt ihn ängstlich, aber voll Entschlossenheit in der Hand und sagt — nein! — Ich sage ihm nun, daß ich für diese Banknote heute in Wien eine ganze Schmetterlingssammlung mit Glas und Rahmen kaufen kann und lege sogar noch eine Banknote bei, um ihm dieses „Souvenier" nun erst recht abzujagen. Der Bub fängt an zu zittern, während sein Blick von den Banknoten zum Schmetterling irrt, und dann sagt er wieder — nein! Nun wird es mir zu dumm, und ich erkläre ihm lang und breit den Wert des amerikanischen Geldes. Da beginnt er zu weinen und setzt mir auseinander, wieviel Mühe es ihn gekostet habe, dem Onkel gerade diesen Schmetterling abzubetteln und in welchem Maße sich der Bruder gerade auch auf dieses Stück freue! Nein, es ginge nicht an! Er könne ihn unter keinen Umständen verkaufen.

Was soll ich Ihnen sagen, meine Herren? Diese Haltung des kleinen Bub griff mir ans Herz, denn soetwas war mir auf meinen Reisen durch alle Länder der Erde noch nicht begegnet. Und wenn ich nun kein Selfmodeman gewesen wäre, hätte ich dem tapferen, kleinen Bub die lächerlichen 20 Dollars in den Schoß geworfen und wäre um eine Lehre reicher meiner Wege gegangen. So aber greife ich in die Brieftasche und ziehe einen Hundertdollarschein. Was denken Sie? Der Knirps sagt — nein! Ich zeige einen Tausender und zeige ihm ein ganzes Notenbündchen. Aber nun schlachtet er und versteckt sein tränenüberströmtes Gesicht hinter den abgezehrten Händen: „Ich kann nicht!" schreit er, ‚ich habe es meinem Bruder doch versprochen und er — freut sich so!" — Schon greift er nach der Wodenleichel und fährt wie der Teufel davon! Ich aber stehe da mit meinen Dollars und brenne nun nicht mehr nach dem Souvenier, aber nach einem Fünfchen von solcher Liebe, wie sie mir soeben begegnet war! Und das war ein deutscher Bub, der mir da den Rücken kehrte! Einer, der sich seine Liebe zu den Seinen nicht um noch soviel fremdes Gold absagen ließ. Was tue ich? — Ich renne dem Bub nach und biete ihm gewaltsam einen Tausender in die Tasche. Der Knirps aber schreit auf, weil er meint, ich wolle ihm den Schmetterling wegnehmen, läßt Bruchsack und Wagen fahren und verschwindet hinter den Wagen und Menschen, die da herumstehen. Das gibt mir den Rest, und ich drücke den Beidern meine Dollars in die Hände, erst die Fehner, dann die Hunderter. Die Kinder beschenke ich mit den großen Noten. Dann kommen viele Menschen, Greise und Mädchen, Mütter und abgemusterte Soldaten. Ich nehe ihnen, was ich so bei mir trage, schließlich gar noch die Travelschecks. Es war ja nur eine Kleinigkeit! Und als die Polizei eben um die Ecke biegt, da lasse ich Wagen und Menschen stehen und verschwinde.

Na ja, und als ich am nächsten Morgen in Rom aufwache, da lese ich in der Zeitung die Notiz von dem „Irrsinnigen" im Wiener Wald. Nun war ja in den Augen der Menschen nicht der Wiener Bub das „Greenhorn", sondern ich, meine Koffer und Kästen besorgen, nahm die Schlafwagenkarte nach Rom in Empfang und seelenderte, weil noch genügend Zeit bis zum Abend war, gemächlich durch den Wiener Wald. Was ich da nun sah, das macht mich heute noch gruselig! Aber wie gesagt, meine Herren, man muß um jene Zeit in Wien gewesen sein, um zu begreifen, was „Armut" ist und was alles sich hinter diesem Wort verbirgt. Nämlich, der Wald war voll von Menschen, die wahllos Sträucher und Tannen, Buchen und Birken fällten. Was sie zerfägt und klein gemacht hatten, das zerrten und warfen sie auf ihre Hand- oder Pferdekarren, denn es gab ja keine Autos in Wien, und den Leuten erfroren Hände und Füße. Na, und weil mir das wiederum auf die Nerven ging, machte ich kehrt, um meinen Droschkenführer herauszuwinken. Und wie ich da so durch die baumlose, zerstörte Allee gehe, sitzt da ein kleiner Bub auf einer steinernen Bank, den hochbeladenen Holzkarren vor sich und etwas Winkendes in der Hand, das er mit strahlenden Augen betrachtet. Ich bleibe stehen und sehe mir den Knirps an, ein schmächtiges, unterernährtes Kerlchen mit eingefallenen Wangen. Weil ich vom Großvater her leidlich deutsch spreche, frage ich ihn, was er da habe. — Ich, sagt er, es sei man nur ein Schmetterling und zeigt ihn mir unter dem Glasrahmen. Es war in der Tat ein hübsches, buntes Wesen, den der Onkel, wie der Bub weiter erzählt, aus der Italienischen Eisangenschaft mitgebracht habe. Natürlich! Der Vater sei an der kleinen Berufung gefallen,

Weihnachten

Das weiße Haus im Walde

Eine kleine Geschichte meiner eigenen Kindheit

Von Christel Broehl-Delhaes

Meine früheste Kindheit habe ich im Walde verlebt. Mein Vater, durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde lebenslang krankend, mußte zu seiner Gesundheit den Einfluß von Tannenluft haben, und so zogen wir fort aus der kleinen Stadt und in das liebe, alte, weiße Haus im Walde.

Ach, um dieses Haus schlingen Kindheitserinnerungen, nie welkende Kränze des Entzückens und der Dankbarkeit. Es ist nun einmal wohl die glücklichste Zeit im Leben eines jeden Menschen, die unbeschwerte, sorglose, goldene Kindheit. Vater und Mutter taten alles dazu, mich die Mängel und Wunder einer solchen goldenen Kinderzeit erleben zu lassen. So legten mir die Osterhasen die Eier in die Waldwiese, versteckten sie unter den Tannen oder unter den Stachel- und Johannisbeersträuchern in unserem großen Garten. Wenn die Aeste der Waldriesen sich unter ihrer Schneelast tief zur Erde bogen, flogen die Weihnachtsengel durch die Nacht und lugten zu den Fenstern herein, die oft dalb von Schnee zugepolstert waren. Ihre Flügel hörte ich rauschen, und allerorts fand ich Engelshaar und Christbaumflitter, das sie verloren hatten; mein Herz tat jedesmal einen ganzen Freudensprung vor Freude. Nirgends auf Erden gibt es noch einmal solche Weihnachtsstimmung wie im weißen Hause im Walde.

Vater spielte auf seinem Lieblings-Instrument, einer wunderbaren Harfen-Zither, die er in stillen Stunden selbst erworben hatte und dann von sachkundiger Hand ausführen ließ. Sie war aus Palisanderholz mit Ebenholzverbrämung, und sie hatte viele Elfenbein- und Perlmutterverknöpfe. Ach, wie auf ihr die Weihnachtslieder klangen — — — Mutters schöne, volle Stimme sang den Text dazu und belobte damit unser immer ein wenig zu stilles, märchenhaft verklärtes Haus.

Das Christkind baute stets hinter verschlossenen Türen seine Gaben auf; der Nikolaus, der „Heilige Mann", wie er bei uns hieß, der ließ sich in höchsteigener Person bei uns blicken. Und wie kam er an! Kein Gewand konnte feiner sein als seines. Und die milden Augen! Und der riesige, graue Bart! Letzterer imponierte mir immer besonders. Ja, er war wirklich ein Himmelsbote an Würde und Schönheit, Güte und Mildtätigkeit.

Bei uns war der Nikolaus immer recht freigebig, mußte sich schon sagen, und der Knecht Ruprecht, bei uns „Hans Muff" genannt, hat seine Rute bei mir nicht nötig gehabt, denn ich hatte allmählich eine gewisse Bewährtheit im Liedersingen und Gedichtaufsagen erlangt. Der Nikolaus war unerschöpflich im Zuhören. Wie oft habe ich hocherblickt nach seinem prallen Sack geschaut und mich vor lauter Neugier, was wohl darin sein möge, rettungslos verheddert.

Uebrigens vergesse ich niemals, daß der Nikolaus immer zuerst an Vaters Bett trat und sagte:

„Ist der Mann krank?"

Schon dem Kinde damals prägte es sich ein, daß der Nikolaus diesen Satz in unverkäuflichem Aachener Dialekt sprach, also etwa so, daß er mit hohem Laut anfang, in der Mitte beträchtlich sank und am Ende wieder hoch ging. Der Aachener Dialekt ist für den Laien recht schwer nachzuahmen, weil er so gefühlsmäßig „singt", und ich bestaunte den Nikolaus, der doch nun zweifelsohne in anderen Gegenden je nach Bedarf sächsisch, schwäbisch, bayrisch oder berlinerisch sprechen mußte! Väterchen bekam nach dieser Rede ein paar besonders große Apfelsinen auf die Bettdecke gelegt. Noch heute tut es mir tief innen im Herzen so merkwürdig weh, wenn ich an die blassen, abgezehrten Hände denke, die sich dann jedesmal in so heißer Lebensfreude um die gelbleuchtenden Früchte schlossen.

Derweil hörte man Trina, unser Hausmädchen, das unverfälschte Mädchen aus der Bachener Gegend, in der Küche fürchterlich lachen. Sie wagte sich vor bis an die Tür des Krankenzimmers. Vergebens warf Mutter ihr warnende Blicke zu. Es ging denn auch nur solange gut, bis dem „Hans Muff" die himmlische Geduld sprang. Er zerrte das kichernde, sich windende Geschöpf ans Licht und drohte ihm mit der Rute.

„Hu, was bist du für ein böses Mädchen!" knurrte er so tief in seine braune Kutte hinein, daß mir eine dicke Gänsehaut über den Rücken lief. Wie eher der Hans Muff nur den Mund auftat, schüttelte sich Trina noch mehr vor Lachen. Bums, hatte sie eine ganze Hand voll Nüsse im Gesicht. Die harten Dinger waren an dieser Stelle nun nicht gerade ein Vergnügen, aber der Trina schien das nichts auszumachen. Sie hatte einfach keinen Respekt, wieder vor dem Ruprecht, noch vor dem weißen Barte des ehrwürdigen Nikolaus. Da wurde es dem Hans Muff doch zu bunt. Er packte die Trina und begann sie ganz fürmerklich mit der Rute zu verhauen. Wie der aber da das Lachen verging — — —! Ich rief mich von der Mutter los, warf mich dem Ruprecht in den Arm und schrie:

„Du mußt sie nicht totschlagen! Sonst muß Mutter morgen alles allein machen! Sie tut es auch sicher nicht mehr — — —"

Worauf der Erzürnte sich abwandte, als habe er etwas zu verbergen (ein Lächeln etwa?) und unserer Trina noch eine Hand voll Bonbons ins Gesicht schleuderte. Nur — warum alle Anwesenden mit Mühe das Lachen verbissen — nein, das begriff ich nicht. Trina hatte keine Scheu vor Aufregung wie ein Ubrwendel. —

Als ich fünf Jahre alt war besuchte uns der Nikolaus zum letzten Mal in unserem lieben Waldhause. Man bescheerte manchmal Kinder unter sechs Jahren könnten sich später nicht mehr darauf besinnen, was sie einmal erlebt hätten; ich aber weiß jede Einzelheit noch ganz genau, als sei es wie gestern geschehen. Vater lag matt und still zu Bett und lachte nicht wie sonst. Und der Nikolaus ging zu Vater ans Bett, hielt seine Hand lange fest und sah ihm schweigend in die Augen. Dann legte er die schönsten Sachen vor Vater auf die Bettdecke. Sie hatten ihn alle so lieb, meinen Vater.

Vater sah auf die Gaben nieder, und es fiel mir auf, daß er diesmal keine Hände nicht um die gelben Sonnen der Apfelsinen schloß. Er war so kraftlos, und in den Blick, den er dem Nikolaus schenkte, lag ein Ausdruck, den eine Fünfjährige ganz gewiß noch nicht verstand, der aber auch ein Kind zu erschüttern vermochte.

Es war Väterchens, meines und überhaupt unser aller letztes Nikolausfest im Walde. Im Januar schloß der Treue, Gute, nur für uns Lebende und Denkende seine milden Augen für immer, und mit dem Ausgang dem weißen Hause fiel das Tor hinter meiner schönsten Kindheit unwiderruflich zu. Nur die Erinnerung daran hat mir niemand nehmen können. Sie scheuchte mir manche stille Feierstunde nach ernster und bitterer Arbeit.

Aus den vielen Weihnachtsgrüßen, die dem „7. Tag" aus Kreisen des Filmes und der Bühne zugingen, haben wir das nebenstehende ausgewählt. Es zeigt

Irene von Meyendorff

in weihnachtlicher Stimmung. Alle Leser des 7. Tages danken für den Festgruß und meinen es ebenso!

Foto: Tobis

Ich aber bin der Weihnachtsapfel

Eine Fabel von Paul Gurk

Als der Herbst wundhöflich anklopfte und dann mit einiger Stummstärke seine Besuchskarte abgab, um anzukündigen, er käme nun selbst und begänne mit seiner Liebkosungsbehandlung, mit dem Schütteln, betrachteten auch die Apfelbäume sorgenvoll ihre teils geratenen, teils ungeratenen Kinder. Wie viele waren schon von ihnen gegangen, vorzeitig, schon im Frühjahr! Sie hatten keine Hängefestigkeit bewiesen, waren leichtfertig, obwohl sie noch nicht einmachten waren, und hatten sich kindelnd auf die Reise gemacht. Windige Gesellen mochten ihnen zugeflüstert haben: der Apfel kürt sehr weit von Stamm! Zuweilen aber sind sogar Sprichwörter wahr. Jene Unreifen fielen sehr nah am Stamm und verschwanden scheinigst. Die gefallenen Aepfel!

Nun aber war es soweit. Die Apfelbäume mußten ihre Kinder bergeben, wie es alle tun müssen, und der Unterschied besteht nur darin, daß sie abgemacht oder abgelesen werden.

So geschah es, daß drei verschiedene Aepfel zusammen kamen, sich musterten, und dann ein Gespräch anfingen.

„Wie unrecht tat man mir, daß ich schon jetzt in die rauhe Welt entlassen werde!" sagte ein grüner Apfel mit braunen Flecken. „Ich bin so zart! Ich bin ein Nachkömmling! Ich bin so vornehm! Mein Vater hat viele Aeste und Zweige. Wir sind sehr reich. Aber das verzehe ich ihm nicht, daß er mich abschüttelte, ehe meine Ausbildung vollendet war. Ich wollte mir noch einige braune Schönheitspflästerchen zulegen!"

Ein vollreifer, praller Apfel mit roten Backen lachte über das ganze runde Gesicht und meinte: „Sie schneiden bemerkenswert auf, junger Mann! Sie sind ja noch ganz grün! Und ausgewachsen ist nur Ihre Eitelkeit! Was Sie da als braune Schönheitspflästerchen bezeichnen, sind einfach Stoffflecken oder — noch schlimmer — Wurmstellen! Vermutlich sind Sie innerlich hohl, taub und zerfressen. Darum hat man Sie auch so unfertig fallen lassen!"

„Dieses nicht, Sie ungehobelter Bursche!" lispelte der grüne Apfel sehr beleidigt. „Ich habe mir nur tiefere Gedanken gemacht — trotz meiner Jugend! Was aber sind Sie? Einfach Fleisch, Apfelfleisch, nichts weiter! Sie haben gar keine seelischen Hohlräume. Sie sind einfach dazu geboren, gefressen zu werden.

„Sie werden noch früh genug im Magen eines Schweines enden. Sie — Pflanze" sagte der rotbäckige Apfel verächtlich. „Ich bin reif. Das freut mich. Ich bin nahrhaft und gesund. Das freut mich auch noch mehr. Wer — wie bin aus Ihrer Wurmstichigkeit einfach einen Vorzug machen — und sind doch nur Schweinefraß. Ihr Herr Vater muß sehr viel Nachsicht mit Ihnen gehabt haben, daß er Ihnen solange Kost, Logis und Unterricht gegeben hat. Sie — Früchtchen! Mein Vater hätte Sie bereits im Mai zum Teufel gejagt, zu den Schweinen, obwohl ich mich dagegen verwahren will, etwas gegen diese friedfertigen, äußerst fixgen und nützlichen Tiere gesagt zu haben!"

Die beiden streitenden Apfelparteien sahen sich um, als suchten sie Unterstützung. So kam es, daß beide ein Auge auf den dritten, bisher schweigenden Apfel warfen. Sie nahmen seine Figur und seine Art in sich auf und waren beide verdutzt, der dritte Apfel sah so aus, als ob er überhaupt nicht reden könne. Er war zwar groß und gut gewachsen, aber er hatte eine Wachsfarbe und sah kalt und hart aus.

„Warum hat man Sie eigentlich schon vom Stamm entlassen" fragte der grüne, braunfleckige Apfel hochmütig.

„Weil es an der Zeit war, obwohl es noch nicht meine Zeit ist" antwortete der dritte Apfel. Er konnte sich also wirklich in der Apfelsprache ausdrücken! Man erkannte jedoch, daß er nur ungern redete.

„Sind Sie überhaupt reif?" fragte der rotbäckige Apfel.

„Nein. Ich weiß nach." —

Die beiden Aepfel waren zum erstenmal einig im Erstaunen und im Unverständnis. Sie schüttelten den Kopf, und dem Grünen platzte sogar die Haut.

„Ich denke mich zuschanden!" lispelte der Grüne erschrocken. „Ich habe nun einmal eine unglückliche Anlage und Vorliebe dafür, allem auf die Sprünge zu kommen. Foltern Sie meine Seele nicht länger. Sie Wachsgesicht! Sprechen Sie nicht in Rätseln! Bilden Sie keine neuen Worte! Das macht mich ganz tiefsinnig. Was ist mit Ihnen? Sind Sie reif oder nicht?" —

„Für den Magen eines Schweines oder für zusammengelochtes Mus brauchen Sie nicht tiefsinnig zu sein und vorzugeben, an Seele zu leiden! Aber ich gebe zu: dieser kalte, harte Apfel ist mir unverständlich!" erregte sich auch der rotbäckige Apfel. „Sind Sie überhaupt nicht essenswürdig? Etwa nur ein Schaustück, ein Ausstellungs- oder Museumsapfel? Diese unglücklichen Geschöpfe haben es ja leicht, unzeitgemäß zu sein! Aber sind Sie etwa, und das wäre ja geradezu unnatürlich, entsetzlich, sind Sie etwa überhaupt nur ein künstlicher Apfel?"

„Das wird es sein!" näselte der Grüne obenhin und legte sich noch einen Braunen Fleck zu. „Eben habe ich mich an ihm gestoßen! Er ist ganz hart, daher der neue braune Fleck. Er hat gar keinen Saft und keinen Geschmack. Er ist nachgemacht, und nicht einmal ein Schwein kann ihn fressen! Aber wie kann er dann sodom!"

„Zauberei!" sagte der Rotbäckige.

Der dicke Apfel schwieg eine Zeit. Dann sprach er. „Es ist wahr: ich bin noch sehr hart und habe augenblicklich keinen Geschmack. Ich bin noch nicht reif. Ich sagte es schon. Aber meine Zeit ist nur eine andere Zeit, als die eure. Ich werde eingelagert, schlafe und reife noch eine lange Zeit. Ich reife nach in der Ruhe, schweigend; denn ich habe eine besondere Sendung zu erfüllen."

„Aber welche denn um des Urapfelbaumes willen?" fragte der Rotbäckige mit gesunder Ungeduld und Neugier.

„Ich bin für eine hohe Zeit aufgespart! Wenn es sehr kalt sein wird und der Schnee liegt, wenn es scheint, als ob die Sonne dem Leben der Erde immer feindlicher werde und sich immer mehr entferne: dann wird ein großes Fest gefeiert in der Zeit, in der die Menschen erkennen, daß diese Sonne nicht ewig stirbt und sich abkehrt. Zur Feier der Geburt des neuen Lichtes werde ich gegessen. Dann bin ich reif, dann bin ich köstlich duftendes Apfelfleisch und bin eine Erquickung. Die schönsten von meinen Brüdern aber werden vergoldet."

„Vergoldet?" rief der Grüne empört und neidisch. „Das darf doch gar nicht sein!"

„Vergoldet — und hängen mit den silbernen Nüssen an einer geschmückten Tanne. Was zu hohen Festen reif werden soll, muß lange ruhen. Ich bin der Weihnachtsapfel!"

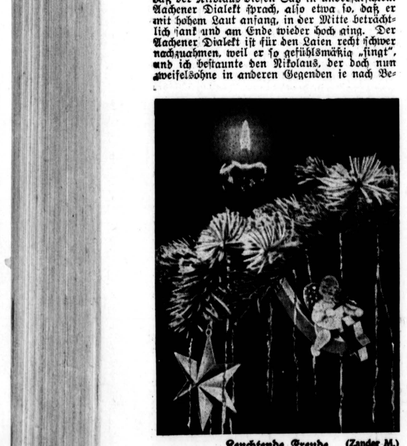
Da schwieg der rotbäckige Apfel voll Ehrfurcht, der Grüne aber redete und redete und machte solange bissige Bemerkungen, bis er weggeworfen wurde. Den Früchteisen, Frühfranken hatte es zu sehr gewurmt . . .

Zeit und Ewigkeit

Ein Jahr ist für die Ewigkeit
Ein kurzer Traum.
Ist auf der Orgel nur ein Klang
Im Weltenraum.

Wir selbst sind für die Ewigkeit
Ein Halm im Feld.
Und doch vollbringt sich groß in uns
Die ganze Welt.

Adolf Woderich



Leuchtende Freude (Zander M.)

Aus dem Stoff vom Gabentisch

Hat nach altem Brauch ein geschenkter Stoff zu Weihnachten die Empfängerin erfreut, dann beginnt bald das Kopfzerbrechen, wie man ihn hübsch und geschmackvoll verarbeiten soll. Stoffe sind eigenwillig. Sie erwarten, daß man ihre Eigenart berücksichtigt und sie nur zu dem verwendet, wofür ihr modischer Schöpfer sie bestimmt hat. Sportliches und Garniertes wollen voneinander getrennt gehalten werden. Tageskleider und Abendkleider folgen verschiedenen Gesetzen. Weiche Gewebe eignen sich nicht für die gleichen Vorlagen wie konsistentere Stoffe.

Steht beispielsweise ein dicker schwarzer Stoff zur Verfügung, ein schweres Tuch, ein Woll-Velours oder ein anderer nachmittäglicher Straßenstoff, dann sollte daraus nur ein eleganter Mantel oder ein schönes Kostüm gemacht werden. Reich mit Persianer, Scalkanin oder Webpelz verbrämt, entsteht ein Kleidungsstück, an dem man seine Freude hat. Graue oder bräunliche Fischgrät- und Noppenstoffe werden dagegen in sportlichen Macharten weit besser zu ihrem Recht kommen.

Wollene Kleiderstoffe in der Art der heute so beliebten Waschwolle eignen sich ebenfalls gut für sportliche Formen. Falten und Knopfschluß, ein Bubenkragen und ein schlanker anspruchsloser Aermel sind hier am richtigen Platz. Vielleicht lag ein netter Ledergürtel dem Geschenk bei. Jedenfalls hebt ein Ledergürtel den flotten Eindruck, den einfache Tageskleider aus einfarbigen oder zweifarbig melierten oder schottisch karierten Wollstoffen machen.

Steht dagegen Wollspitzenstoff zur Verfügung oder eine reliefgemusterte Kunstseide, Jacket, das erlesene Material würdig zu verwenden. Man denkt an ein feines Nachmittagskleid, handschuheng zwischen Büste und Hüfte, mit Falten am Rock und leichter Einreihung oben. In reizender Weise ließe sich die schlanke Mittelpartie mit Samtband umspannen. Eine Blume am Hals müßte zu diesem Samtband farblich passen.

Aus dunkler Seide werden vornehme, großzügige Abendkleider gestaltet. Das lange schwarze Tageskleid behält für Theaterbesuche und kleine Gesellschaften seine bevorzugte Stellung.

Ballkleider dagegen, in denen Jugend sich im Tanz wiegt, sind heute fast ausschließlich farbig. Ist der geschenkte Stoff also ein heller Taft oder Moiree, nähe man ein bezauberndes Stillleid daraus.

Vielleicht reicht aber der Stoff unter dem Lichterbaum nicht für ein ganzes Kleid. Zu einer Bluse langt er dann immer noch. Weichfallende Seiden, Georgette, Satinkrepp und ähnliches verlangt nach einer weichen Machart, etwa in Wickelform mit langen Bündchenärmeln. Und karierte Taffete verwandele man in kurzärmelige Blüschen mit einer Nackenschleife am Stehkragelchen. M. Cl.

Gans, Truthahn und Plumpudding

Festgerichte aus aller Welt

„Jedem ein gutes Fest und ein fröhliches Neujahr und einen gebratenen Boael auf den Tisch!" — so lautet ein alter Wunsch in dieser verheißungsvollen Zeit. Hoffen wir, daß er auch diesmal in Erfüllung geht und daß der gute Vogel in der herkömmlichen Form sich wieder recht knusprig darbieten möge. Koch- und Bratrezepte sind dabei nicht vonnöten, aber in früheren Zeiten machten sich die Köche oft Kopfschmerzen darüber. Anscheinend hat es recht lange gedauert, bis man die richtige Zubereitung der Weihnachtsgans entdeckte. Tatsache rand, der leibkoch Karls VI. schrieb folgendes vor: „Gute Gans", fett und gebraten, wird mit Knoblauchzehe, mit schwarzem Pfeffer und dicker Sauce gegessen. Manche essen auch eine andere Sauce dazu: Knoblauch in gewöhnlichem Wasser oder Brühe aufgeweicht; aber es gibt noch größere Leckermäuler. Wenn die Gans gebraten ist, trägt man sie zu den Gemüsehändlern, die sie so geschickt in Stücke und Streifen zerlegen, daß jedes Stück Haut, Fleisch und Knochen hat." Der weitere der Kochkunst rät aber auch, die Gans in Suppe zu kochen oder sie zu pökeln und dabei den Senf nicht zu sparen. Auch die Zubereitung der Petersilientunke war damals schon bekannt. Das Gänseklein allerdings sollte mit Kresse über Röstbrot gebundenen Eiertunke begossen werden. — Zur Zeit des englischen Königs Richard II. wurden Gänse und anderes Geflügel gewöhnlich zerschnitten und als Ragout bereitet. Das hatte wohl seinen Grund am Fehlen der Eßgeräte. Ganze Gänse ließen sich an einer festlichen Tafel schwer verteilen. Die losfaren Gewänder hätten darunter gelitten; also bereitete man die Gans zerschnitten zu, wie ein Ragout und führte die einzelnen Stücke mit Hilfe eines Brotstückes in den Mund. Auch hier erschien die Gans in einer Tunke aus Fett, Milch, Saffran und geriebenem Knoblauch.

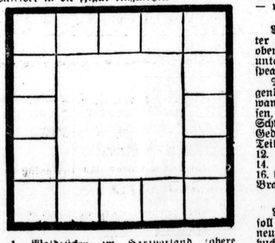
Auf der englischen Weihnachtstafel darf vor allem der Truthahn nicht fehlen. Der große gebratene Vogel wird festlich hergerichtet und mit Zitronenscheiben umgeben. In früherer Zeit erschien der Eberkopf als Festgericht auf der Tafel. Nicht verpassen werden darf dabei der Plumpudding, der genau wie heute schon früher in jeder englischen Familie die Hauptrolle spielte. Feierte doch selbst die Mannschaft der Polarexpedition zur Auffindung Franklins im Jahre 1846 in ihrem Winterlager das Weihnachtsfest mit dem unvermeidlichen Plumpudding, allerdings mit Seezwiebackmehl hergestellt, da es sonst am Notwendigsten fehlte. Sobald die Reste des Truthahns vom Tisch der Gewanden sind, erscheint der Plumpudding als brennende Wunderkugel in dazu bestimmter Schale. Ein echtes Plumpudding-Rezept sei zur Vervollständigung angegeben: Das Weichteile in Rindermark und zwar kleingerührt, etwa 250 Gramm, dazu kommt ebensoviel Zucker, sechs Eiweiß, die geriebene Schale einer Zitrone und dann vor allem Rosinen, Korinthen, süße und bittere Mandeln, Pomeranzenschale und Zitronat; auch ein halbes Pfund Mehl schlt nicht und der Schnee von drei Eiern. Außerdem Zimt und Rum. Diese schwere Masse wird ärlindlich verrührt und durchgeknetet, darauf an einer Kugel geballt und in ein weißes Leinentuch eingebunden. Im kochenden Wasser muß die Kugel zwei Stunden verweilen, bevor sie den begehrlichen Augen vorgesetzt wird.

Füllrätsel.

Aus den 12 Buchstaben:

a a a a. d e. i. l l. m r

sind vier Wörter mit nachstehender Bedeutung zusammenzustellen und unter Freilassung der Eckfelder in die Figur einzusetzen.



1. Waldbrücken im Harzvorland (obere waagerechte Reihe) 2. weiblicher Personenname unterer waagerechte Reihe) 3. schlangenförmiger Fisch (linke senkrechte Reihe) 4. römischer Hausgott (rechte senkrechte Reihe).

Werden nunmehr die Buchstaben:

a e m i

in die vier freien Eckfelder eingesetzt so entstehen vier neue Hauptwörter. Wie lauten diese?

Denkpiratenaufgabe.

In einem Stalle sind Kaninchen und Fasanen. Sie haben zusammen 34 Köpfe und 98 Füße. Wieviel Tiere jeder Art sind vorhanden?

Silbenrätsel.

aar — al — au — bach — bal — bar — can — de — de — dei — den — dy — e — ef — en — en — gau — ge — ger — gold — hun — ja — kel — la — li — ling — lom — mi — — mit — na — na — neun — now — ra — re — roß — sau — sen — stein — tal — te — the — wen

Aus den vorstehenden Silben sind 17 Wörter zu bilden deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Zitat von Shakespeare ergeben.

Die zusammengesetzten Silben haben folgende Bedeutung: 1. Sprengstoff, 2. Verwandter 3 Schlachtort in der Provinz Sachsen, 4. Quellnymphe 5. Kanton in der Schweiz, 6 erhaben ausgearbeitetes Bild 7. Gedichtform, 8. Insektenlarve, 9 Fisch, 10. Teil von Italien, 11. schleswigsche Insel, 12. Pflanztrop, 13 Rebenfluß der Weser, 14. Hegerung, 15. slawischer Volksstamm, 16. biblische Person, 17. Stadt in der Provinz Brandenburg

Verschmelzungsaufgabe.

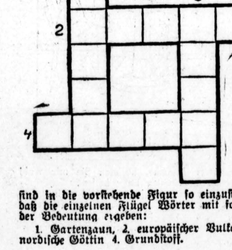
Aus den nachstehenden je zwei Wörtern soll durch Umstellen der Buchstaben je ein neues Wort gebildet werden. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben, aneinandergereiht, eine winterliche Naturerscheinung.

Este — Tatt	Eilbote
Ar — Loch	Kirchengesang
Heil — Porto	wohlriechende Blume
Genie — Ural	Nervenschmerz
Peru — Tee	Mine
Lene — Met	Grundstoff
Loge — Nabt	Bezahlung
Ria — Stich	Krankheit
Besen — Elm	Zusammenspiel
Rinne — Saul	Inselbewohner
Mob — Stab	Wortschwall
Satte — Speer	Viehhüter
Rosen — Saa	einer, der andere für sich zahlen läßt.

Magisches Flügelrätsel.

Die 16 Buchstaben:

a a a a, e e e, h. t. l. n n n, r. s. t



sind in die vorstehende Figur so einzustellen, daß die einzelnen Flügel Wörter mit folgender Bedeutung ergeben:

1. Gartengaun, 2. europäischer Vulkan, 3 nordische Göttin 4. Grundstoff.

Gleichklang.

Wie heißt mit einem Wort,
Wer die zwei Silben hätte:
Er brachte gern was fort
Und bliebe gern im Bette;
Er mochte dienstbereit,
Am Reisen sich entlasten
Und wird am Arbeitsseit
Sich niemals überhasten;
Tut eifrig manchen Gang
Und lebt von dem Geschäfte,
Auch ißvrnt ihn stets sein Hang
Zur Schonung seiner Kräfte.

Verschmilz die Wörter.

Aus den nachstehend aufgeführten je zwei Wörtern soll durch Verschmelzen und Umstellen der Buchstaben je ein neues Wort gebildet werden. Die Anfangsbuchstaben dieser müssen dann, miteinander verbunden die treuesten Helferinnen für den Obstlegen nennen.

Mond	Narbe	scharfer Wachhund
Bani	Gran	Freytaach Romanh.
Hebe	Leiste	Koferm für Gattin
Ebene	Sod	deutscher Binnensee
Erato	Prim	Herrschertitel
Este	Sparte	Futterpflanze
Ney	Ordner	Nordseeinsel
Gruen	Rinne	unvergessenes
Garn	Lei	türkische Wasserpfeife

Rätsel.

Ich mache einen Jüngling aus dem Greis;
Ich fleuge oft den jungen Mann zu Kopf;
Es hat mich mancher, ohne daß man's weiß.
Dies eine bitt' ich: Nimm mich nicht beim Schopf.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Magische Quadrate: Bett-Tuch, Geiz-Zais Mast-Stab Tor-Moos.

Doppelpyramide: i ei. bei. sieb. bisle. Ader sibi- eisi se es i.

Bilderrätsel: Geduld ist bitter, aber sie trägt ihre Frucht

Ordnungsumbildung: Dalrny Winnow Demmin Penver Kalsan Dolgde. Rams'au Elve. Thale Basel. Weimar Burg-städt.

Silbenaustausch: Dotter Advau. Seite Erich Aler Nachtisch Tirol Odin. Klempe Fresko Granne Eren Raster Idol. Chemie Hopfen Trosse. — Das Eintopfgericht.

Vielfältig: Schein

Streifenrätsel: Wer sich zu fragen schämt, der lernet nichts.

Doppelsinnig: Kamm.

Der Herr Haushaltungsvorstand

Heiteres Geschichtchen von Georg W. Pijet

Atemlos keucht der Kolonialwarenhändler Erbstroh hinter seinem Ladentisch auf und nieder, schleppt Tüten, Büchsen, Fläschchen, Kistchen und Pakete heran, notiert, kassiert, vollführt einen Bückling und flitzt wieder davon. Warenhügel türmen sich auf dem Ladentisch. Davor pressen sich die Kundinnen. Unruhig drängen sie näher heran, schieben sich aufdringlich in jeden entstehenden Spalt und hetzen den Kaufmann wie einen Marathonläufer durch den Laden. Es ist Sonnabend gegen die Feierstunde. Glänzende Schweißperlen stürzen dem gehetzten Manne übers rote Gesicht.

Da schiebt sich ein ungefähr zwölfjähriger Junge bis zum Ladentisch vor, stippt keck seine Nasenspitze in die Luft, zieht ein Fettecken und öffnet sprungbereit seinen Mund. Niemand hat ihn auftauchen sehen. Auf einmal steht er mitten unter ihnen. Wie aus der Erde gewachsen. Die Frauen schüttelten verwundert den Kopf.

„Jetzt bin ich dran!" ruft er energisch und übertönt hell den Schrei einer Kundin: „Ein Pfund Sauerkohl!"

„Drei Pfund Butter!" fordert er.

Erbstroh schöpft einen Augenblick Atem. Dann saust er auf die Butterfässer zu, beugt sich darüber, klatscht und wiegt und packt ein.

„Und vier Brote! liest der Junge von seinem Zettel ab.

„Vier Brote?" fragt Erbstroh verwundert. Der Junge nickt. Der Kaufmann stürmt davon.

„Ihr habt wohl Angst, daß morgen 'ne Hungersnot ausbricht, was?" zischelt eine Frau über seinen Kopf hinweg. Gelächter. Auch Erbstroh schmunzelt.

„Und ein Pfund Wurst!" fährt der Kleine fort, ohne sich beirren zu lassen. „Leberwurst!" setzt er hinzu. Ein Wurstleib fliegt auf die Waage: „Ein Pfund!"

„In Scheiben!" fordert der Junge.

Erbstroh kneift seine Stirn zusammen und beginnt zu schneiden.

„Könnt ihr das nicht zu Hause schneiden?" beschweren sich die Frauen.

Der Junge gibt keine Antwort. Er läßt sich überhaupt nicht aus seiner Ruhe bringen. „Ein Pfund Käse!" fordert er.

„Auch in Scheiben?" fragen drei Frauen zugleich. Der Junge nickt. Zerknirscht stemmt Erbstroh das Messer durch den Käse.

„Kerschneiden Sie man nicht die Löcher mit!" wirft ein Kobold aus der Ecke. Gelächter. Auch Erbstroh erlaubt sich zu schmunzeln.

„Und fünf Pfund Zucker!" liest der Kleine weiter von seinem Zettel ab.

Das geht schneller. Auch Mehl, Grieß und Reis sind in abgewogenen Pfundtüten vorrätig. Der Kaufmann schöpft tief Atem, während der Kleine weiter entziffert:

„Zwanzig Eier!"

„. . . siebzehn, achtzehn, neunzehn . . ." zählt Erbstroh.

„Bei euch ist wohl morgen Hochzeit?" brummt's ihm über den Scheitel zu.

„Zwei Pfund Pflaumenmus!" fordert der Kleine weiter.

Erbstroh flitzt. Die Frauen treten ungeduldig auf ihren Absätzen herum. „Himmel, dauert das lange!" zischte eine.

„Laß uns auch noch was im Laden!" ruft eine andere dem Jungen zu.

„Ein Pfund Salz!" liest er vom Blatt ab.

Ein mächtiger Berg wächst in die Höhe. Der Junge kann seine Nase nicht mehr darüberstecken. Aber noch ist sein Zettel nicht heruntergelesen.

„Der ist wohl für dich, was?" kichert einer.

„Und einen Hering!"

„Gegen den Kater?" scherzt jemand von hinten. Eine Weile löst sich alles wieder in fröhliches Schmunzeln auf. Nur der Junge verzieht keinen Muskel.

„Alles?" fragt der Kaufmann aufatmend.

Der Junge nickt. „Wieviel macht denn das zusammen?" fragt er.

Erbstroh beugt sich rechnend über seinen Block. Er brummelt, zischt und verkündet dann heiser: „Achtzehn Mark und dreiundvierzig Pfennige."

„So viel macht das?" Der Junge starrt erschrocken auf.

Der Kaufmann nickt.

„Haben Sie sich auch nicht verrechnet?" fragt der Kleine.

Der Kaufmann überfliegt nochmals die Rechnung: „Stimmt!"

Da schüttelte der Junge den Kopf. „Das geht ja nicht", meint er sehr besorgt. Ueber seine Stirn kraucht eine Raupe.

„Reicht's denn nicht?" fragt Erbstroh gemütlich.

Die Frauen treten ungeduldig mit ihren Schuhen auf. Knallen mit den Absätzen.

„Nein, das können wir ja nicht machen", brabbelt der Junge weiter vor sich hin.

„Na, wieviel hast du denn mit?" fragt der Kaufmann ungeduldig.

„Gar nichts!" antwortet der Junge ruhig.

„Gar nichts?" schreit der Kaufmann. Der halbe Laden fischt mit.

Da stottert der Junge heraus: „Meine Mutter will nämlich meinen Vater fortschicken. Und da muß ich doch dann die Familie ernähren . . . Deshalb wollt' ich nur wissen, wieviel Geld das alles kostet für eine Woche. Aber das ist ja viel zu viel. So viel Geld hab' ich ja gar nicht in meiner Sparkasse. Da müssen wir eben den Vater noch behalten. Das werde ich Mutter also beibringen."

Damit verschwindet sein Wuschelkopf im Gewirr der verdutzten Frauen.

Belehrung

Pietke: „Mein Nachbar hat gesagt, ich hätte das Pulver nicht erfunden. Kann ich ihn deshalb wegen Beleidigung belangen?"

Rechtsanwalt: „Nein! Denn das Pulver ist bis jetzt nur von einem Menschen erfunden; da kann man billigerweise nicht verlangen, daß gerade Sie der zweite sein sollen."

*

Zwei Zirkusleute sitzen beisammen.

„Weißt du schon, daß Willi vorunglückt ist?" erzählt der eine.

„Nein", sagt der andere erschrocken. „Was ist ihm denn passiert?"

„Es war schrecklich traurig. Er gähnte, brach ein Bein und renkte sich eine Schulter aus."

„Weil er gähnte?"

„Ja, er hing ja mit den Zähnen am Trapez!"

So kann man's auch sehen

Mutter: „Ich an deiner Stelle würde mich schämen, als so großer Junge noch mit den Kleinen in derselben Klasse zu sitzen."

Junge: „Ich sehe die Sache von einer ganz anderen Seite an, Mutti. Ich freue mich immer, wenn ich sehe, wie stolz die Kleinen darauf sind, daß sie mit einem großen Jungen wie ich in derselben Klasse sitzen."

*

Mutter: „Du hättest schreien müssen, als Albert dich küßte! Warum tatest du das nicht?"

Tochter: „Er drohte mir so furchtbar."

Mutter: „Was drohte er denn?"

Tochter: „Daß er mich nie wieder küssen würde, wenn ich schreie!" (Neue J. Z.)

„Vati, die neue Laubsäge geht aber fein!"

Dankbarkeit

Ein junges Mädchen verlangt eine Sechspfennigmarke am Postschalter. Dabei kommt sie dem ausbessernden Beamten bekannt vor, und schon fragt er: „Kennen Sie mich denn nicht wieder?"

„Nein!"

„Ich habe Sie doch im vorigen Sommer, als Sie mit dem Boot kenterten, an Land gerettet!"

„Ach ja . . . richtig!" stammelt das Mädchen errötend. „Bitte, dann geben Sie zehn Sechspfennigmarken!"

*

Ein Reisender ist im Begriff, auf den Bahnsteig zu gehen, als ihn der Beamte an der Sperre mit den Worten anhält: „Erlauben Sie, was soll ich denn mit der Schokolade?"

„Donnerwetter", entschuldigt sich der, „da muß ich ja mein Geld in den falschen Automaten gesteckt haben!" (Guerin Meschino.)

*

Im D-Zug nach Stuttgart sitzen zwei alte Damen. Kurz hinter Frankfurt kommen sie ins Gespräch.

„Wo fahren Sie denn hin?" fragt die eine.

„Nach Berlin. — Und Sie?"

„Ich fahre nach Köln."

Die beiden schütteln verwundert den Kopf.

„Es ist doch wirklich wundervoll", meint dann die eine, „dieser Fortschritt des Verkehrs! Wir fahren jede in eine andere Richtung und können doch im selben Zug sitzen." (Koralle.)

*

„Ich habe gehört, Sie haben ein Baby adoptiert?"

„Ja, zwei Monate alt — einen kleinen Engländer."

„Ja, wissen Sie — wenn er erst zu sprechen anfängt, haben meine Frau und ich die beste Gelegenheit, Englisch zu lernen!"

*

„Guten Tag, Herr Professor! Sie kennen mich wohl nicht mehr?"

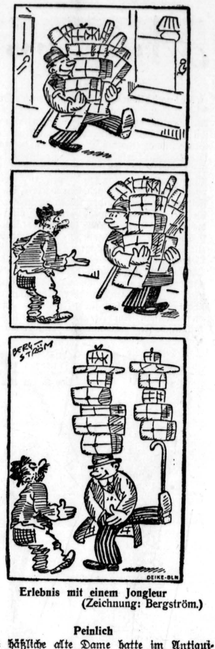
„Hm, wenn ich mich nicht irre, habe ich das Vergnügen mit Herrn Baurat Bock. Wenn ich mich aber irre, sind Sie der Herr Apotheker Galle."

*

Zahnarzt: „Fräulein, ganz so weit brauchen Sie Ihren Mund nicht aufzumachen!"

Patientin: „Ist's nicht nötig?"

Zahnarzt: „Nein! — Wenn ich den Zahn ziehe, muß ich dabei ja doch draußen stehenbleiben!" (The Humorist.)



Erlebnis mit einem Jongleur
(Zeichnung: Bergström.)

Peinlich

Die hässliche alte Dame hatte im Antiquitätenladen lange gesucht und überall etwas auszusetzen gehabt, dann sagte sie: „Was haben Sie denn dort in der Ecke für eine häßliche Figur stehen?"

„Verzeihen Sie, Madame, das ist ein Spiegel!" (Lustige Blätter.)

*

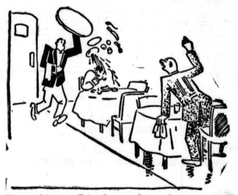
Als die Filmvorstellung beginnen sollte, drehte sich die Dame zu dem hinter ihr sitzenden Herrn und fragte: „Stört Sie die Feder an meinem Hut?"

„Ganz und gar nicht", erwidert mit freundlichem Lächeln der Gefragte. „Der Herr, der vor mir hier saß, hat die Feder bereits abgeschnitten!" (Der Stern.)

Beispiele

Der Lehrer: „Unsere Zahlen haben wir von den Arabern bekommen und unseren Kalender von den Römern. Wer von euch kann mir weitere Beispiele nennen?"

Schnell hebt der kleine Peter den Finger und sagt: „Ich! Unsere Wäscheleine haben wir von Meiers und unsere Leiter von Lehmanns." (Punch.)



„Herr Ober! Die Suppe hatte ich bestellt!" (Judge.)

„Schau einer an, da läuft ein lebendiges Negativ!" (Telegraaf.)

Im Eifer

„Hast du dir schon mal einen Zahn ziehen lassen, Vater?"

„Einen, mein Junge?! Hunderte, hunderte, sage ich dir!" (Domenica del Corriere.)

„Ach, Liebling, gehen wir jetzt lieber. Wie es endet, werde ich dir auf dem Nachhauseweg zeigen." („Humorist", London.)

In der Straßenbahn

Zu einer reizenden Dame mit einem rotblonden Haarschopf sagt ein Jüngling, der neben ihr sitzt:

„Ich rücke lieber ein Stückchen hinweg, damit ich nicht Feuer fange."

Antwortet die Rotblonde: „Ueberflüssige Angst, grünes Holz brennt nicht!"

„Ach Herr Mumme, könnten Sie mir wohl aus meiner bedrückten Lage helfen?"
„Mit einer Ausrede ja, mit Geld nicht!" (Beye.)

Ein Radikalmittel

„Bruno hat das Rauchen aufgegeben!"

„Wie hat er denn das fertiggebracht?"

„Er hat seine Pfeife an einem Benzintank ausgeklopft!" (Tit Bits.)

*

„Sie sind gewiß schon in schrecklichen Lagen auf See gewesen, nicht wahr, Herr Kapitän?"

„Eenmal — — da war uns' Rum alle!"

„DER 7. TAG"
Auflage z. Zt. über 40 000

HEIRATS-WUNSCHE

finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntagszeitung **„Der 7. Tag"** Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Nehmen Sie bitte

bei allen Bestellungen, Anfragen, Bewerbungen usw auf die Anzeigen im „7. Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt daß die Anzeigen im „7. Tag" Erfolg haben

Weihnachtswunsch!

Zwei Freundinnen, 23 u. 26 Jahre, suchen geb. Herren in sicherer Stellg. Prima Qualität u. Vermög. vorh. Bildzuschr. unter Nr 1161/1 „Der 7. Tag", Paderborn.

Endvierzigerin, 1,68 groß, hellblond, angenehm, Witwe, gute fraul. Eigenschaft., etw. Vermög., wünscht charaktero., tücht. Herrn in gut. Pos. kennen zu lernen. Zuschr. unter Nr. 1176/2 „Der 7. Tag", Paderborn.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": 3. Vj. 38: 34350. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.